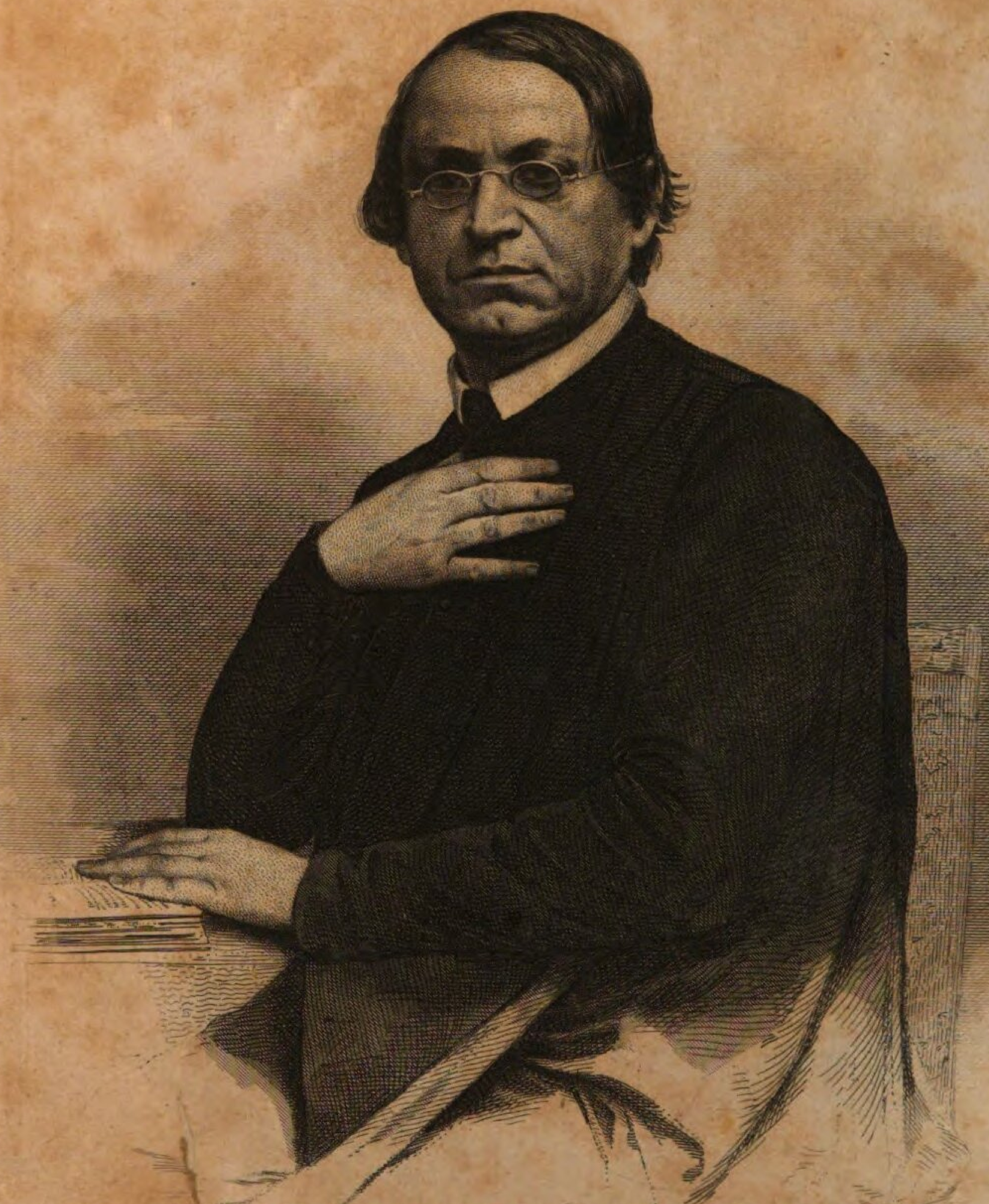


Nach einem Daguerrectyp von Jacob Seib.

Beda Weber.

Lebens- und Literatur-Bild.

Mein Ausdruck war von jeher entschieden und derb. Ich wollte meine Art nicht allzusehr zwingen; wer weiß, ob sie es überhaupt hätte erlernen können. Den Teufel nenne ich Teufel, und Christus meinen Gott und Herrn. Was mir an Höflichkeit abgeht, hoffe ich durch Aufrichtigkeit einigermaßen zu ersetzen.

An der Donau, wie am Rhein,
Laßt uns alle Ultra sein,
Ultra in der Lieb' und Treue
Für das Vaterland, das freie.

Regensburg.
Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1858.

Herrn Josef Frühauf

und

Frau Auguste Frühauf

in Frankfurt am Main

zugeeignet.

Nachruf

an

Beda Weber.

Leb' wohl, du sel'ger, du verklärter Geist;
Du ziehst nun froh und frei die lichten Bahnen.
Wie viel du wohl zu dieser Frist schon weißt,
Wovon dem ird'schen Wissen nichts mag ahnen!

So ernstlich war dein Streben Tag für Tag!
Zu schaffen, rastlos — dies nur galt dir Leben:
Nun wird dir Antwort auf so manche Frag' —
Im Schau'n und Ruh'n wird Alles dir gegeben.

Du setztest dir ein schönes, heil'ges Ziel:
Der Ehre Gottes galt's, dem Heil der Brüder.
Es war der Arbeit niemals dir zu viel,
Warst früh und spät der Heerde treuer Hüter.

Wie mancher Geist blickt sehnend nun nach dir,
Den du geführt, erleuchtet und getragen!
O rath' und hilf noch Allen — und auch mir,
Wenn uns're Seelen kindlich dich befragen.

Wie war dein Auferstehungsmorgen schön!
Mit naher Orgelklänge sanftem Wehen
Schwebst du hinauf nach jenen lichten Höh'n,
Mit Weihrauchduft und heil'gen Opfers Flehen.

Wie war dein Auferstehungsmorgen schön!

A. F.

Beda Weber.

Sein Leben und Wirken.

Als die katholische Gemeinde in Frankfurt am Main am 3. März dieses Jahres in schmerzlicher Trauer die sterblichen Reste ihres Seelsorgers zur letzten Ruhe brachte, da war bereits durch das ganze katholische Deutschland die Schreckenskunde ergangen, daß wieder einer seiner wenigen Kraftmänner, seiner festesten Stützen aus dem rastlosen Kampfe des irdischen Daseyns erlöset worden.

Nachdem Beda Weber noch am Freitag den 26. Februar des Abends eine Predigt in der altehrwürdigen Bartholomäuskirche, der durch seine Energie einer ihrer hohen geschichtlichen Bedeutung und baulichen Schönheit würdigen Wiederherstellung entgegengehenden Krönungskirche so vieler deutscher Kaiser, gehalten — die letzte jener Fastenpredigten, mit welchen er auf seine Gemeinde so unermeßlich gewirkt, — nahm ihn am Morgen des darauf folgenden Sonntags während des in seiner Pfarrkirche

gehaltenen Hochamtes ein jäher Tod hinweg, als er im Begriffe war, sich vom Lager zu erheben. Der Geistliche stand bereits auf der Kanzel, um die Predigt nach der heil. Meßfeier zu beginnen, als ein Kirchendiener zu ihm heraufstieg, um ihm einige Worte zuzuflüstern. In tiefster Erschütterung gab sofort der Geistliche in wenig Worten der zahlreich versammelten Gemeinde Kunde von dem schweren Verluste, der sie betroffen, und ein Weheruf, ein Schluchzen und lautes Weinen ging durch die ganze große Kirche. Das war die erste, aber auch erhabenste Anerkennung, welche dem priesterlichen, dem seelsorgerlichen Wirken des Dahingeschiedenen diejenigen darbrachten, denen er Hirt und geistlicher Führer in der vollsten Bedeutung des großen Wortes gewesen. Und dieses unverwerflichste Todtengericht bestätigten alsbald die Trauerstimmen um den unerschrockenen Vorkämpfer für das Recht der Religion, die nicht bloß aus seinen heimathlichen Bergen, sondern aus allen Theilen Deutschlands sich vernehmen ließen. Und wo immer der Tod Beda Weber's besprochen wurde, da wagte Niemand in Abrede zu stellen, daß unsre Literatur eine ihrer hervorragendsten Kräfte in ihrer vollsten Blüthe verloren.

Der Schlag wirkte, namentlich in Frankfurt, wahrhaft betäubend, obgleich Beda Weber's sonst so kräftige Gesundheit schon seit einigen Jahren arg erschüttert war und rasch auf einander folgende schwere Krankheiten ihn heimgesucht hatten. Nur

seine große geistige Kraft und sein starker Wille, als letztes Mittel eine Reise, am liebsten in die Heimath, hatten ihn aufrecht erhalten unter den schweren, herben Pflichten, die ihm als katholischen Pfarrer in Frankfurt und Domkapitular von Limburg oblagen, unter den bittern Erfahrungen, welche seine Stellung ihm vorbehielt. Seit den ächtesten Sohn des romantischen Tirolerlandes, den frohen Benediktiner-Mönch, den sinnigen Dichter und begeisterten Erzähler die Wogen vom Jahre 1848 an die Ufer des Mains geworfen, hatte er einen unausgesetzten Kampf zu führen gehabt, der ihn fast nöthigte, als ein Anderer aus seiner friedlichen Vergangenheit herauszutreten. Aber diese Umwandlung pflanzte den Keim des Siechthums in seine Brust, sie griff ihm an's Herz. Der Stadtpfarrer zu Frankfurt war nicht mehr der P. Beda Weber, wie er i. J. 1848 in die Paulskirche einzog. Dieser Beda Weber war längst gestorben, schon bald nach Lichnowsky und Auerswald, ist jüngst gesagt worden, und das ist wohl richtig. Es zeigt sich dieß auch bei einer Vergleichung dessen, was er vor und was er während seiner Frankfurter Periode geschrieben. Wir verweisen auf seine „Umrisse aus der Paulskirche" in den „Charakterbildern", die im ersten Eindrucke der damaligen außerordentlichen Zeitumstände entstanden und welche die Sprache von 1848 reden, „wo seidene Handschuhe wenig im Gebrauche standen," insbesondere aber auf seine nachgelassenen „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben",

wo recht eigentlich der katholische Pfarrer zu Frankfurt und Dignitär des rheinischen Bisthums Limburg sein bis zum Ersticken gepreßtes Herz ausschüttet, wo ein unheimliches Charfreitagsdunkel von grellen Streiflichtern durchzuckt wird, wo er nur Erfahrnes und Erlebtes ausspricht, aussprechen mußte als innerste Herzensangelegenheit. Er war sich wohl bewußt, daß dies Buch eine gewichtige Thatsache sei, aber er war so ruhig über den möglichen Erfolg und Rückschlag der Veröffentlichung, daß sich fast der Gedanke aufdrängt, er habe geahnt, daß seine Tage gezählt seien, als er den letzten Druckbogen kurz vor seinem Ende durchsah. Gehören doch auch folgende Zeilen, die er in ein Stammbuch schrieb, seiner letzten Lebenszeit an:

„Denket nicht an meine Noth
In dem ird'schen Kleide;
Allen Gram verschlingt der Tod,
Ewig lebt die Freude!

Weint mir keine Thräne nach,
Daß sie mich nicht quäle,
In das Weltmeer eilt der Bach,
Und zu Gott die Seele.

Setzt mir keinen schweren Stein,
Und kein Bild der Schmerzen;
Leicht will ich im Tode sein
Mit gebroch'nem Herzen.“

Natürlich sind diese Andeutungen nicht dahin zu verstehen, als sollte von Beda Weber behauptet

werden, es sei zu irgend einer Periode seines Lebens eine totale geistige Umwandlung mit ihm vorgegangen. Wahrlich nicht. Aber die Bürde, welche er in Frankfurt auf sich nahm, die er als treuer Diener und Priester seines Herrn und Gottes bis an's Ende auf starken Schultern getragen, wies ihn in eine Bahn, zu deren Durchwandlung er zunächst das Opfer seiner literarischen Vergangenheit bringen mußte, an welche er alsdann nicht einmal gerne sich erinnert sah. Er war in einen Wirkungskreis gewiesen, mit welchem die sonnig heitern Erinnerungen des Tiroler Lebens, die milde Harmonie seines frühern Schaffens und Dichtens sich nicht vertrugen. In allem Uebrigen, zumal im Kern seiner heiligen Ueberzeugungen, in dem erstaunlichen Können und Wissen, das er bemeisterte, war zwischen dem Professor zu Meran und dem Pfarrer in Frankfurt kein Unterschied, und wenn je Einer, so durfte er — in dem Vorwort zu den „Predigten an's Tiroler Volk" — von sich sagen: „Ich habe beim Durchlesen dieser fast dreißig Jahre alten Papiere bemerkt, daß in meinen religiösen Ueberzeugungen bis auf diesen Tag keine Umwandlung Statt gefunden. Wie an der Etsch in den Tagen feuriger Jugend, so klingt das Wort der heil. Verkündigung noch heute am Main in einem Alter von dreiundfünfzig Jahren."

Und in der That, Beda Weber war ein wahrhafter Priesterheld, ein Held durch die Wärme und Begeisterung, mit der er die Aufgaben des hohen priesterlichen Berufes erfaßte, durch die unerschüt-

terliche Kraft und keines Hindernisses achtende Stärke, die er im Kampfe für seine Ueberzeugungen entfaltete, durch die Ritterlichkeit, womit er die Waffen in diesem Kampfe führte — Eigenschaften, die auch dem Gegner Achtung abnöthigten und ängstliche Freunde rasch wieder versöhnten, wenn sein reiner und rascher Eifer ihn vielleicht über das Ziel hinausgeführt hatte. Mit ihm ist — wie eine Besprechung seines letzten und bedeutendsten Buches treffend sagt*) — „eine jener immergrünen Naturen aus unserer Mitte geschieden, welche in dieser blasirten Zeit täglich seltener werden, und ihr Nachwuchs immer hoffnungsloser. Man mußte ordentlich seinen Taufschein studiren, um sich zu überzeugen, daß auch er älter werde; und selbst die persönliche Bekanntschaft des schönen stattlichen Mannes mit der Adler-Physiognomie zerstörte den Glauben an seine ewige Jugend nicht. Daher die schmerzliche Ueberraschung weit und breit bei der Nachricht von seinem schnellen Tode.“ — Das meisterhafte Bild, welches Beda Weber von Andreas Hofer entworfen, paßt in vielen Zügen auch auf diesen ächten Sohn der tiroler Berge, dessen ganzes Leben ein erfrischender Luftzug aus dem romantischen Gebirgslande war, das er so meisterhaft geschildert, so begeisterungsvoll besungen. Er war sich selbst bewußt ein ächter Tiroler, und mit diesem Palladium versehen konnte er sich einer Welt zeigen. Kaum hatte sich die Knospe der Wissenschaft bei der ihm

*) „Beda Webers letzte Charakter-Zeichnungen und ihr praktischer Nutzen.“ Histor. pol. Bl. Bd. 42. Heft 4.

innewohnenden Kraftfülle entfaltet, als ihre Blüthen hinausstrahlten in die weiten Räume, und die geistigen Zollschranken, womit man Tirol damals so gerne umzäunt wähnte, waren für immer gebrochen. Seine Lieder rauschten hinaus mit der Kraft der gletschergebornen Alpenströme oder hoben sich gleich Adlern auf den Fittigen des Glaubens zum Urquell des Lichts. Es sind die Blüthen, welche nur einem Lande, wie Tirol, entkeimen konnten, die das Gemüth wahrhaft erheben und erfreuen, und als reine Erzeugnisse des Herzens erquicken. Innigst vereint mit dem Freunde, ächt ritterlich gegen den Feind, ließ er das Banner mit der bekannten Devise hoch in den Lüften wehen, und sein ganzes Leben beurkundet seine Größe als Mensch, Gelehrter und Priester. Körnig, markig, scharfkantig und derb im äußern Gebahren, besonders wo es galt banale Berührungen von sich fern zu halten, besaß Weber dabei eine ungemeine Weichheit und Zartheit des Gemüthes, eine wohlthuende Milde, welche die schärferen Seiten des Charakters harmonisch ausglichen, was in Verbindung mit dem immer schlagfertigen Witz, dem feinen Humor, wie sie in seinen Zeitbildern überraschen, der überaus reichen Phantasie und blühenden Sprache, zugleich aber auch mit dem gediegenen Ernst und der ganzen mannhaften Körnigkeit seines Wesens dem persönlichen Verkehr mit dem herzlichen, sinnigen, weichen Manne einen unbeschreiblichen Reiz und ein im Laufe der Zeit immer mehr anziehendes Interesse verlieh. So lernten ihn zwar nur die-

jenigen kennen, denen er einen tiefern Blick in das lautere Gold seines anfänglich und äußerlich verschlossen, ja abstossend erscheinenden Wesens gestattete, aber deutlich zu Tage lag seine große Gewandtheit im geselligen und geschäftlichen Verkehr, seine auf genauester Menschenkenntniß beruhende und auf häufigen Reisen gesammelte Sicherheit in der Behandlung der verschiedenartigsten Personen und Angelegenheiten, seine echt priesterliche Gleichgiltigkeit für leibliche Bequemlichkeiten und Genüsse, vor allem seine bewunderungswürdige Thätigkeit als Prediger, als Beichtiger, als Schriftsteller. Von hellem Verstand und klarem Urtheil, gereift durch ein wahrhaft universelles Wissen, war er ein Praktiker, „der im ersten Angriff die Dinge richtiger auffaßt als der lang überlegende Grübler,“ und doch zugleich verläugnete sich in ihm nie der hochgestimmte Dichter, vom milden Lichte der Romantik rosig umflossen, der edle Gemüthsmensch, der hingebende Menschenfreund, dessen ganzes Wesen und Wirken die reinste Liebe, der treue Priester, welcher im Beichtstuhl und auf der Kanzel so häufig Irrenden, ja Verhärteten Thränen entlockte, der hochbegabte Schriftsteller, der Charaktere von vorzugsweise zarter Besaitung (Feichter, Möhler, Friedr. Schlosser, Fra Vito) mit dem glücklichsten Verständniß zeichnet und Thränen himmlischer Sehnsucht entlockte durch die hehre Lieblichkeit seiner Heiligen-Leben (Giovanna Maria dalla Croce). Diese wunderbare Mischung poetischer Frische und trockenen Verstandes, elegischer Gemüthstiefe und

sarkastischen Humors der Auffassung, mit üppig quellendem, schrankenlos sich ergießenden Strom der Rede und doch sorgfältigster Ausarbeitung jedes einzelnen Satzes, staunenswürdigen Schwunges der Phantasie und doch berechneter Maßhaltung, treffend pointirter Darstellung im Ganzen, wie den Kern der Sache nie außer Augen verlierender Conception im Einzelnen — diese Vereinigung entgegengesetzter Eigenschaften charakterisirt vorzugsweise den Schriftsteller Beda Weber, der sich einen Ehrenplatz unter den deutschen Klassikern errungen, und mit welchem wir uns noch näher beschäftigen werden, so weit es nämlich möglich, bei einem so in sich selbst vollendeten und gereiften Menschen einzelne Seiten prüfend hervorzuziehen.

Trotz aller schweren und bittern Erfahrungen insbesonders der letzten Lebensjahre — wo die in den Cartons geschilderte Jesuitenmission in Frankfurt eine seiner letzten und seltenen Freuden war — erhielt ihm, wie schon angedeutet, eine wunderbare Schnellkraft des Geistes jene immergrüne Jugendlichkeit, welche Gott seinen auserwählten Werkzeugen als erste und beste Gabe zu ihrer irdischen Sendung mit auf den Weg zu geben scheint. So fühlte sich auch Beda stets vorzugsweise zur Jugend hingezogen, als Professor in Meran wie als Seelsorger in Frankfurt. „Die Gesundheit und Frische des kindlichen Lebens — bekennt er uns im Vorwort zu den „Predigten an's Tiroler Volk" — haben mich allzeit erquicklich angeweht; der kindlichen Unschuld und Reinheit das

Wort zu reden, trieb es mich stets mit meiner ganzen, wenn auch schwachen Kraft, weil sie mir fast als die einzigen Beweise einer heiligen Zukunft erschienen. Auch hat meinem Entgegenkommen die Theilnahme nie gefehlt. That ich es zu viel und zu oft, die Welt mag es mir verzeihen, immer gewohnt, auch größere Sünden zu vergeben" ... „Ich habe auf den Bänken der Schule zu viel gelitten unter den Versuchen, die menschlichen Eigenthümlichkeiten zur Einförmigkeit und zum Handwerksgriffe abzuschleifen, als daß ich vermocht hätte, solcher Einseitigkeit beizupflichten."

„Seine Frömmigkeit wurzelte in einem gläubigen Gemüth, das alle Grübelei ausschloß; sie machte ihn froh, duldsam, mitleidig gegen andere Menschen, Kopfhängerei und Bekrittelung der Sitten Anderer verachtete er," sagt Weber von Hofer, und so darf man von ihm selber sagen. In allem entschieden, vorzugsweise als Priester, als Seelsorger, als katholischer Autor, trat er stets mit aller Kraft und Macht seiner Stellung und seines Wortes für die Sache ein, der er diente, aber er kannte keine Feindseligkeit gegen die Personen, die sie aus Bornirtheit und Unkenntniß angreifen. So hebt er noch im Vorwort zu seiner letzten Schrift, den „Cartons," hervor: „Die Begriffe: Protestantismus, Confession, Reform u. dgl. sind daher auch in diesem Sinne zu nehmen, welcher sich mit der aufrichtigen Hochachtung für die gläubigen Seelen in allen Confessionen wohl verträgt. Nicht der Glaube, sondern der Unglaube zer-

stört. Nach diesem Maßstabe müssen unsere Urtheile über confessionelle Dinge gemessen werden. Persönliches liegt dem Buche fern und die aufgeführten Namen bedeuten klar die Schriften, welche die Verfasser an's Licht gestellt, ihre Arbeiten, deren die Welt Zeuge gewesen, und die Reden, welche uns nicht vorenthalten worden sind. Selbst unser oftmaliger Bezug auf gewisse Journale will nur die „Moniteurs" namhaft machen, um die Ansichten des entgegengesetzten Lagers zu constatiren, ohne leise Kränkung der Redactionen, deren persönliche Verhältnisse uns ganz unbekannt sind." Und ebenso sagte er früher in der Vorrede zu „Tirol und die Reformation": „Ich bemerke noch ausdrücklich, daß ich unmöglich gemeint sein konnte, unsere deutschen Brüder, die durch die Reformation von uns getrennt sind, anzugreifen. Was ich daher vom Protestantismus gesagt, gilt von seiner Lehre und ihren Folgen in Tirol ohne alle persönliche Anmuthung auf die Gegenwart. Zugleich war ich der Ansicht, daß scharfe Scheidung der Confession weit mehr Ehre erweist, als verflachender Indifferentismus, der durch scheinbare Milde zerstört."

Geboren am 26. Okt. 1798 zu Lienz im tirolischen Pusterthal, empfing Weber von seinem Vater, der obgleich Landmann in seiner Jugend einige gelehrte Schulen besucht hatte, den ersten Unterricht. Nachdem er die von Franziskanern geleitete Ortsschule besucht hatte, erlernte er aus eigener Wahl im Einverständniß mit dem Vater das Schuster-

handwerk. Nach drei Jahren als Gesell losgesprochen, begann er dann erst, etwa im 16. Jahre, auf dringende Anregung des Franziskaners Spiegelgraber, mit dem er an einem Charfreitage zufällig zusammentraf und der seine große Begabung erkannte, die Gymnasialstudien, welche er in vier Jahren zu Bozen unter den dort lehrenden Franziskanern vollendete. Er wollte hierauf in den Kapuzinerorden treten, aber seine, in der ersten Lebenshälfte immer wankende Gesundheit machte die Ausführung dieses Vorhabens nicht thunlich. Lungenkrank, ja von den Aerzten aufgegeben, verfügte er sich gleichwohl nach Innsbruck und studirte an der dortigen Universität zwei Jahre Philosophie, nebenbei klassische Philologie und neuere Sprachen treibend. Nach Absolvirung der Universitätsstudien trat er in die Benediktiner-Abtei Marienberg in Südtirol, an der Schweizer Grenze, wo er im Novizialjahre neben den Klosterübungen der Lectüre von Plato, Homer, Fenelon und andern alten und neuen Schriftstellern oblag. Im Jahre 1821 am 21. Okt. legte er die Ordensgelübde ab — wo er auch seinen Taufnamen Johannes mit dem Ordensnamen Beda vertauschte — und bezog alsbald wieder die Universität Innsbruck, um zwei Jahre Theologie zu hören; das dritte Jahr brachte er im Seminar zu Brixen, das vierte an der theologischen Lehranstalt zu Trient zu. Nachdem er etwas über ein Jahr in der Seelsorge gestanden, kam er (1826) als Professor an das Gymnasium zu Meran, wo er zwei und zwanzig Jahre lang, die

letzten sechszehn Jahre in den Humanitätsklassen, lehrte; und zwar erwarb er sich einen so ausgebreiteten Ruf als wissenschaftlicher Schulmann, daß er nach Sigmaringen zur Reform der dortigen Studienanstalt berufen wurde. Inzwischen (1839—41) war er auch Kaplan im Thal Passeier, in der Pfarre zu St. Martin, gewesen. Im Jahre 1848 wurde er vom Meraner Bezirk in die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. gewählt, in welcher Stadt er fortan seinen bleibenden Aufenthalt nahm, da er die ihm angebotene zur Erledigung gekommene Stadtpfarrer-Stelle annahm, mit welcher die eines Domkapitularen der Limburger Diözese verbunden ist. — Die Akademien der Wissenschaften zu Wien und München ernannten ihn zu ihrem Mitgliede, und Se. Maj. Kaiser Franz Joseph dekorirte ihn mit dem Franz Joseph-Orden. Ueberhaupt war er ein Günstling des ganzen kaiserlichen Hauses von Oesterreich und insbesondere zeichneten ihn die Erzherzoge Johann und Stephan aus. Als Akademiker unternahm er häufige Reisen nach Wien, und bei solchen Gelegenheiten entging er zweimal auf der Eisenbahn von Brünn nach Wien in fast wunderbarer Weise dem Tode.

Dies die Umrisse des äußern Lebensverlaufes. Derselbe war, wie man sieht, ziemlich einfach, und unvergleichlich reicher ist Beda Weber's innere Lebensgeschichte, die sich aber der Darstellung entzieht. Wie er gewirkt und gestrebt, ist offenkundig genug und in diesen Blättern wird wiederholt darauf hinge-

wiesen. Vervollständigen wir das Bild durch einige kleine aber charakteristische Züge. Beda hatte gar manches von einem Sonderling. Er war oft hinreißend liebenswürdig, zu andern Malen aber, wenn man ihn störte — und er war beständig über die Maßen beschäftigt, — konnte man auch gar unfreundlicher und abstoßender Behandlung gewärtig sein, und wirklich sind Manche hiedurch verletzt worden. Er saß wohl, während es um ihn her recht lebhaft zuging, eine halbe Stunde lang da und antwortete auf die an ihn gestellten Fragen entweder gar nicht oder mit einem Ja, dem man es anhörte, daß er nicht wußte, wovon die Rede war. Dann war es, als ob er mit einem Ja so! plötzlich aus einem Traume erwachte, und nun flossen ihm die Worte wie Milch und Honig von den Lippen, wo man immer auf's Neue seine erstaunlichen Kenntnisse in der Geschichte, der Geographie, der Naturkunde bewundern mußte. Oft verhielt er sich auch bei Tische gänzlich schweigsam. Man mußte es verstehen, irgend einen Gegenstand anzuregen, der ihm Interesse abgewann, dann entwickelte er eine unvergleichliche Unterhaltungs- und Belehrungs-Gabe. Mitunter war er heiter und fröhlich wie ein Kind und dann auch lebhaft und beweglich wie ein Kind. Er hatte es nicht gerne, wenn man ihm Zuneigung aussprach, oder eine Predigt oder einen Aufsatz von ihm lobte. Er wies alles dies als Ueberschwenklichkeiten zurück; ebensowenig vertrug er die Aeußerungen von Besorgniß oder dergl. Das bezeichnete er als Aberglaube.

Wie groß sein geistiger Einfluß auf Andere war, davon gibt die folgende Thatsache einen Beweis. Er machte in Begleitung eines kränklichen, äußerst nervösen Freundes eine Rheinreise. Man sollte dem vorbei kommenden Dampfer in einem Nachen entgegen fahren, und in Erwartung dieser Fahrt gerieth der Freund, welcher eine gewisse Aversion vor dem Wasser hat, in eine große Aufregung, so daß er am ganzen Körper zitterte. Beda sah den Geängstigten prüfend, jedoch schweigend an. Als es nun zum Einsteigen in den Nachen kam und die Nervenaufregung den höchsten Grad erreichte, da reichte ihm Beda den Arm und ihn an's Boot führend sagte er mit freundlicher aber fester Stimme: „Kommen Sie, auf Gott vertraut und auf mich geschaut." Und getröstet setzte sich der Nervöse nieder und ließ sich, in der festen Ueberzeugung, es könne ihn in Beda's Nähe kein Unglück treffen, an's Dampfboot rudern. — Als Probe, wie Weber an seine Freunde schrieb, folge hier ein charakteristischer Brief aus Bozen vom 4. Sept. 1854.

„Ich war nicht zu Hause, als Ihr Brief ankam, sondern in Kaltern, daher die späte Antwort. Sie waren beim Schreiben sehr trübe gestimmt, und ohne Zweifel erfolglos für die Erfüllung Ihrer Wünsche. Ich bitte Sie, alle Tage zu beten und recht sorglos zu werden, weil ohnehin Sorgen die Lage der Dinge nur verschlimmern. Warum denken Sie nutzlos an die Cholera? Mir fällt sie gar nicht ein, ungeachtet sie nur zwölf Stunden von mir ist; noch

minder thue ich ihr den Gefallen, mich vor ihr zu fürchten. Ich weiß, daß sie so gut in der Hand Gottes ist als ich und ohne göttlichen Willen nichts geschieht. Deshalb bin ich fröhlich, daß ich nicht weiter zu sorgen habe und mache mir's zu Nutzen, so gut es geht. Auch Ihre Frau ist in Gottes Hand und somit besser aufgehoben als durch alle menschliche Sorgen von Ihrer Seite. — Ich bitte Sie, auf keinen Menschen zu bauen, am wenigsten auf mich. Helfen kann nur Einer, den man nie verlieren kann. Ich hoffe, Ihnen in kurzer Zeit persönlich zu sagen, wie ernst es mir mit diesen Bitten ist. Es ist mir ganz gut. Ich lebe wenig in Gesellschaft und bin viel herumgestreift. Die Mörl Maria in Kaltern habe ich auch besucht. Auch anderwärts bin ich auf Wallfahrten umher gewesen... Bedenken Sie, daß man nur durch viele Geduld in's Himmelreich eingehen kann. Ich bleibe mit aller Liebe und Verehrung Ihr ergebenster Diener Beda Weber."

In diesen Zeilen spricht sich der ganze Mensch aus! Erwähnen wir noch, obgleich dies fast überflüssig ist, seiner ungeheuren Arbeitskraft, die ihn, trotz öftern Unwohlsein's in den letzten Jahren, keine Stunde rasten ließ und ihm gestattete, neben seiner ausgebreiteten Amtspflichten, die Sorge für eine Menge wohlthätiger und gemeinnütziger Institute, die er zu Frankfurt in's Leben gerufen, auf sich zu nehmen. Ueberhaupt war er, fast über seine Kräfte, Vater und Versorger der Nothleidenden und Armen, nicht blos in seiner Gemeinde, und dabei hatte er

eine gar zartsinnige Weise, Wohlthaten zu spenden. So durfte wahrlich mit vollem Rechte ein ihm gewidmeter Nachruf eines Freundes und Landsmannes sagen:

"Zur Siegeskron' entflog er voll Vertrauen.

Dort nahm ihn auf das ewige Erbarmen,
Weil hier mit Vaterlieb' er treu gepflegt
Rastlos die Schaar der Leidenden und Armen,
Weil er der heil'gen Kirche Wohl und Ruhm
Im edlen Herzen liebevoll gehegt,
Stets muthig eifernd für das Heiligthum."

Als Schriftsteller ist Beda Weber in weiteren Kreisen zunächst durch seine „Lieder aus Tirol" bekannt geworden. Er war als Dichter — übrigens pflegte er in späterer Lebenszeit seine Gedichte „Jugendsünden" zu nennen — ausschließlich Lyriker. Es wehet uns mild und licht aus seinen Tiroler Liedern entgegen, obwohl sie mit Vorliebe die Saiten jener tiefern christlichen Mystik anschlagen, die nicht gerade Jedermanns Sache ist. Er kündigt sich selbst als den „Auferstehungsdichter" an, der nach gestilltem Aufruhr der irdischen Welt alles Endliche verklärt im Lichte des Unendlichen schaut, der nach langem schmerzlichen Sehnen und Dürsten in den Steppen des Lebens nun den frischen freudigen Born des ewigen Wassers gefunden, der jenen „Weltschmerz," an welchem die modern-heidnische Poesie verblutete, überwunden und gestillt hat durch die Trostesfülle des Evangeliums,

dessen Poesie, verklärt und geläutert im Offenbarungslichte, nun den Frieden, die Freude und die Freiheit der Erlösung athmet. Das die „Lieder aus Tirol“ eröffnende Gedicht „das Geständniß“ hat diesen ächt christlichen Standpunkt klar und ergreifend angekündigt und alle folgenden haben ihn verwirklicht. Die Seele dieser Lyrik ist jene heilige Liebe, deren Prinzip der heilige Geist ist, die Quelle aller wahren dichterischen Begeisterung. Diesen ächt christlichen Geist, wie er z. B. in dem Gedicht „Am Charfreitag“ waltet, hat der Dichter auch auf seine Naturpoesie übertragen. Er schließt sich darin der tieferen Auffassung von Fr. Schlegel, Novalis, Brentano hinsichtlich des Verhältnisses von Natur und Geist an. Sinnig hat er den Stimmen der Natur gelauscht und ihre geheimsten Bezüge zum Menschengeiste erfaßt. So weiß er in dem Gedichte „der Pfirsichblüthentraum“ aus der lieblichen Farbe der Pfirsichblüthe leisen Zusammenhang mit dem Geisterfrühling der Menschheit herauszuführen und seine Osterempfindung und Osterfreude daran zu knüpfen. So erscheint ihm auch die „Mandelblüthe“ in Südtirol als etwas Geweihtes, als Ausdruck der zartesten, lieblichsten Gedanken und Gefühle, mit besonderer Theilnahme von allen kindlichen Gemüthern begrüßt. „Die Frühlingsquelle“ im Gebirge ist ihm geheimnißvoller Erguß der Geisterwelt, daher mit Vorliebe getrunken gegen allerlei Weh. — Das unverkennbare Gepräge dieser Lieder ist das Vaterländische, Heimathliche. Wie der Mann der Berge

ein unverzogener, ungeschwächter Natursohn ist, frisch wie seine Luft, stark wie seine Felsen, kühn wie seine Adler, so weht uns aus den Tiroler Liedern die Kraft des Gebirgs, die Anmuth der südlichen Natur, der frische Hauch der Alpen an. Dieses vaterländische Element hat sich noch insbesondere in einigen begeisterten Klängen des edelsten Patriotismus ausgesprochen. Wie stolz und kräftig, wie edel und erhaben beginnt nicht das Lied auf das Stammschloß Tirol:

"Hoch ragt das alte Schloß Tirol,
Du kennst, o Kaiser, kennst es wohl:
Es steht umblüht vom frischen Leben,
Getränkt vom Safte deutscher Reben,
Umklungen vom Tirolersieg! —
Die Adler — dort um seine Thürme,
Bewährt ein Schall der Schlachtenstürme,
Vereint im Frieden, uns im Krieg,
Die Adler kennst du wohl:
Von Oestreich und Tirol!"

Leider ist ein Mangel an formeller Klarheit in einigen Liedern zu rügen. Zwar hat der Dichter den Vorwurf in dem geharnischten Schlußgedichte „der Verstockte" kräftig und originell abgewiesen, aber bei aller Anerkennung der Freiheit poetischer Begeisterung bliebe doch immer in einzelnen Stellen der Fülle und Tiefe des Gedankens ein entsprechenderer Ausdruck zu wünschen, wie überhaupt B. Weber's Diction — hiedurch zuweilen an's Manierirte strei-

fend — nicht selten geradezu überwuchert wird von dem Reichthume der Bilder, der sich drängenden Ideen. Was Reim und Maß anbelangt, so hat B. Weber, der leider, wie gesagt, auf seine dichterische Begabung geringen Werth legte, diese mit Meisterschaft gehandhabt und auch hinsichtlich dessen vor vielen modernen deutschen Sängern sich ausgezeichnet.

Demungeachtet stand er jedenfalls als prosaischer Schriftsteller unvergleichlich höher. Als Geschichtschreiber gründliche gewissenhafte Quellenforschung mit gewandter, stets dem Stoffe entsprechender und fesselnder, oft anmuthiger Darstellung verbindend („das Land Tirol," „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche," „Tirol und die Reformation," „das Thal Passeier und seine Bewohner. Mit besonderer Rücksicht auf Andreas Hofer und das Jahr 1809", eine der ersten tiefgehenden und aus dem Leben geschöpften Schilderungen, die wir von einem deutschen Lande und Volke erhielten; einige Aufsätze in „Cartons", namentlich „zur Reformation in Nassau," ein historisches Meisterstück), als Literarhistoriker kritischen Fleiß genaueste Kenntniß zugesellend („Gedichte Oswalds von Wolkenstein"), erschien er doch ganz besonders befähigt für kirchliche und biographische Monographien, Charakteristiken und Bilder („Giovanna Maria dalla Croce und ihre Zeit," zahlreiche Aufsätze in „Tirol und die Reformation" und „Charakterbilder"), für kirchlich-politische und sociale Untersuchungen und Darstellungen, wessen vor allem sein nachgelassenes

und bedeutendstes Werk, die „Cartons," Kunde gibt. Ueber seine ganze literarische Thätigkeit insbesondere vor der Frankfurter Periode — obwohl auch noch das letzt erwähnte Buch manch schöne und duftige Alpenblume bietet — war die Anmuth einer liebevollen und liebenswürdigen Anhänglichkeit an Volk und Natur der schönen Heimath („Handbuch für Reisende in Tirol," „Meran und seine Umgebungen" u. s. w.) gebreitet. Seine bewunderswürdige Kenntniß des ganzen großen Gebietes der Geschichte und des innern Lebens der in heiliger Liebe und Andacht versunkenen Personen wie aller Tiefen und Klippen des Menschenherzens entwickelte er aber als Prediger. Kräftig, energisch, nie aber verletzend, glühend und blühend beredt, geist- und bilderreich, dies alles wohl nur zu sehr für die gewöhnliche Fassungskraft, zumal bei seiner hinreißenden Lebendigkeit und der Raschheit des vom Gange der gewöhnlichen Kanzelberedsamkeit abweichenden, rhetorisch nicht regelrechten und mundartlich gefärbten Vortrags, war Beda Weber auf der Kanzel eine Erscheinung, die Jedem, der ihn gehört, unvergeßlich bleiben wird. Wer dieses Glückes nicht theilhaftig geworden, der kann aus den „Predigten an's Tiroler Volk" — die jedoch weit populärer sind als seine Predigten, wenigstens in Frankfurt, durchgängig gehalten waren — und den „Blüthen heiliger Liebe und Andacht, gesammelt für Kenner und Liebhaber des inneren Lebens, aus den Schriften der Giovanna Maria vom Kreuze", ein wenn auch nur schattenhaftes Bild gewinnen.

Wie überhaupt nichts Gemachtes und Studirtes an ihm war, fast kindliche Natürlichkeit den Kern seines Wesens bildete, so stand Beda Weber auch als Schriftsteller möglichst fern aller gelehrten Abstraktion. Er war naturwüchsig ohne ein Naturalist zu sein. Daher die schon oben erwähnte, vielleicht einzige Verbindung in ihm von dem scharfen Blick für wirkliche und konkrete Verhältnisse und der in das Innerste der Dinge eindringenden kritischen Verstandesschärfe mit einem idealen, der Erde vergessenden Schwung der Ideen, einer in's Unermeßliche schweifenden Phantasie, einem sprudelnden Humor, einer blühenden Sprache, alle Formen spielend bemeisternd; doch nicht selten überströmt der Fluß seine Ufer und tritt an die Stelle des maßvoll Schönen das Ueberschwengliche. Der tiefe Menschen- und Naturmaler in seiner ganzen manneskräftigen und doch fein und zart gebildeten geistigen Eigenthümlichkeit, läßt doch hinwieder die verschiedenartigsten Menschen alle seine eigene Sprache sprechen. Auch dem liegt die Naturwüchsigkeit zu Grunde, die fast naive Auffassung des Bergsohns, namentlich auch in religiöser Hinsicht. Der Gegensatz zwischen diesem mit der Muttermilch eingesogenen kirchlichen Geiste und den Erfahrungen, welche er in Mitteldeutschland machte, bildet den Grundzug seiner „Cartons" in denen er folgende Beschreibung von seinem innersten Wesen entwirft:

„Wenn ich meinen Glaubensinhalt von damals (der Zeit seiner ersten Communion) in Bezug auf diesen wichtigsten Theil der katholischen Lehre be-

trachte, so haben alle nachfolgenden Studien, alle Schulweisheit theologischer Aufklärer, aller Tiefsinn geistreicher Professoren und Asceten zur gläubigen Einfalt des zehnjährigen Knaben nichts eigentlich Neues oder wesentlich Ergänzendes hinzugefügt. Dagegen schlugen die Fluthen vielgestaltiger Erlebnisse, das grauenvolle Gewühl neidischer Zweifel, die schwere Wucht des ruchlosen Beispiels an die Glaubensfestigkeit; daß sie nicht unterging und hinweggespült wurde, daß selbst in den bedenklichsten Stürmen des Lebens der Leuchtthurm nie erlosch, und das Felsenufer religiöser Ueberzeugungen der Brandung siegreich trotzte: die Schule hat es wahrlich nicht gethan, die Religionsphilosophie von Innsbruck ist daran gänzlich unschuldig, selbst die theologischen Studienanstalten von Brixen und Trient haben dafür wenig oder nichts gearbeitet; die göttliche Gnade, welche im zehnten Lebensjahre durch Christi Leib und Blut als einzige Weisheit und Heiligung eingegossen wurde, ist dabei Lehrmeisterin, meine Friedensstifterin und einzige Seligkeit gewesen."

Trotz der scheinbar sehr disparaten einzelnen Theile bilden die Sammlungen von Aufsätzen in den „Charakterbildern" wie in den „Cartons," und insbesondere hier, doch in sich geschlossene Einheiten. Dort stellen die Charakteristiken von Möhler, Feichter, Schlosser, des Sonderlings von der Etsch, des Dorfkaplans die Lichtpunkte dar in dem Gemälde der gährenden Zeit bis 1848, welches seine Pointe und seine dunkelsten Schatten in den Umrissen aus

der Paulskirche hat; die nothwendige Vervollständigung bilden einerseits die Bilder aus Italien, anderseits die Skizzen aus Zeit und Literatur. In den „Cartons" ist der verbindende Faden ebenso leicht erkennbar. „Die Spitze des Buches — bemerkt der Verfasser selbst im Vorwort — richtet sich unverhohlen gegen die destructiven Strebnisse der Zeit, welche die himmlische Offenbarung des Christenthums zerwaschen und die heidnische Weltauffassung als „Religion der Zukunft" begründen wollen... Ich glaubte, der tagtäglichen und massenhaften Anfeindung positiver Glaubenswahrheiten gegenüber, dieses Buch meinem Bekenntnisse schuldig zu sein, es mag nun selbst zusehen, wie es seinen Weg in's Leben findet." Die hier niedergelegten Untersuchungen sind glänzend gelungen; ihr Endergebniß ist die Darlegung des Gegensatzes, wie er als letztes Resultat der Glaubensspaltung „das deutsche Volk in zwei grundverschiedene Völker zerrissen und in entsprechender Wirkung die Nationen der Welt beeinflußt hat... Faßt man z. B. die Art und Weise des „Reformirens" in Nassau, wie es war und in seiner Auflehnung gegen die kaiserliche Reichssouveränität, in's Auge, so wird man über die Ahnentafel der heutzutägigen Kleinstaaten-Bureaukratien nicht weiter in Verlegenheit sein. Noch weniger über ihre instinktmäßigen Concordatsschrecken. Das Princip der Kirchenfreiheit stellt an sie dieselbe Zumuthung wie der Hat-Humayun an die Türken: sie sollen aufhören zu sein, was sie sind und seit dreihundert Jahren

wurden. Was Wunder, wenn sie dagegen alle deutschen Baschi-Bozuks zu Hilfe rufen? Sie sollen more japanico sich selbst den Bauch aufschlitzen; was Wunder, wenn sie nicht mit dem Leben davon zu kommen glauben? Der selige Beda hat dieses Stichblatt der katholischen Kirchenstreite sehr wohl erkannt, wenn es ihm auch nicht vergönnt war, die ganze Entwicklung ihrer Consequenzen auf die weiland „Theile eines großen Ganzen" zu erleben."*)

Daß Beda Weber diese Zustände, wie sie namentlich in den mitteldeutschen Kleinstaaten sich ausgebildet, mit grellen und scharfen Schlaglichtern zu beleuchten den Muth hatte, ist nicht hoch genug anzuschlagen. Diese seine letzte bedeutungsvolle That legt die Ueberzeugung nahe, daß seine Verpflanzung aus Tirol nach Frankfurt, in den Mtitelpunkt jener Zustände, geradezu providentiell war. Es gehörte der Freimuth und die Unabhängigkeit eines Beda Weber dazu, um Enthüllungen zu machen, wie sie in dem Aufsatz „die Stellung des katholischen Priesters in gemischten Religionszuständen" niedergelegt sind. Es wird dies in der oberrheinischen Kirchenprovinz ebenso unvergessen bleiben, wie sein hingebendes Wirken unter den Katholiken Frankfurts, die er im strengsten Sinne des Wortes verwaist zurückgelassen, unter denen lediglich durch ihn der verdumpfte und verdumpfende Indifferentismus einem kräftigen, frischen

---

*) „Beda Weber's letzte Charakterzeichnungen und ihr praktischer Nutzen." Hist.-pol. Bl. Bd. 42. Hft. 4.

kirchlichen Geiste gewichen, der bereits herrliche Früchte gereift hatte.

Wie Haspinger, der andere berühmte Tiroler Priester, welcher wenige Wochen vor Beda Weber aus der Zeitlichkeit geschieden, gegen den falschen Freiheitstaumel den echten Freiheitssinn in die Schranken rief, so bekämpfte auch Beda jenen Geist mit den Waffen, womit er angriff, die Afterwissenschaft durch die wahre Wissenschaft, die im Glauben wurzelt und zu ihm zurückführt, die seichte Aufklärung eines Alles nivellirenden Rationalismus durch die Verklärung des religiösen Gefühls im gottbewußten Gedanken.

Zum Abschluß dieser Skizze und gleichsam zur Zusammenfassung ihres Inhalts stehe folgendes schöne Gedicht von P. Pius Zingerle:

Die Weihe.

An Beda Weber.

Du Sängeradler in Germaniens Süden,
(Dir mag den kühnen lichtgewohnten Blick
Selbst Poebus nie, der blendende, ermüden,
Und nie sinkt feig dein Aetherflug zurück),
Vernimm, welch' hohe Weihe Dir beschieden
Durch Gottes Huld zum Dichterruhm das Glück!
Doch preiset nur unwürdig meine Laute,
Was im Gesicht ich freudig-staunend schaute.

Erhebend tönten deine Heldenlieder,
Dein Oswald, Hofer, an mein Vaterland,
Mit hehrer Kraft mir in dem Busen wieder,
Daß in Entzückung mir die Erd' entschwand:
Da schwebte, sieh, der Heimath Muse nieder,
Und legt' ein Saitenspiel mir in die Hand:
„Sing' ihm, dem ich besaite selbst die Leier,
Der Weihe, die Du siehst, erhab'ne Feier!"

Ich sah: Du lagst vom Schlafe fest umfangen
In einem Schattenwäldchen neben mir.
Ein hohes Roth erglüht' auf Deinen Wangen,
Als Wiederschein der Dichterglut in Dir.
Doch horch! Ich lausche staunend. Bald erklangen
Geheimnißvoll, als wären Engel hier,
Bezaubernde Gesänge immer näher:
„Der Weihe Stund' erscheinet nun dem Seher."

Und plötzlich strahlte vor den trunk'nen Blicken
Mir eine Wolke, hell wie Sonnenschein;
Zwei Lichtgestalten seh' ich mit Entzücken,
Sie hüllte Blüthenduft, wie Schleier, ein.
Ich sah den Kranz der deutschen Eiche schmücken
Der Ersten Haupt; von himmlischem Gestein
Umschimmert hielt die Leier ihre Rechte,
Es zeugt der Schild vom gräflichen Geschlechte.

Der Zweiten flammt' in hoher Hand das Feuer
Der heil'gen Liebe zu dem Vaterland;
Die Krone war's der Vaterlandsbefreier,
Die ihre Schläfe blutbespritzt umwand.

Ich kannte an der Palme, o Passeier,
Dein Kleinod, den gepries'nen Wirth vom Sand.
Sie nahten Dir mit liebevollen Blicken,
Zu schauen ihren Sänger und zu schmücken.

Jetzt hielt der treue Zeuge von Passeier
An's Herz der Liebe heil'ge Fackel Dir:
„So glüh' in Deiner Brust der Dichtkunst Feuer,
Singst Du begeistert die Verklärung mir!“
Der Ritter nahte mit der gold'nen Leier
Und gab Dir in den Arm die schöne Zier.
D'rauf sah ich Dir von ihm den Kranz der Eichen,
Den Palmenzweig von Jenem weihend reichen.

Nun spielten sanft der Weihe Lied die Saiten,
Und Oswald sang mit minnereichem Ton:
„Sei uns gegrüßt, den sich zum Sänger weihten
Der Heimath Ahnen, Du der Freiheit Sohn!
Preis' jetzt die Sieger in den Heldenstreiten,
Und rauschend stürme ihren Feinden Hohn!
Der Sieger Ruhm wird ewig dann erschallen,
Und Hohn den Feinden ganz Tirol durchhallen.“

D'rum hielt die Fackel Dir der treue Zeuge
Des Thales an das bieder deutsche Herz,
Daß gleich der Flamme Deine Liebe steige
Begeistert und erwärmend himmelwärts.
D'rum schmückt' er Dir mit blut'gem Palmenzweige
Die Hand, daß er statt des umlaubten Schwerts,
Um das der Griechen Sänger schlang die Myrthe,
Der Heimath zeuge von dem Heldenwirthe.

Die Leier liegt, o Bard', in Deinen Händen,
Daß Du dem Wolkensteiner singst sein Lied;
Dann wird sich ihm des Ruhmes Flug nie enden,
Dann preis't ihn laut der Heimath Nord und Süd.
Schwing Dich empor, o Aar, aus Felsenwänden,
Nie werde Dir des Geistes Fittig müd,
Daß Deines Vaterlandes Lob erschalle
Auf blüh'nden Au'n, im Thal', am Wasserfalle!

Schriften von Beda Weber.

Chrysostomus, sechs Bücher vom Christenthum, übersetzt. Innsbruck 1833. — Meran und seine Umgebung, oder das Burggrafenamt von Tirol. Ebds. 1836. — Das Land Tirol. Mit einem Anhange: Vorarlberg. Ein Handbuch für Reisende. Ebds. 1838. — Innsbruck. Histor.-topogr.-statist. Gemälde dieser Stadt, nebst Ausflügen in die nahen Umgebungen. Ebds. 1838. — Handbuch für Reisende in Tirol. Nach dem größeren Werke: Das Land Tirol, vielfach verbessert und berichtigt. (In's Französische übersetzt.) — Denkbuch der Erbhuldigung in Tirol. Ebds. 1838. — Tirol und die Reformation. In histor. Bildern und Fragmenten. Ein kathol. Beitrag zur nähern Charakterisirung der Folgen des 30jähr. Krieges vom tirol. Standpunkte aus. Ebds. 1841. — Lieder aus Tirol. Stuttgart und Tübingen 1842. — Blüthen heiliger Liebe und Andacht. Gesammelt für Kenner und Liebhaber des inneren Lebens. Aus den Schriften der Giovanna Maria vom Kreuze. Innsbruck

1845. — Giovanna Maria dalla Croce und ihre Zeit. Ein Lebensgemälde aus d. 17. Jahrh. Regensburg 1846. — Die Gedichte Oswald's von Wolkenstein. Mit Einleitung, Wortbuch und Varianten. Innsbruck 1847. (Scharf kritisirt vom Standpunkte deutscher Sprachkunde in Menzel's Literaturbl. S. dagegen Histor.-pol. Bl. Bd. 20. 1847.) — Die Stadt Bozen und ihre Umgebungen. Mit Ansicht und Karte. Bozen 1850. — Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche. In 11 Büchern. Innsbruck 1850. — Predigten an's Tiroler Volk. Frankfurt. a. M. 1851. (Ueber diese zu einem milden Zwecke herausgegebenen Predigten urtheilen d. "Kathol. Literaturblätter zur Sion," Nr. 5, 1852, daß sie zum Besten gehören, was die deutsche Predigtliteratur aufzuweisen hat.) — Das Thal Passeier u. s. Bewohner. Mit besonderer Rücksicht auf Andreas Hofer u. d. Jahr 1809. Ebendſ. 1852. — Charakterbilder. Frankfurt a. M. 1853. — Cartons aus dem deutschen Kirchenleben. Mainz 1858. — Zu bemerken ist, daß die "Vormärzlichen Lieder aus Tirol," Jena 1850, wenn auch unter Weber's Namen erschienen, doch nur wenige Gedichte von ihm enthalten. — Zahlreiche Aufsätze aus seiner Feder brachten die "Katholischen Blätter aus Tirol," die "Histor.-pol. Blätter" und das "Frankfurter kathol. Kirchenblatt" von 1853 und 1854.

Die nachfolgende Auswahl aus den bedeutenderen Schriften Beda Weber's ist mehr zu dem Zwecke getroffen worden, um seinen Geist, sein Denken und Fühlen zu charakterisiren, als eine Blumenlese des Besten zu geben, was er geschrieben. Indem aber die ausgewählten Stellen den Menschen, Priester und Schriftsteller kennzeichnen, seine Anschauungen und Ueberzeugungen hinsichtlich der wichtigsten Lebensfragen der Zeit darlegen und von den verschiedenen Seiten seiner geistigen Thätigkeit ein Bild herzustellen suchen, wird damit zugleich eine solche sogenannte Blumenlese gegeben sein. Der dabei befolgte Plan ist im Wesentlichen derselbe, welcher meinen Schriften über Görres und Sailer zu Grunde liegt und nicht ohne Anerkennung geblieben ist. Die fünf Gedichte aus den Liedern aus Tirol sind so vertheilt, daß sie zu den vier Abschnitten, in welche das Buch zerfällt je nach den Hauptrichtungen der literarischen Thätigkeit Beda Weber's, in einer gewissen inneren Beziehung stehen. In unserer Zeit, wo die Masse der Bücher immer mehr anschwillt, das Vortrefflichste in Gefahr ist, sich im Meere des Mittelmäßigen zu verlieren oder rasch zu veralten, scheinen Samm=

lungen wie die gegenwärtige, welche mit der Buchmacherei geist- und planloser Anthologien nichts gemein haben, ein Bedürfniß. Wenn noch dazu kommt, daß ein leidiges Partei- und Cliquenwesen gewisse unbequeme Bücher in der beliebt gewordenen Weise todtzuschweigen sucht, dann dürften Bestrebungen, welche in handlicher und wohlfeiler Gestalt die Kerngedanken solcher Bücher in weitere Kreise tragen sollen, nicht ohne praktischen Nutzen sein. Um denselben zu erreichen, muß die Zusammenstellung räumlich sich möglichst beschränken. Es erhöht dies natürlich die Schwierigkeit der Auswahl.

Münster, am Tage des hl. Lambertus, 1858.

J. A. Moriz Brühl.

In demselben Verlage ist ferner erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Leben Jesu nach den Visionen der sel. Kath. Emmerich, und den Aufzeichnungen von Clemens Brentano. I. Band in 2 Abtheilungen.
2 fl. 48 kr. — Thlr. 1 18 sgr.

Es ist eigenthümlich, welch ein beschaulicher, mystischer Zug durch die doch so sehr materielle Gegenwart geht. In dem Maaße als sich die Weltkinder in die Güter der Erde vergraben, entbrennt in dem frömmern Theile der Menschheit Sehnsucht nach den ewigen Gezelten. Es treten, wie es in solchen excentrischen Zeiten geht, wohl auch nach beiden Seiten hin Extreme zu Tage; die goldene Mitte verrückt sich immer weiter. Gegen diese Zerklüftung hilft nur Eines, der Glaube an das Leben nach dem Vorbilde Jesu Christi. Man muß aber den erst recht kennen, dessen Ebenbild man werden soll und will; dazu hilft nach den hl. Evangelien, den Schriften der hl. Väter und Heiligen ꝛc. ꝛc. gewiß sehr vortheilhaft und Jedermann ohne Ausnahme, den Gelehrten und Ungelehrten, Priester und Volk, Fürst und Bauer das vorliegende Werk, das in seiner fleißigen und musterhaften Bearbeitung, in seiner Vorzüglichkeit und Bedeutsamkeit allwärts, und von Männern wie Görres, Philipps ꝛc. ꝛc. anerkannt worden ist. Es zu loben und zu empfehlen, wäre eine Kühnheit. Ob auch die Visionen der seligen Katharina von der Kirche noch nicht approbirt sind, genießen sie doch eine Verehrung bei den Gläubigen, die fast beispiellos ist, wir erinnern an ihr Leiden Christi. Wir werden uns deßhalb nicht täuschen, wenn wir hoffen, es werde dieses Werk, von dem bis jetzt zwei Abtheilungen erschienen sind (reichend bis zur Vollendung des ersten Lehrjahres Christi sammt der meisterhaften Einleitung über die Mystik überhaupt und über das mystische Leben und Schauen der seligen Katharina im Besondern) zu einem wahren Haus- und allgemeinen Volksbuche werden.

Durch Erfahrungen veranlaßt, erlaubt man sich, darauf aufmerksam zu machen, daß dieses neue Buch Brentano's durchaus nicht mit den früher herausgegebeneu Betracht-

ungen über das Leiden Jesu zu verwechseln ist. Jenes bildet vielmehr nur ein Supplement zu gegenwärtigem, das ganze Leben Christi bis zum Oelberg umfassenden Buche 2c.
(Lit.-Blatt z. Rottenb. kath. Kirchenblatte 1858. Nr. 8.)

Der Beruf. Eine Novelle aus der Neuschweiz. brosch.
1 fl. — 18 sgr.

Göthe hat den Ausspruch gethan, man könne ein Drama in Briefen schreiben. Dieses wahrhaft liebenswürdige Buch hat mir jenen Ausspruch nicht bloß in's Gedächtniß zurückgerufen, sondern mir auch eine Bestätigung für die Wahrheit dieser Behauptung geliefert. Die innersten Seelenzustände wahrhafter Christen sind so einfach und rührend dargelegt und in Verbindung mit Gottes Schickungen so natürlich gebracht, daß man Wahrheit und nur Wahrheit aus jedem Worte vernimmt. — Noch muß ich rühmend sagen, daß Schmerzliches und Heiteres vortrefflich abwechseln, daß eine solche edle Einfalt im Ganzen herrscht, eine so richtige Psychologie, so reiche Erfahrung und eine Belehrung in lauter Thaten und Seelenzuständen, daß ich selten etwas der Art je gelesen habe. Das ist ein Buch für Eheleute, wie für Jünglinge und Jungfrauen, für heitere und ernste Naturen, für Gebildete und Ungebildete, vor Allem aber für katholische Familien. So muß man den Glauben und die Sittenreinheit, so die Politik und das Leben darstellen: soll Muth und Kraft sich wieder aufrichten. Den will ich sehen, der dieses Buch gelesen und ihm nichts abgewonnen hat! Mich hat es tief gerührt und wahrhaft mit Freude und Andacht erfüllt. O daß es weit und breit bekannt würde! Wie gerne möchte ich eine Probe geben, aber was soll ich ausheben? Alles ist gleich rein und schön. Wenn die Gesellenväter nicht für Ausbreitung dieser so leicht verständlichen Lektüre sorgen, so weiß ich wahrlich nicht, was man den Gesellenvereinen empfehlen soll. Dieses mein Urtheil wird gewiß auch von allen katholischen Kritikern bestätigt werden; denn ich habe nicht ein Wort zu viel gesagt. Man meint, ein katholischer Bitzius habe es verfaßt!
(Recens. der kathol. Blätter f. Literatur. Nr. 44. 1857).

I.

Predigten.

Prediger von Profession, oder die es sein wollten, waren auch mit meiner Art selten einverstanden; desto mehr das Volk, dem ich allein dienen wollte. So sind wir Beide unsere Wege gegangen, sie mit den Regeln der Weisheit, ich mit dem Drang meines jugendlichen Herzens. Hoffentlich haben wir uns Beide wechselseitig ergänzt! Denn darin besteht auf Erden alle Annäherung zum Ziele, daß jede Individualität sich nach der von Gott ihr verliehenen Anlage gewissenhaft entwickele; aus dem Mannigfaltigen stammt die Einheit und die Vollendung, so weit sie dem Menschen ermöglicht ist.

Vorwort zu Predigten an's Tiroler Volk.

I.

Predigten.

Prediger von Profession, oder die es sein wollten, waren auch mit meiner Art selten einverstanden; desto mehr das Volk, dem ich allein dienen wollte. So sind wir Beide unsere Wege gegangen, sie mit den Regeln der Weisheit, ich mit dem Drang meines jugendlichen Herzens. Hoffentlich haben wir uns Beide wechselseitig ergänzt! Denn darin besteht auf Erden alle Annäherung zum Ziele, daß jede Individualität sich nach der von Gott ihr verliehenen Anlage gewissenhaft entwickele; aus dem Mannigfaltigen kommt die Einheit und die Vollendung, so weit sie dem Menschen ermöglicht ist.

Vorwort zu Predigten an's Tiroler Volk.

Dichterpredigt.

O Herz! was willst du zagen?
Die Bergesschluchten tagen
Im frischen Heidrichkranz,
Und junge Bächlein lallen
Im Schmelz von Eiskrystallen
Den lust'gen Ostertanz!

O Herz! was willst du zagen?
Die Lindenbäume ragen
Hellblühend in's heil'ge Blau!
O lüft' in ihrem Flüstern
Zur Lust den gramesdüstern
Versteck der Seelenau!

O Herz! was willst du zagen?
Die Finkenmännchen schlagen
In's Zwitschern ihrer Brut!
So laß das frische Leben
Dich sprudelklar durchbeben
Und läutern Saft und Blut!

O Herz, was willst du zagen?
Laß dir's vom Lenzhauch sagen
„Der Winter ist vorbei!“
Du hast die Maienfunken
In's tiefste Sein getrunken,
So quill und grüne neu!

O Herz! was willst du zagen?
Die Rosenknospen wagen
Den ersten Liebesgruß;
Ihr glühendes Erröthen
Muß deinen Trübsinn tödten
Im heißen Flammenkuß!

O Herz! was willst du zagen?
Die Turteltäubchen klagen
Dein mattes Kränkeln an!
Frisch auf! im hellsten Klingen
Das Brautlied mitzusingen
Auf luft'ger Veilchenbahn!

O Herz! was willst du zagen?
Die Wolkenzüge fragen:
Wie kannst du traurig sein?
Hinaus in's freie Wandern
Von einem Berg zum andern,
Das spült die Seele rein!

O Herz in vollen Zügen!
Aus Gram und Noth gestiegen
Der dumpfen Lebensgruft!
Schweb' auf in ew'ge Weiten
Dich blumenhell zu breiten
Durch Licht und Lenzesduft!

O Herz in vollen Zügen!
Laß deine Segel fliegen
Auf stolzer Frühlingsfluth,
Daß hoch auf deinen Masten
Die Sonnenadler rasten
Voll heißer Kampfesgluth!

O Herz in vollen Zügen!
Wohlan! es gilt zu siegen
Gen Nacht und Todespfeil!
Mit deinen kühnsten Liedern
Mußt du dich befiedern
Das ist der Flug zum Heil!

O Herz in vollen Zügen!
Du mußt die Welt durchpflügen,
Ein Lichtgedankenblitz,
Daß sich in Flammenbildern
Die Thalesnächt' entwildern
Zum klarsten Liebessitz!

O Herz in vollen Zügen!
Du mußt dich trunken wiegen
Im reinsten Himmelsthau,
Daß dir von duft'gen Schwingen
Die Lieder Gottes klingen
In's Graun der Lebensau!

O Herz in vollen Zügen!
Du mußt dich kreisend schmiegen
Um's ew'ge Feuerland,
Und dir den eig'nen Himmel
Selbst holen im Getümmel
Aus Blitz und Weltenbrand!

Und hast du kühn als Meister
Bezähmt die Flammengeister
Mit deinem Zauberstab,
So laß sie hell im Herzen
Voll Gluth und Dichterschmerzen
Dir lodern bis in's Grab!

1.

Am Rosenkranz-Sonntage

zu Lienz im Pusterthale. 1824.

Lieben Brüder! Ich betrete heute das erste Mal als neugeweihter Priester die Kanzel. Ich rede nicht zu unbekannten Menschen, die ich das erste Mal sehe, sondern zu euch, unter denen ich geboren und aufgewachsen bin, von denen ich vor wenigen Jahren in fremde Gegenden auszog, um als Priester heimzukehren. Gott hat uns vor seinem heiligen Altare wieder zusammengeführt, daß wir einander wechselseitig erbauen und ihm heilige Treue geloben im Leben und im Sterben. Ich fühle mich glücklich, daß ich euch in seinem Namen anreden und sein heiliges Wort an die Seele legen darf. Der heutige Tag, an dem wir die hochgefeierte Jungfrau Maria, die Mutter Gottes, verehren, erscheint mir als ein besonderes Glück für meine erste Predigt, denn Niemand hat das Wort Gottes fleißiger angehört und treuer befolgt als Maria, von deren Fürbitte ich die Kraft der Rede und die Eindringlichkeit in euere Herzen erwarte, damit ihr euch vom Geiste Gottes leiten und regieren lasset in einer Welt voll Gefahr und

Untreue gegen unser ewiges Heil. Lasset uns das Wort Gottes hören und es bewahren wie Maria! Denn das Wort Gottes ist vom Himmel gekommen und führt uns wieder in den Himmel zurück; es wird aber gegen uns zeugen und uns verdammen, wenn wir dasselbe durch ein sündhaftes Leben verachten. O Heiland, Jesus Christus! sei mit deiner Gnade bei mir, daß ich mich deines heiligen Evangeliums nicht schäme, welches du im Tode versiegelt, für welches deine Apostel und Märtyrer geblutet haben, und das noch immer Wunder in gläubigen Seelen wirkt. Sei bei uns Allen, daß wir dich als Leben und Wahrheit verstehen und lieben!

Das Land, welches wir bewohnen, ist ein fremdes Land, wo wir als Fremdlinge und Pilgrime eine Weile wohnen und brechliche Hütten bauen, bis wir gezwungen sind, sie wieder abzubrechen und in ein Land einzugehen, das unser wahres, einziges Vaterland ist. Unser Leben ist eine fortwährende Pilgerreise, die nach der ewigen Heimath trachtet und einen Wegweiser aufsuchet, der uns einführt in die ewigen Hütten, wo uns Gott mit seinen Engeln und Heiligen erwartet, und für uns schon Wohnungen bereitet hat. Dieser Wegweiser, der uns den Pfad zur ewigen Heimath zeigt, ist der Eingeborene Sohn des ewigen Vaters, Jesus Christus selbst. Er kam nach den Rathschlüssen der unendlichen Erbarmungen Gottes aus dem Schooße des Vaters zu uns herab und verkündigte drei Jahre lang das göttliche Wort, welches von dem Vater ausgegangen war, und als er wieder in die ewige Heimath zurückkehrte,

sandte er zwölf Apostel aus mit dem Befehle: „Gehet hin und prediget allen Völkern das Evangelium und lehret sie Alles halten, was ich euch befohlen habe.“ Die Apostel, gehorsam dem Befehl ihres Meisters, zogen aus in alle Länder des Erdbodens und predigten mit hohem Aposteleifer allen Völkern das Wort vom Kreuze, und die Gewaltigen der Erde beugten gläubig ihre Kniee vor dem Gottmenschen, der das göttliche Wort aus dem Himmel zu den Menschen brachte, vor dem Lamme, das zum Heile der sündigen Menschheit erwürgt ward auf Golgatha. Sie ernannten Bischöfe und Priester an ihrer Statt, als sie schieden von der Erde, und ertheilten ihnen durch Handauflegung den heiligen Geist. Sie wurden dadurch, wie die Schrift sagt, auserkoren, zu weiden die Gemeinde Gottes, die er durch sein Blut erworben hat. Es wurde das Priesterthum des neuen Bundes gegründet, dessen wesentliche Pflicht es ist, das Wort Gottes aus priesterlicher Amtsvollheit allen Völkern zu verkündigen.

An diese freudigen Bekenner der Gottheit Jesu Christi, an diese Verkündiger des göttlichen Wortes erging der Befehl des Herrn: „Was ich euch sage im Finstern, das redet im Lichte, und was ihr höret in's Ohr, das prediget auf den Dächern. Ihr seid es nicht, die da reden, sondern der Geist eueres Vaters ist es, der redet durch euch. Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf, und wer mich aufnimmt, der nimmt den auf, der mich gesandt hat. Wer euch hasset, der hasset mich, und wer euch verachtet, der verachtet mich.“ Das Wort Gottes, verkündiget durch den Priester, der

durch die Handauflegung des Bischofs auserlesen und geheiligt worden ist, ist nicht sein Wort, es ist das Wort der ewigen Wahrheit, die nicht betrügen kann, es ist das Wort der ewigen Weisheit, die alle Dinge, auch die verborgensten und geheimsten umfaßt, es ist das Wort, das für den Menschen voll himmlischen Trostes ist und ihn geleitet in's ewige Leben. — — —

2.

Vor Wallfahrtern

zu Trefoy, hart am Ortler an der Straße über das Stilfser Joch im einsamen Marienkirchlein. 1828.

Die Wallfahrt, welche der Christ mit wahrem Eifer und Bußgeist zur seligen Jungfrau Maria nach Trefoy unternimmt, ist zum ewigen Leben von größtem Nutzen; denn der Unschuldige wird durch diese Wallfahrt in seinem heiligen Leben bestärkt. Wenn der unschuldige Christ sich aus seiner Heimath aufmacht, um diese wunderbare Gnadenmutter zu besuchen, so geht er schon mit heiligen Gesinnungen von Hause weg. Er denkt bei sich selbst: „Wie ich jetzt meine Heimath verlasse und in ein abgelegenes Thal ziehe, so muß ich einst von dieser Erde in eine andere Welt hinüberziehen, wo meine wahre und eigentliche Heimath steht, wo mein

Gott herrscht, für den ich erschaffen bin, wo meine schönste Krone glänzt, die mich ganz befriedigen kann. Diese armselige Welt mit ihren trüglichen Freuden ist nicht mein Vaterland; hier im Thale der Thränen ist meine Unschuld noch unsicher und schwach; hier unter dem Monde wetzt noch der böse Geist seinen giftigen Zahn nach mir und will meine unsterbliche Seele verderben. Aber dort oben ist mein Vaterland, das ewig dauert und mir ewige Freude verspricht. Für den Himmel will ich streiten mit der ganzen Kraft meiner Seele, für den Himmel will ich arbeiten Tag und Nacht, in Angst und Noth, und keinen Angriff des weltlichen Spottes fürchten, für den Himmel will ich jeden Athemzug meines Lebens aufopfern und meinen letzten Seufzer heiligen.« Mit einer solchen Gesinnung verläßt der unschuldige Christ sein Haus und tritt die Wallfahrt nach Trefoy an; durch diese Gesinnung wird er abgeschält von den weltlichen Freuden und mit göttlichen Gedanken erfüllt; er wendet im Geiste sein Auge auf die heilige Jungfrau Maria und ist fest entschlossen, wie sie nur den himmlischen Gütern nachzutrachten und alle eitle Erdenlust zu verspotten; er wirft sich schon im Geiste vor der Himmelskönigin Maria nieder und betet mit Inbrunst: »Dir, o heilige Jungfrau, will ich in Unschuld und Tugend getreu bleiben bis in den Tod; dein heiliges Leben will ich genau nachahmen bis an den Rand des Grabes, deinen heiligen Namen will ich preisen im Leben und im Tode.« Wenn der unschuldige Christ seine Heimath verläßt, um diese wunderbare Gnadenmutter zu besuchen, so geht er schon

mit heiligen Gesinnungen von Hause weg. Er denkt bei sich selbst: „Wie ich jetzt das Haus verlasse und eilfertig nach Trefoy wallfahrte, so will ich mich auch allzeit schnell und unverzüglich entfernen von den Gefahren, die meine Unschuld bedrohen. Ich will mit eilfertigen Schritten jenes schamlose Maul fliehen, das mit unzüchtigen Worten schon so viele Christenseelen verdorben und schon so oft das kostbare Blut des Erlösers verspottet hat. Ich will jenes Haus ärger fürchten als eine treulose Mördergrube, wo böse Menschen der Unschuld des Jünglings nachstellen wie der Jäger dem Wildpret, wo Flüche und Lästerworte ihr Nest haben und kein wahres Christenthum zu finden ist. Die allerseligste Jungfrau Maria, als Mutter Gottes, ist meine Freundin, der ich alle meine Gedanken unterwerfe, der ich als Knecht und Diener ergeben bleibe; das Kirchlein der allerseligsten Jungfrau Maria ist mein liebster Aufenthalt, wo kein Sünder auf meine Unschuld lauert, wo nur heilige Gedanken und Begierden meine Seele erquicken. Das Gebet vor dem Gnadenbilde der göttlichen Mutter ist meine süßeste Unterhaltung, wo ich mein Herz ausleeren und alle meine Leiden klagen kann, wo ich Kraft und Stärke bekomme, den Teufel und seinen Anhang zu besiegen.“ Durch diese heilige Gesinnung wird der unschuldige Christ schon gleich am Anfange seiner Wallfahrt gegen die Sünde und böse Gelegenheit verwahrt; er bekommt einen heilsamen Haß gegen die verführerische Welt und setzt sein ganzes Vertrauen auf den Beistand der seligen Jungfrau Maria; er wird muthig und unverzagt gegen

jeden Andrang der Versuchung, weil er sich mit guten Gedanken und Vorsätzen dagegen verschanzt hat, weil Maria seine Schildwache und Schutzfrau ist. Die Himmelskönigin Maria sieht den unschuldigen Christen mit solchen Gesinnungen von der Heimath weggehen und wird durch seine Gottesfurcht herzinnig erfreuet; sie erwählt ihn zu ihrem Liebling und schickt ihm schon aus weiter Ferne die allvermögende Gnade des Himmels entgegen; sie fleht mit mütterlicher Liebe zu ihrem Sohne und spricht: „O Heiland der Welt, nimm diesen unschuldigen Jüngling in Schutz, beschirme diese heilige Jungfrau, breite über Alle deine Hilfe aus, die so fromm und gottesfürchtig sich aufmachen, mir in dieser Einsamkeit einen Besuch abzustatten. Erlöse sie von den Zähnen der Wölfe, die den Kranz der Unschuld zerreißen und die unsterbliche Seele verderben. Führe sie rein und makellos in die himmlische Freude und gib ihnen zum Lohn ihrer Arbeit die Krone des ewigen Lebens.“ Und das Gebet der seligsten Jungfrau Maria ist nicht vergeblich; der unschuldige Christ wird erfüllt mit der göttlichen Gnade, die jede Anstrengung für die Tugend möglich macht.

Jetzt, meine lieben Brüder! erlaubt mir eine einzige Frage. Seid ihr wohl Alle mit so heiligen Gesinnungen vom Hause weggegangen? Ich wünsche es von ganzem Herzen, und die seligste Jungfrau Maria erwartet es mit Thränen von euch. Aber ich befürchte bei Vielen das Gegentheil.

Es ist wahrscheinlich mancher Wallfahrter unter uns, der bloß deswegen sich vom Hause entfernt hat,

um der Aufsicht der Eltern und des Dienstherren zu entgehen und in der Entfernung desto ungestörter sündigen zu können. Und eine solche Wallfahrt ist abscheulich in den Augen Gottes, ist der gerade Weg in's ewige Verderben der Hölle! Es ist ohne Zweifel manche Wallfahrterin unter uns, die deswegen die Heimath verließ, damit sie ihrer sündhaften Bekanntschaft froh werden kann. Und eine solche Wallfahrt ist abscheulich in den Augen Gottes, ist der gerade Weg in's ewige Verderben der Hölle! Es ist mancher verstockte Sünder unter uns, der bloß deswegen von Hause weg in dieses Kirchlein zog, um einen unbekannten Beichtvater zu betrügen und die schimpfliche Last der zusammengehäuften Sünden hier heimlich auszuschütten, um dann wieder heimzukehren und das alte Lasterleben wieder von Neuem anzufangen. Und eine solche Wallfahrt ist abscheulich vor den Augen Gottes, ist der gerade Weg in's ewige Verderben der Hölle! Brüder! wenn ihr die Wallfahrt nach Trefoy antretet, so geht schon mit heiligen Gesinnungen vom Hause weg und machet schon die ersten Schritte ehrwürdig und heilig durch eure guten Vorsätze, sonst ist euer Wallfahrten eitel und trostlos, und Maria wendet die Augen mit Abscheu von euch weg — — —

3.

Am vierten Fasten-Freitage

zu Agums. 1826.

— — — Lieben Brüder! Ich bin selbst in einer niedrigen Hütte geboren und erzogen worden, und weiß aus Erfahrung eure Leiden und Drangsale, die ihr jeden Tag eures Lebens erduldet. Ihr müsset das Erdreich mit eurem sauern Schweiße befeuchten, um euch die kärgliche Nahrung zu erringen, die euch das Leben fristet, und beständige Sorge ängstigt euer Gemüth, daß nicht ein plötzlicher Unfall der Witterung eure Hoffnungen verwüste und euch dem drückendsten Mangel preisgebe. Die Sonnenhitze bräunt euer Gesicht bei harter, mühevoller Arbeit, und die Kälte des Winters fällt mit ihrem Grimme eure schlechtbedeckten Glieder an. Ihr müsset mit empfindlicher Entsagung so manchen Bissen eurem eigenen Munde abstehlen, um den Hunger eurer zahlreichen und unerzogenen Kinder zu stillen, und mit ängstlicher Vorsorge wachen und darben, um ihre Blöße bedecken zu können. Was ihr mit kluger Haushaltung unter den größten Entbehrungen aufgespart habet, das reißt der unerbittliche Gläubiger aus euren Händen, das frißt die oft wiederholte Grundsteuer auf, das nimmt der hochgeborne Zinsherr als sein Eigenthum in Beschlag. An euch geht wörtlich in Erfüllung,

was Job sagt: „Der Mensch muß auf Erden immer im Streite leben, und sein Leben ist das Leben eines Taglöhners“; denn euer ganzes Leben ist ein fortwährendes Kreuz, das mit einem rauhen Dornenkranz umflochten ist, der euch viele Thränen kostet und euren müden Augenliedern sehr oft die wohlthätige Ruhe des Schlafs entzieht und euch keine Rast gönnt, bis der Tod die sterbliche Hülle eures Leibes in die Tiefe des Grabes legt und euch aus dem Elende der Erde erlöst.

Aber, Brüder! verzaget nicht und bauet fest auf das heilige Kreuz des Menschen-Erlösers! Eure Armuth macht euch auf Erden Christo ähnlich und wird euch verherrlichen im Himmel mit ihm.

Jesus Christus ist euch in der Gestalt eines armen, von mancherlei Wehe gedrückten Knechtes mit seinem herzrührenden Beispiele vorangegangen. Er war nicht reicher als ihr, und sagt von sich selbst: „Die Füchse haben ihre Schlupfhöhlen und die Vögel ihre Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlegen soll.“ Durch eure Armuth tretet ihr in die heiligen Fußtapfen des Erlösers und werdet seine vielgeliebten Gefährten und Mitgenossen in Kreuz und Leiden, in Arbeit und Betrübniß; freuet euch und frohlocket, euer Lohn wird groß sein im Himmel! Euch wird er als seine wahren Verehrer vor seinem himmlischen Vater anerkennen und euch wegen seiner Sünden vertheidigen; weil ihr nicht blos mit dem faulen Geschwätze der Lippen, sondern durch werkthätiges und mühevolles Kreuztragen bewiesen habet, daß das Kreuz Jesu Christi euer Ruhm und eure Ehre ist, daß ihr

nicht die Götzen dieser Welt als euer Erbtheil ansehet, sondern in eurer Bedrängniß mit unwandelbarem Glauben auf das ewige Leben nach dem Tode wartet.

Eure müden Glieder, die jetzt abgezehrt sind durch sparsame Kost und beschwerliche Arbeit, die ihr zur Noth mit einem schlechten Laken bedecket, wird er mit unvergleichlichen Feier-Gewanden verherrlichen, deren Glanz nicht abnimmt, deren Farbe und Stärke nicht erstirbt. In euren Händen, die durch beständige, mühselige Beschäftigung rauh geworden sind, werdet ihr die himmlischen Siegespalmen tragen, die ewig grünen und blühen und euch mit holdseliger Lieblichkeit verklären. In eurem Angesichte wird unaussprechliche Freude schimmern, die die Belohnung eurer irdischen Laufbahn ist, die euch jede Erdenmühe versüßen und euren Durst mit der Quelle göttlicher Süßigkeit tränken wird, die jeden Flecken auswischen wird, womit euch die Sonnenhitze gebräunt hat. Das Thal der Thränen ist verschwunden und lauter Jubelgesang unter dem heiligen Kreuze wird euch erfreuen im Lande der Heiligen.

Brüder! Verzaget nicht, und bauet fest auf das heilige Kreuz des Menschenerlösers!

Eure Armuth bewahrt euch vor Sünden und läßt euch nicht kleben am Staube der Erde — — —

4.
Am Herz Jesu-Feste
zu Burgeis. 1826.

— — — Albrecht, Graf von Habsburg, der in den nahen Schweizerlanden wohnte, ging einst mit seinem jungen Sohne Rudolph in das nahe gelegene Benediktinerkloster Mury, welches unter seinem Schutze stand. Er trat mit Ehrfurcht in die Kirche, öffnete eine Seitenthür, die hinten in der Kirche angebracht war, und führte seinen Sohn stillschweigend durch einen finsteren Gang. Bald kamen sie in eine dunkle Todtengruft, die nur durch ein kleines Fenster von oben mit wenigem Licht erhellt war. Die Wände der Todtengruft waren mit alten Denkmalen geschmückt, und auf den Denkmalen prangte in Marmor eingegraben unter Schilden und Helmen das heilige Kreuz, welches das Labsal aller Sterbenden ist, und als Siegeszeichen auf den Gräbern der Todten steht. Und rings um die Grabmale schlang sich in alten verzogenen Buchstaben die Inschrift: „Gott fürchtet allein, und verachtet die Welt!“

Albrecht schaute mit tiefem Ernste die alterthümlichen Grabmale an, brach in häufige Thränen aus und redete mit inniger Vaterzärtlichkeit seinen Sohn Rudolph an: „Geliebter Sohn! Dieses ist die Stätte, wo unsere Voreltern begraben sind: ihre Seelen, die schon in der

himmlischen Freude für ihre Tugend belohnt sind, umschweben uns heute unsichtbar, und in ihrer ehrwürdigen Gegenwart will ich dir meine letzte Vaterlehre als ein heiliges Vermächtniß an's Herz legen:

Mein Haupt ist mit grauen Haaren bedeckt, und viel Gefahr und Noth habe ich mit ritterlichem Heldensinn bestanden und keinen Trotz der Gottlosen gefürchtet. Meine Jugend war der Unschuld geweiht, und Jesus Christus war die Freude meines blühenden Lebens. Deswegen bin ich jetzt freudig und wohlgemuth, und in meinen alternden Gliedern regt sich noch jugendlicher Lebensgeist, der im Vertrauen auf Gott keine feindliche Lanze fürchtet und kein gezücktes Schwert, und noch sterbend ausruft: Es lebe Jesus Christus der Gekreuzigte!

Sohn, das ist das Erbtheil deines Vaters: Gott fürchte vor Allem, aber keine menschliche Kraft! Dann wird dein Haus grünen und mächtig werden vor deinen Feinden, deine Söhne werden in Unschuld und Heldensinn wie Sprößlinge des Oelbaumes dich umranken und dir Sieg und Ruhm vor deinen Nachbarn gewinnen. Und Gott selbst breitet den Schild seines himmlischen Schutzes über dich aus und zerbricht den aufgeblähten Feindestrotz, der deine Seele verderben will.

Sohn, das ist das Erbtheil deines Vaters: Verschließe Aug' und Ohr den elenden Menschen, die deinen Begierden mit weltlichem Tande schmeicheln. Sie weben dir ein künstliches Lügen-Netz vor das Auge, daß dir die Wahrheit ewig verborgen bleibt und athmen dir mit süßlicher Schmeichelrede das Gift des Hochmuths

und schändlicher Lust in deine Seele, daß du aufgebläht und verzärtelt wirst, aber von Gott gestürzet in die Tiefe fällst. Dann frohlocken sie über deinen tiefen Fall und werfen mit bissigem Spotte ungeberdig das Maul auf. Aber hold und freundlich sei jedem Prediger, dem bittere Wahrheit vom Munde tönt, der mit wohlgemessenem Pfeile des Wortes deine Seele trifft, und die Sünde aus deinem Herzen reißt. Das ist ein Gesandter Gottes und ein Heiland für dich!

Und jetzt lebe wohl auf fröhliches Wiedersehen im himmlischen Vaterlande! Ich lege morgen meine Waffen-Rüstung das letzte Mal an, und ziehe mit meinen rüstigen Kampfgenossen in's heilige Land, um die Stadt Jerusalem den ungläubigen Horden zu entreißen.

Wer für Jesus Christus sein Leben läßt, der endet wohl. Kämpfen will ich mit meiner letzten Kraft für die Wiege des Erlösers, vergießen will ich meinen letzten Tropfen Blut für die Krippe des Erlösers, und wenn auf fremden Boden im blutigen Tode mein Auge bricht, so rufe ich noch sterbend: Es lebe Jesus Christus, der Gekreuzigte!"

Rudolph befolgte diese letzte rührende Vaterlehre wie ein köstliches Erbtheil genau, und wurde dadurch fromm als schlichter Graf, und fromm als römischer Kaiser, der Wiederhersteller des Friedens und der Ordnung im deutschen Reich, und noch jetzt denken wir in tiefster Ehrfurcht an seinen hochgefeierten Namen.

Jesus Christus ist zärtlicher und liebevoller, als jeder irdische Vater, und steht heute voll unendlicher

Liebe in euerer Mitte. Er hat die Blitze seines strengen Gerichts bei Seite gelegt und die Gestalt eines menschenfreundlichen Wohlthäters angenommen, der jede Wunde heilen will, und jede Thräne abzutrocknen bereit ist. Er führt euch in keine Todtengruft, wo die Verwesung an eingesunkenen Grabmalen nagt; sondern hier am lichterhellten Altar eurer Pfarrkirche legt er euch allen seine letzte rührende Vaterlehre an's Herz.

Jugendlicher Freund, jugendliche Freundin, erhebe dich muthig, tritt vor sein heiliges Angesicht und nimm dein Erbtheil aus den Händen des Erlösers!

Das ist das Erbtheil des Erlösers an Dich: Gott fürchte vor Allem; aber keine menschliche Kraft. Du bist noch jung und frisches Blut rinnt in deinen Adern und jugendliche Freude schwellt deine Brust. Aber den Kranz deiner Jugend bist du dem Erlöser schuldig und die liebliche Schamröthe deiner Wangen muß der Tücke des Teufels trotzen, muß mit herrlicher Frucht reifen für die Ewigkeit.

Wenn du unter deinen Altersgenossen im Angesichte des Dorfes erscheinst, müsse dich das gute Zeugniß begleiten: „Der Jüngling ist die Freude seiner Eltern und des Dorfes Ehre. Sein Mund ist rein von jeder schamlosen Lüge und unbefleckt von jedem unzüchtigen Wort. Die Jungfrau ist geziert mit der gefälligen Blume der Schönheit; aber noch herrlicher leuchtet der Stern ihrer himmlischen Unschuld; das ist ihre Freude und ihr köstlicher Schmuck, für den sie auch zu sterben bereit ist.“

Das ist das Erbtheil des Erlösers an dich: Verschließe Aug' und Ohren den elenden Menschen, die deinen Begierden schmeicheln, und dir mit unbändigem Munde jene falsche Scham einflößen, die sich des Heiligen schämt. Die wahre Andacht läßt sich von keinem bösen Beispiele lauer Christen irre machen, und verkriecht sich nicht wie eine lichtscheue Nachteule zur Frühmesse in den letzten Winkel der Kirche, sondern frei und offen vor aller Augen bekennt der Jüngling seinen Glauben, frei und offen versiegelt die Jungfrau ihre Unschuld im Gebet und im oftmaligen Genusse des heiligen Abendmahles gegen die Lockung der Sünde. Im Dunkel der Nacht ist ihnen Jesus Christus Schirmvogt und Hüter gegen die heimliche Pest, welche die junge Lebenskraft im Keime ertödtet; und in menschenleerer Einsamkeit ist Jesus Christus ihr himmlischer Begleiter, der ihren Geist zu Gott erhebt und sie mit Siegesstärke gegen das Laster ausrüstet.

Das ist die letzte rührende Vaterlehre, das ist das Erbtheil des Erlösers an euch, o Jünglinge und Jungfrauen! Mich labet heute die freundliche Hoffnung, daß in dieser Christengemeinde viele von euch zu finden sind, denen Jesus Christus lieber ist als der Geist der Welt in seinem Unflath; denen die Krone der Unschuld lieber ist als der nagende Wurm des bösen Gewissens, der im scheuen Blicke des Verführers sich spiegelt und aus dem trüben Auge des Wüstlings herausschaut. Das glaube ich am heutigen Festtag, o Brüder, und ich glaube noch mehr! — Fallen ist menschlich, aber ver=

harren in der Sünde ist teuflisch. Samson, der gewaltige und weithin gefürchtete Kriegsheld, fiel in's Netz einer Sünderin, verlor seine Heldenstärke und wurde von seinen treulosen Feinden gefangen und der Augen beraubt. Wie ein verächtlicher Knecht mußte er im Hause seiner Dränger die niedrigste Arbeit verrichten, und wurde von ihnen täglich mit dem übermüthigsten Spotte begossen. Aber in einer heiligen Stunde, die ihm Gott zu seiner Bekehrung sandte, blickte er mit Vertrauen zum Himmel auf und flehte um göttliche Kraft, die Bande seiner Knechtschaft zu zerreißen. Und siehe, der Geist Gottes kam über ihn, und er wurde stark, Alles zu wagen für sein ewiges Heil; er faßte die Säule des Hauses, an die er gefesselt war, schüttelte sie mächtig, und warf das ganze Gebäude mit sammt seinen Feinden in Schutt und Trümmer — — —

5.

Am Feste des heiligen Joseph

zu Meran. 1832.

Heute lade ich euch zu einer kleinen Gedankenreise ein. Meran und die umliegenden Dorfgemeinden haben wir heute beständig vor Augen, und es ist nicht eben alles gut und erfreulich, was wir darin sehen und hören. Wir können daher Meran und die umliegende Gegend auf einen kurzen Augenblick vergessen und eine kleine Gedankenreise unternehmen. Unsere Reise geht in einem kühnen Fluge schneller als alle Schiffe über das mittelländische Meer, und in der That, wir haben die Seefahrt glücklich überstanden, wir steigen im heiligen Lande an's Ufer und richten unsere Schritte, ohne lange auszurasten, gerade nach Nazareth. Schon stehen wir unter dem Stadtthor; es ist eben nicht groß, kaum so groß als die unsrigen, und ganz nahe am Stadtthor in einem heimlichen Winkel hinter dem Prachthaus eines reichen Pharisäers steht ein kleines verächtliches Haus, das gar nicht viel verspricht. Dessen ungeachtet lassen wir den Palast des reichen Pharisäers stehen, schlagen seine artige Einladung auf ein Mittagsessen aus, und drücken wohlgemuth an die Klinke der Thür am kleinen Hause. Die Thür geht auf, wir gerathen zuerst in die kleinwinzige Küche und aus derselben in die Stube. In der Ecke uns gegenüber erblicken wir

die heilige Jungfrau Maria. Sie spinnt ein neues Kleid, und ihr Angesicht sieht so licht, so unschuldig aus, daß man wohl sieht, sie hat ein fröhliches Herz und ein gutes Gewissen. Uns näher steht eine Hobelbank, gerade an der Stelle, wo bei uns eine Kommode steht, oder ein Spiegel, oder etwas Schlechteres darüber. Der heilige Joseph ist eifrig beschäftigt mit Hobeln und Glätten; dabei sieht er so ehrlich aus, als wenn er uns sagen wollte: „Lieben Freunde! Die Zeiten sind schlecht; man muß arbeiten, sonst kommt man in Concurs, und dann ist man versucht, die Gläubiger zu betrügen, und es steht mit uns vor Gott und den Menschen nicht am besten.“ Jesus Christus, der liebenswürdige Knabe, sitzt zu den Füßen des heiligen Joseph und spielt mit den Hobelschnitzen, und kann sich nicht genug verwundern, daß sie so schön und so kraus sind. Mir kommt vor, er fängt an mit seinen rothen Lippen heimlich zu flüstern und zu sagen: „Wer an mich glaubt, der wird leben; ohne mich gibt es kein Heil.“ Lieben Freunde! Mir gefällt es in diesem Haus, ich bleibe eine Weile da; man kann etwas Gutes lernen. Wer nicht will, mag zum reichen Pharisäer gehen; da bekommt er eine reiche Mahlzeit und Weltspiel vollauf.

Die heilige Jungfrau Maria ist gar eine herablassende Frau; man darf sich vor ihr nicht scheuen, man kann furchtlos sich mit ihr in ein Gespräch einlassen. Wir wollen sie um einige Hausräthe fragen, wir können sie gut brauchen. Nun, was ist denn das Beste in einem Hause? Maria ist sehr gefällig, sie

antwortet uns sogleich: »Das Beste in einem Hause ist, wenn Jesus Christus, der Erlöser der Welt, mitten drinnen ist. Man kann ihn beständig anschauen, beständig an ihn denken, mit ihm ein vertrautes Wort wechseln. So wird einem alle Arbeit leicht und freudevoll; alle eitlen und schlechten Gedanken verschwinden, alle bösen Worte hören auf, alle böse Einkehr hat ein Ende. Man ist allein mit Jesus Christus und im Besitze Jesu ist man unaussprechlich selig.« Und sehet, der kleine, holde Knabe lächelt seiner Mutter himmlischen Beifall zu und wiederholt das Wort: »Ja, ich bin gekommen, alle Menschen selig zu machen.« Diesen Hausrath der seligen Jungfrau Maria will ich mir fein merken, und wenn es heimlich geschehen kann, so will ich es dem Nachbar an die Hausthüre schreiben, will schreiben: »Das Beste in einem Hause ist, wenn Jesus Christus, der Erlöser der Welt, mitten drinnen ist.« Morgen wird er dann die Inschrift sehen und wird seufzen: »Ja, wohl wahr! Diese leichtfertige Magd bringt mir keinen Segen, sie hat mit ihren schändlichen Sitten Jesus aus meinem Hause verjagt. Dieser weitmäulige Knecht kommt sehr spät nach Haus, und er bringt allerlei mit sich und trägt oft sehr schwer; aber daß er Christus mitbringt, habe ich noch nie bemerkt. Und was das Schmerzlichste ist: Ich selbst bin nicht gar sonderbar gut bestellt; mit meinem Weibe halte ich keinen Frieden und keine Liebe, vor meinen Hausgenossen kein christliches Beispiel, gegen meine Kinder keine Zucht; so ist es kein Wunder, daß Jesus Christus nicht im Hause ist. Ich will, ich muß

mich bessern; denn wenn der Spruch auf der Thüre wahr ist, so ist das Umgekehrte auch wahr: Wo Christus nicht im Hause ist, da hat der Teufel sein Nest gebauet.“

Lieben Freunde! Wir fragen weiter: „Was muß denn der Mensch thun, damit er immer fröhlich ist?“ Die selige Jungfrau Maria ist sehr freundlich, sie antwortet sogleich: „Derjenige ist immer fröhlich, welcher sich rein weiß vor den unbestechlichen Augen Jesu Christi.“ Die Sünde ist ein Mühlstein, der so schwer auf dem Herzen liegt, daß alle Fröhlichkeit erstickt und nur trübe, wüste Gedanken Platz haben. Hingegen ist das gute Gewissen einem schönen Frühlingstage vergleichbar; ein einziger schöner Tag im Frühlinge treibt tausend Blüthen und Keime hervor, und wenn das gute Wetter anhält, so ist in wenigen Tagen nichts als überall lauter Freude und Jubel. Diesen Hausrath der seligen Jungfrau will ich mir fein merken, und wenn es Gelegenheit gibt, so besuche ich bisweilen einen guten Freund, denn man hat ja lauter Freunde auf Erden, und so ungefähr im Gespräche werde ich ihn Folgendes merken lassen: „Schau, lieber Freund, deine Kinder wachsen heran und du achtest wenig auf ihren Wandel. Sie haben ihr gutes Gewissen schon mit den Buben des Nachbars verloren aus deiner Schuld und Nachlässigkeit. Da wirst du wenig Freude ernten und mußt dich nicht wundern, wenn sie dir deine grauen Haare und dein Sterben verbittern; es ist ja keine Reinheit in deinem Haus, und da ist's mit der Freude aus. Schau, lieber Freund, du hast Leute in's Quartier genommen, die

ohne Religion und Sittlichkeit sind. Aber du schweigst, denn der Hauszins das ist deine Lockspeise und dein Herzenstrost, das dein Beruhigungs-Mittel bei'm bösen Beispiel. O, um den Hauszins kann man ja schlechten Leuten Unterkunft geben und das Gewissen verkaufen! O Freund! Das ist's was dich drückt, was dich nie fröhlich sein läßt; du hast dein gutes Gewissen verkauft, und da ist's aus mit aller Freude. Schau, lieber Freund, du hast Studenten im Quartier, und diese hütest du gar wunderbar. Wollen sie Trinker werden, du gibst ihnen Alles heimlich und verstohlen, und lügst sie noch hinaus. Wenn sie mehr zahlen, so bekommen sie sogar den Hausschlüssel. O Freund! so kannst du auf keinen grünen Zweig kommen, so mußt du ohne Fröhlichkeit verschmachten, du hast ja keine Reinheit der Gesinnung im Haus, und ohne diese ist's mit der Freude aus."

Lieben Freunde! Der heilige Joseph ist jetzt mit seiner Arbeit fertig; er wischt sich den Schweiß aus dem Gesicht und setzt sich zur seligen Jungfrau auf eine hölzerne Bank nieder. Der liebe freundliche Knabe Jesus rutscht ihm nach und sitzt liebevoll zu seinen Füßen.

Wenn wir den heiligen Joseph recht schön bitten, so hält er uns gewiß eine kleine Predigt, bevor wir wieder abreisen. O ja, er sagt es uns zu, erhebt seine rechte Hand und spricht mit Ernst und Bedeutung: "Lieben Freunde! Ihr seid aus Tirol weit hergekommen mich heimzusuchen, und es thut mir wohl, daß ihr noch

an mich denkt. Ich bin schon ziemlich alt und dabei arm, aber ich habe viel erfahren, und reich seid ihr auch nicht; daher will ich euch eine goldene Regel mit nach Hause geben. Der Segen im Haus ist das Liebste, was man sich denken kann; aber ohne Arbeit ist kein Segen möglich, und keine Arbeit kann gedeihen und Frucht bringen, wenn sie ohne Jesus Christus vollbracht wird. Arbeitet daher fleißig mit Jesus Christus und nie ohne ihn. Wenn ein Hausvater unglücklich wird, wenn er sein Haus und sein Feld verliert, so ist es unter zehn Fällen allzeit neunmal der Fall, daß er ohne Jesus Christus gearbeitet hat, und eben deswegen, weil er ohne Jesus Christus gearbeitet hat, ist er verunglückt und verdorben. Habet Jesum Christum beständig um euch! Die bitterste Arbeit wird euch süß werden, und das Samenkorn, das mit guter Meinung ausgestreuet wird, wird euch bessere Frucht bringen, und das Samenkorn in dem Schranke wird mehr ausgeben, weil es mit Jesus Christus ausgesäet und eingesammelt worden ist. Ehret Jesus Christus beständig mit Worten und Werken! Eine Arbeit voll Zorn und Fluchworte ist nur Distelsamen, sie kann kein Heil und keinen Segen bringen. Vertrauet in allen euren Arbeiten auf Jesus Christus! Er gibt das Wachsen und Gedeihen, und wo oft im Frühling kein Gedeihen ist, da schüttet er oft im Herbst alles reichlich in die Scheunen. Betet unaufhörlich zu Jesus Christus mit lauter Stimme, mit stillen Seufzern. Die Arbeit, wenn sie mit guter Meinung, mit Gebet geheiligt ist, diese Arbeit ist erst gottwohlgefällig, diese Arbeit ist erst segensreich. Eine solche Arbeit mit Jesus

Christus ist der wahre Weg in den Himmel. Und jetzt lebet wohl! Grüßet mir eure Landsleute freundlich und saget ihnen, sie sollen festhalten an der Wahrheit: Jesus Christus ist der Anfang und das Ende, und in ihm allein ist Heil!"

Lieben Freunde! Gewiß mit Schmerzen verlassen wir Nazareth, aber in Meran wollen wir feierlich einziehen. Wir tragen eine Fahne voraus, und auf der Fahne steht geschrieben: "Jesus, Maria, Joseph!" Wir alle ziehen hinterdrein und rufen: "Ja! Amen. Dem Erlöser Jesus Christus sei allein Ehre und Lob! Ihm allein wollen wir anhangen, ihm allein wollen wir dienen, ihm allein singen wir unser Loblied." In Meran werden uns zwar manche auslachen, sie sind aber nicht weit her. Die größere Mehrzahl ist dem Erlöser zugethan. Sie stimmt mit uns ein und ruft: "dem Erlöser Jesus Christus allein sei Ehre und Lob!" Amen.

II.

Geschichtliches und Landschaftliches.

Zur Harfe greift des Barden Hand,
Der Barde singt sein Vaterland!
— — — — — —
Das Höchste ward dir selbst zu Theil,
Dir blüht des Glaubens Kraft und Heil!

Lieder aus Tirol.

Der Vorwurf der Unfolgerichtigkeit, der mich bei meiner verschiedenartig auslaufenden literarischen Thätigkeit öfter getroffen, findet keine Anwendnng auf meine kirchliche und religiöse Denkweise — ein Trost im Tumulte zwischen beiden Lagern, wo jede freie Stellung von beiden Seiten der Anfechtung kaum entgehen kann.

Vorwort zu Predigten an's Tiroler Volk.

Die Sterbeglocke an den Jüngling.

Gürt, o Jüngling! deine Lende,
Nimm das Schwert in deine Hände,
Bittern Kampf mußt du besteh'n,
Mit des kühnsten Muthes Blitzen
Mußt du deine Rosen schützen,
Willst du in die Heimath geh'n!
Wenn die Wetterflamme zücket
Und die Eich' im Fluge knicket,
Freund! da ist es leicht zu steh'n;
Ungezähmte Stürme dämpfen,
Lerna's Hyder niederkämpfen,
Jüngling! das ist bald gescheh'n!
Aber wenn der Frühling lächelt,
Lauer Westhauch drüber fächelt
Und die Mandelblüthe flockt,
Wenn aus jungen Taubenaugen
Deine Adern Flammen saugen,
Und so süß die Ernte winkt;
Wenn dein Wille kläglich wanket,
Nur noch schwach am Glauben ranket,
Und der Weg zur Flucht versinkt:

Jüngling, wenn du so umsponnen,
Unbesiegt dem Kampf entronnen,
Dann gebührt dir Heldenlohn!
In des bessern Lebens Lenze
Reiften deine Siegeskränze,
Liegen dir vor Gottesthron!
Bringt dir einst die letzte Stunde
Von dem nahen Tode Kunde,
Wallen deine Pulse schwach,
Legst du dich zur Ruhe nieder,
Jüngling! dann ertön' ich wieder,
Läute deinem Siege nach!

6.

Fra Vito,

der stille Laienbruder in Trient.

Neben den glänzenden Prachtblumen südlicher Tugend und Glaubensmacht sandte uns die italienische Halbinsel auch eine schmucklose, unendlich zarte, den heißen Küsten Kalabriens entkeimte Blüthe, in ihrer wehrlosen Unschuld fast noch wirksamer, als die feuerströmende Beredsamkeit seiner mächtigen Vorgänger. Wir meinen den gottseligen Fra Vito von Martina, so zugenannt von seinem Geburtsorte im Königreich Neapel. Er erblickte daselbst das Licht der Welt im Jahre 1600, und lebte zwanzig Jahre in der seligen Dunkelheit eines ganz Gott geweihten Lebens, ohne alle Aufmerksamkeit der neugierigen Menschenblicke auf sein verborgenes Duften und Blühen in heiliger Liebe. Im zwanzigsten Jahre seines Lebens trat er in den Franziskanerorden strengster Zucht, ein herrlicher Jüngling mittlerer Größe von zartestem Körperbau, fast durchsichtig in Fleisch und Farbe, mit weichen, sanftleuchtenden Zügen, wie sie im tieferen Italien so oft neben dem gebräuntesten, markirtesten Gesichtsausdrucke in überraschender Abwechselung vorkommen. Schon während seines Probejahres war

sein himmlisches Zartgefühl so übermächtig, daß er im stürmischen Drange seiner Gefühle fast unaufhörlich in Thränen zerfloß. Bisweilen erschütterten ihn so tiefe Seufzer, daß es schien, sein Herz wolle sich aus seinem Sitze reißen, und brechen im Uebermaße seiner innigsten Andachtsgluth. Es währte nicht lange, so war die Kraft seiner gotterfüllten Seele dermalen erstarkt, daß das sinnliche Gewicht seines Leibes seine geistigen Bewegungen nicht mehr hemmen konnte. Bei jedem heiligen Gedanken stieg er wie geflügelt in die Höhe, machte oft weite Strecken Weges durch die Luft, selbst bei feierlichen Umgängen vor allem Volke. In eine Kirche eingetreten, riß ihn eine unwiderstehliche Flugeskraft stürmend vor das allerheiligste Sakrament des Altares, ins herzdurchglühendste Gefühl des gegenwärtigen Gottes, ins innigste Versunkensein in die Gnadentiefe seines göttlichen Heilandes. Er war dann von Liebe so ganz krank, so matt und an allen Gliedern zerschlagen, daß man ihn wie todt ins Kloster zurücktragen mußte. Oft schwebte er wie ein leichtemporgewehtes Blüthenblatt aus dem Blumenflor des Gartens zur Dachhöhe seines Ordenshauses auf, er selbst zwischen Himmel und Erde die duftreichste Liebesblüthe für Jesus, die Liebe seiner Seele. Nur die Stimme seines Vorstandes rief ihn wieder auf der Stelle zu den Menschen zurück. Er war in diesem Gehorsam für alle fühlende Herzen der Gegenstand des tiefsten Mitleides, aus dem Elemente seiner Gotteseinigung herabgesunken in die Luftschwere der irdischen Welt, unsanft berührt in den feinsten Empfindungen seiner Seele, nicht mit Unrecht verglichen mit

der Wunderblüthe der großblumigen Fackeldistel, deren Kelch eine einzige Nacht blühet und duftet, aber welk und erstorben zusammenfällt, wenn das Licht des irdischen Tages anbricht. Erschien er unter seinen Brüdern, so gings flüsternd von Munde zu Munde: „Reden wir nichts von heiligen Dingen, denn wenn uns Fra Vito hört, so verlieren wir ihn gleich wieder aus dem Gesichte. Wir müssen ihn doch auch ein wenig auf Erden haben.“ Er trug seine Augen allezeit geschlossen, alle Kraft seiner Sinne einwärts gekehrt in die tiefste Mitte seiner betrachtenden Seele zur heiligsten Gegenwart seines wundenstrahlenden Erlösers. Sein fastenbleiches, abgemagertes Angesicht erblühte in süßer Betrachtungslust stets zur hellen Rosengluth, und ein Leuchten himmlischer Strahlen umschimmerte sein ganzes Wesen, brach aus seinem seelenvollen Auge. Er redete wenig von seiner innern Gotteslust, von den Wirkungen der Gnade seines göttlichen Meisters, nur an leisen Zeichen seiner tiefsten Herzensfreude konnte man das Uebermaß seiner süßen Liebe abnehmen. Die lauterste Einfalt leitete alle seine Schritte, der frömmste Kindessinn machte sein ganzes Wesen äußerst anmuthig und liebenswerth, die seligste Unwissenheit des kreisenden Weltgewühls verklärte ihn zur liebevollsten Ruhe und Unbefangenheit, zu einem himmlischen Leben und Athmen auf Erden, das auf jede reine Seele den nachhaltigsten, wohlthuendsten Eindruck machte. Aufgefordert von der Liebe Gottes zu reden, that er es selten in zahlreicher Anwesenheit von Menschen; nur im vertrautesten Kreise löste sich seine Zunge zur honigsüßesten Rede von seinem geliebten Bräutigam.

Sie floß wie ein klares Bächlein mit ruhiger Welle, alle Empfindungen der Zuhörer sanft anregend, umschimmert von den heiligen Blumen seiner Andachtsgluth. —
— — — — — — — — — — —
— Da stand nun der Mann, in der schönsten Blüthe seines Alters, ohne gelehrte Bildung, nicht einmal mit der Kraft des Wortes für die Menge, an der Grenze des deutschen Landes, eine stille, schweigende Gottesmacht für die Gemüther durch die innigste Liebe zu seinem Erlöser, aus der unverfälschten Schule katholischer Wahrheit, so kindlich fromm, so herablassend und milde, so menschenfreundlich und sanft, daß selbst Mißwollende staunten über die Zartheit dieses abgerundeten, heiligst ausgeprägten Menschenbildes, das, des irdischen Beiwesens fast entledigt, mit allen Empfindungen der reinen Seele nach dem Ueberirdischen sich richtete, wohl der beste Prüfstein und Maßstab der Geister, scharf an die Markenscheide des Protestantismus und Katholicismus hinausgestellt, gegenüber den Zöglingen der Lehre Luthers in ihrer ungeschlachten Derbheit, in der haderseligen Bengelhaftigkeit roher Glaubensstreite, gegenüber dem erhobenen Banner der Zerstörung, die ihres Gleichen in der deutschen Geschichte vergeblich sucht, der rohen Kriegsmacht, die sich zur Vertheidigung der christlichen Friedenslehre aufwarf, um aus den trüben Wassern den Vortheil des Kirchengutes herauszufischen. Der angestellte Vergleich, selbst dem einfältigsten Menschengeiste einleuchtend, entschied zu Gunsten der alten katholischen Wahrheit, die so heilige Persönlichkeit in der Schule uneigennütziger Christusliebe erzog. Die vielen

Frommen in Südtirol, welche auf dem Wege der höheren Betrachtung ihr eigenes Seelenheil suchten und dem Verderbnisse der Zeit entgegen arbeiteten, kamen aus der Einsamkeit ihres Gebetes hervor, sammelten sich um Fra Vito, hangend an seinen lehrreichen Lippen, machtvoll angezogen durch sein liebeströmendes Herz, gerechtfertigt und gestärkt durch die reife, welterobernde Frucht seines Lebens, die aus den schönsten Glaubensgärten von Süditalien hereinging in die rauhe, allseits bedrohte Natur der tirolischen Alpen. Der Fürstbischof faßte eine inbrünstige Liebe zum allgemein bewunderten Manne, unterhielt sich stundenlang mit ihm über die Angelegenheiten seiner Kirche, über die Bedürfnisse seines eigenen Herzens. Fra Vito wiederholte das Alte, und stets das Alte: „Laßt das eifrige Betrachtungsgebet überall aufleben, laßt die heiligste Jesusliebe in euren verzückten, liebekranken Seelen einheimisch werden! Diese reformirt das Herz, diese gestaltet die sündhafte Welt zur Wahrheit und Gerechtigkeit! Diese begeisterte Liebe soll unsern Kriegsfahnen vorausziehen, sie allein gewinnt den Sieg! Sie allein ist eine uneinnehmbare Festung gegen alle unsere Feinde!“ Mit dieser Lehre zog er in den geistlichen Genossenschaften Südtirols umher, die Lauen erschütternd, die Eifrigen bestärkend, die Bosheit einschüchternd. Er wurde durch seine bloße Erscheinung eine Macht, die still und fast spurlos in die Gemüther eindrang, und ein halbes Jahrhundert mit kräftigster Lebensfrische vor allen gleichgestimmten Seelen stand. Der Fürstbischof hätte ihn so gern in seinem Sprengel zurückbehalten, aber Fra Vito konnte sich an die Unruhe

eines solchen Lebens nicht gewöhnen, mit dem zärtlichsten Heimweh sehnte er sich zurück nach der Friedensstille seiner Heimath, nach den saftreichen, lebensfreudigen Naturbildern, an denen er oft zu seiner süßesten Liebe emporgestiegen. Selbst das rauhere Klima von Tirol wirkte verletzend auf seinen zarten, empfindsamen Körperbau. Er schied nach kurzem Verweilen vom Ziele seiner Sendung, und kehrte nach Bari zurück. Er fing daselbst bald zu kränkeln an, die Ueberfülle des inneren Liebesfeuers löste die zarten Fugen seiner sterblichen Hülle, er starb in einem Alter von 43 Jahren, erschauend im Geiste die Stunde seines Todes, im süßen Genuße des allerheiligsten Sakraments. Der Ordensbruder Buonaventura von Lama schrieb sein Leben, schlicht und einfach wie der Hingeschiedene auf Erden gewandelt, es verbreitete sich schnell durch ganz Italien, und wurde überall mit dem nachhaltigsten Eindrucke gelesen. Sein Andenken lebt in Tirol segensreich fort, sein Name, auf den Lippen gottgeweihter Seelen, schlug wie göttliches Feuer in die Lauheit der Zeit, überall Liebe weckend zum Erlöser. Unzählige Bilder kreisten umher, auf denen er im Fluge heiliger Verzückung dargestellt war, mit der kurzen, vielsagenden Inschrift:

„Liebe hat mich verzückt hochauf in die Wolken des Himmels:
Erdwärts sinket der Mensch; Liebe, du machst ihn leicht!" *)

---

*) Me rapis, almis amor, tu me per nubila volvis,
Sit gravis omnis homo, tu facis esse levem.

Als man im Jahre 1715 sein Grab öffnete, war er zu Asche eingesunken von goldgelber Farbe, und süßer Wohlgeruch umduftete die irdischen Reste. Die Schriftsteller von Trient sprechen von diesem Besuche des Fra Vito mit großer Ehrfurcht, alle empfinden die Wichtigkeit desselben auf die religiöse Stimmung des Landes, namentlich auf die Denkweise des Fürstbischofes, der die Erscheinung dieses Mannes als eine göttliche Sendung an ihn betrachtete. Die Hauptwirkung seiner Anwesenheit wurde bald fühlbar. Der Widerstand der Befangenen gegen die Wirkungen des betrachtenden Gebets in diesem Landestheile war gebrochen, und die bisher verfolgten, taubenhaften verschüchterten Seelen athmeten wieder frei auf in der heiligen Liebe zu ihrem Erlöser.

7.

Aus dem

Jugendleben der Johanna Maria vom Kreuze.

— — — O wie fühlte sich Bernardina*) in der Abgeschiedenheit ihres Hauses so wohl! Das Unglück des älterlichen Nothstandes hatte selbst die wenigen alten Bekannten und Freunde verscheucht, Niemand kam mehr auf Besuch, als etwa ein stiller Ordensgeistlicher, diese tiefe Einsamkeit, dem Weltsinn so lästig, war ihrem Herzen ein süßes Labsal. Die Aeltern überließen ihr zur Wohnung eine alte Kammer, mit nackten Holzwänden, hinter welchen die Mäuse ihr Winterlager aufgeschlagen hatten, die Fensterscheiben auf ächt italienisch größtentheis seit langer Zeit zerbrochen zum freien Durchzuge der Fledermäuse, die sich an die Ritzen der Decke anlegten, mit einem armseligen Bette, dessen vorzüglichster Bestandtheil ein vollgestopfter Strohsack war, in einer so bequemen Windlage, daß in den Nachtstürmen, wie sie in Südtirol besonders oft anhalten,

*) Bernardina Floriani aus Roveredo (1603 – 1673), in den Orden der heiligen Klara eintretend Johanna Maria vom Kreuze genannt, und Stifterin eines Klarissen-Klosters zu Roveredo, war eine gottbegnadete Jungfrau, vom wohlthätigsten Einflusse auf das religiöse Leben in Tirol während der Schreckenszeit des dreißigjährigen Krieges. Der Prozeß ihrer Seligsprechung ist bis zum letzten Stadium gediehen.

alles zu schwanken und zu schweben schien, voll unheimlichen Krachens und Polterns. Sie bemerkte von diesen mißlichen Eigenschaften der Kammer nicht das mindeste, mit emsiger Sorgfalt richtete sie sich ein kleines Altärchen ein mit den schönsten Heiligenbildern, die sie auftreiben konnte, ein Kruzifix in der Mitte von Oelbaumholz, darunter die heilige Jungfrau, ein bemalter Kupferstich von Antwerpen, das Jesuskindlein mit einer vergoldeten Krone, daneben die heilige Anna, wie sie Maria lesen lehrte, und andere Heilige, das Ganze mit einem Kranze von Goldpapierstreifen eingefaßt. Hier betete sie einsam jede freie Stunde des Tages, und oft die ganze Nacht, wenigstens stand sie jedesmal auf, wenn es in der Kapuzinerkirche um Mitternacht zur Metten läutete, und nur selten kam sie nachher wieder ins Bette. Eine neugierige Magd schlich sich einmal an die baufällige Thür uud spähte durch eine breite Ritze. Sie erblickte Bernardinen knieend vor dem Altare, starr und unbeweglich wie eine Säule, das Auge geschlossen, ohne Seufzer und Athemzug. Auf einmal wurde sie lebendig, sie drückte einen glühenden Kuß auf die durchbohrten Füße des Gekreuzigten, ihr Nachtkleid fiel von den Schultern bis auf den Gürtel hinab, die linke Hand hielt das Kruzifix umschlungen, die rechte schwang eine scharfe Geißel auf den zarten Leib, eine halbe Stunde unausgesetzt, das Blut röthete ihre Glieder, es spritzte an die Wand und netzte den Boden, ohnmächtig sank sie auf ein Bild nieder, das vor ihr auf der Diele lag, das Angesicht des Erlösers auf dem Schweißtuche der heiligen Veronika, das ein Engel ausbreitete mit

den Worten: „Siehe die Frucht deiner Sündenlust!“ Sie blieb lange im Kusse des Bildes liegen, es benetzend mit ihren Thränen. Plötzlich fuhr sie hastig empor, wie erwacht aus einem schmerzlichen Traume, richtete sich wieder schnell in Ordnung, trocknete ihre Thränen ab, und eilte zur gewöhnlichen Arbeit zurück. Die Magd, von steigender Neugierde weiter getrieben, trat in die Kammer hinein, und untersuchte den Strohsack. Sie fand darin versteckt zwei Cilicien, eines aus Roßhaaren rauh und stechend geflochten, das andere aus feinen Stahlfedern, nach innen mit eisernen Spitzen, anderthalb Ellen lang, eng um den Leib zu schnallen, die Spitzen mit frischem Blut befleckt. Sie entwischte sogleich, um keinen Verdacht zu erregen, und traf Bernardinen im Gemeinzimmer, zwar mit geschlossenen Augen, aber heiteren Gesichtes, freundlich redend mit Franz Lutterotti, einem schon bejahrten Apotheker der Nachbarschaft, dem einzigen Freunde, der noch bisweilen ins Haus kam. „Ja, Signor Francesco! so ist es!“ schloß sie lebhaft, „liebende Seelen vertiefen sich Tag und Nacht immer mehr ins Leiden mit unaussprechlicher Liebeslust zu ihrem Erlöser, das Leiden verlangen sie mehr als der Geizige das Gold, das Leiden allein ist ihnen lieblich, die Weltfreude macht ihnen Langeweile. Das Leiden ist das wahre Zeichen der Liebe, das viele und schmerzliche Leiden, das Leiden mit inniger Freude für den Geliebten. Und meldet sich kein fremdes, so machen sie sich ein eigenes durch die Kraft der Abtödtung, und opfern es ihrem Heilande auf.“ Der Apotheker hinkte zur Thür hinaus, ganz erschüttert durch den

Ton der begeisterten Jungfrau, selbst der neugierigen Magd entfiel eine Thräne, und den ganzen Tag flog ihrs vor dem Auge wie Blut und Geißelzischen.

Es entwickelte sich allmählig das innigste Verhältniß zwischen ihr und der allerseligsten Jungfrau Maria, das sich wunderbar ihr ganzes Leben hindurchschlang mit unberechenbarem Vortheile für ihre geistige Ausbildung. Sie trug ihr alle ihre Lebensschritte vor und fragte sie um Rath, Maria gab ihr freundliche Antwort, sie wurde ihre vorzüglichste Lehrerin, unzertrennlich von ihrem Wachen und Schlafen, hülfreich in jeder Noth. "Ich bin deine Mutter," sagte sie einst, als Bernardina einsam in ihrer bretternen Kammer betete, "ich weiß, was dir gut ist! Mein Leben auf Erden war lauter Kreuz, das Leben meines Sohnes war nichts als Kreuz, und du, seine himmlische Braut, wolltest etwas anderes für dich verlangen, als Kreuz? Christi Feinde schrien: "Steige herab vom Kreuze!" Er weigerte sich dessen, er blutete bis zum letzten Athemzuge. Anstatt seine ewige Gottheit zu zeigen, zeigte er nichts als Liebe im Leiden und Sterben, um die ganze Welt zu erlösen. Du bist nicht seine wahre Nachahmerin, wenn du nicht am Kreuze ausharrst bis in den Tod. Es gibt kein besseres Mittel, um heilig zu werden, als Kreuz und Trübsal, erduldet aus Liebe zu dem, der für uns so namenlos gelitten, der uns so unendlich geliebt hat. Zum Kreuze, zum Kreuze lade ich dich ein, o Streiterin Christi! Ergreife mit der rechten Hand den Stamm des heiligen Kreuzes, mit der linken den Dornenkranz, dieses Brautgeschenk deines himmlischen

Bräutigams! Das Kreuz hilft dir alle Lebensängste glücklich hindurch, die Teufel fliehen vor demselben in verwirrter Angst. Setze dir die Dornenkrone aufs Haupt in der heißesten Pein, und rufe: „Dieses Leiden ist ein Dorn meines Jesus!“ O bleibe einsam bei Gott, leidend mit ihm, und im heimlichen Gemache deines Herzens walte und glänze sein heiliges Kreuz!“ Eine unbeschreibliche Leidenssehnsucht wachte in ihr auf, bittersalzige Thränen rieselten einzeln über ihre Wangen, ihre Augen starrten wie vergläsert, sie breitete ihre Arme aus, um den Erlöser am Kreuze mit Leib und Seele zu bedecken. Ein Paar Fledermäuse, die sich in einander geballt, fielen auf ihren Rücken herab und zappelten eine halbe Stunde am Halse wie zwei streitende Hühnlein, sie bemerkte es kaum, vorn an der Brust kroch es wie eine Maus, sie regte sich nicht, und als sie aus ihrer Leidensbetrachtung wieder zu sich kam, hüpfte das Mäuschen erschrocken aus der Brustwärme auf den Boden.

Voll von Leidensbildern schlief sie ein. Maria stand vor ihrem fortarbeitenden Geiste in einer herrlichen Kirche, worin eine feierliche Musik erscholl in übermenschlichen Anklängen. Bernardina wurde dadurch ganz entzückt, umgebildet in Gott. Maria nahte sich ihr im Glanze himmlischer Schönheit, nahm sie bei der Hand, und hob sie empor in die Luft und setzte ihr einen wunderschönen Hyazinthenkranz aufs Haupt, in Gold und kostbare Edelsteine eingefaßt. Sie trat hierauf ein wenig von ihr ab, betrachtete sie sorgfältig, ob ihr dieser Schmuck wohl gut stünde, nahm ihn jedoch

nach einiger Aufmerksamkeit wieder weg und sprach: „Diesen Kranz, o Tochter! nehme ich wieder mit mir in den Himmel zurück, um ihn dir zu behalten für's ewige Leben. Hier auf Erden nimm dieses Buch!“ Mit diesen Worten löste sie ein Buch von ihrem Gürtel, und überreichte es ihr. Es war in hellschimmernde Goldfarbe gebunden, mit großen Blättern, mit Perlen von unschätzbarem Werthe besetzt. „In diesem Buche lies die ganze Zeit deines Lebens,“ fuhr Maria fort, „Tag und Nacht ohne Unterlaß, und studire es durch und durch!“ Hierauf verschwand sie. Bernardina eröffnete es hastig, um zu sehen, was darin stünde. Und siehe! es war darin gar nichts anderes zu sehen, als auf dem ersten Blatte der gekreuzigte Heiland, so kunstreich gemalt, daß er am Kreuze zu leben schien, in der letzten Todesangst sein Blut vergießend für das Heil der Sünder. Sie erwachte, von heißer Liebe durchglüht. „Mache mit mir, was du willst,“ sagte sie ganz gerührt, „o göttlicher Heiland, ja leiden will ich mit dir, leiden und sterben für dich!“ Von diesem Augenblicke an gab sie sich mit der tiefsten Andacht der Betrachtung des Leidens Christi hin, das die mächtigste Wirkung auf ihre Seele und selbst auf ihren Leib übte. Sie trug nach italienischer Sitte ein Korallenband um den Hals, gern hätte sie diese kleine Eitelkeit abgelegt, aber sie durfte nicht vor ihren Aeltern, die nun einmal äußerlich der allgemeinen Sitte sich fügen wollten. Vor der Leidensbetrachtung mußte sie es jedoch regelmäßig ablegen, denn es stürzten während derselben solche Thränenströme ihre Wangen herab, ein

so gewaltiges Schluchzen erschütterte ihre Brust, daß ihr Hals unmäßig aufschwoll, und das Korallenband gesprengt haben würde. Dabei befiel sie eine verzehrende Sterbelust, ein unbezwinglicher Drang zu leiden bis an den jüngsten Tag, um alles Irdische an ihr zu vernichten in dieser, für Christus erduldeten, Schmerzensgluth. Sie wußte sich im Gluthmeere nicht zu helfen, ihr Denken und Wollen war gehemmt, Jesus unendlich weit von ihr, die Seelenkräfte schienen zu stocken, alle Gelenke aus den Fugen gewichen, der ganze Leib tödtlich erschwächt, nur die Lust zu leiden allein noch übrig. „Ja leiden oder sterben!“ seufzte sie leise, und das Wort erstarb auf ihren Lippen, sie sank ohnmächtig zusammen. „Dieses Betrachten des Leidens Christi wurde mein Reinigungsbad,“ bezeugt sie selbst, „alle Anhänglichkeit an die Erde verschwand, ich wurde abgelöst von allen Freuden der Welt, und nichts konnte mich erquicken, als die Liebe zu meinem Erlöser.“

Durch dieses fortgesetzte Eingehen ins Leiden Christi entzündete sich eine übermäßige Hitze in ihrem Innern, sie mußte zur kältesten Winterszeit Eiswasser trinken in großer Menge, ein Glas half wenig, es war wie Oel in die Gluth, sie mußte forttrinken am Eimer, ein Glas nach dem andern, bis der Brand einigermaßen gekühlt war. Gegen dieses Anwachsen der Gotteskraft in außerordentlichen Wirkungen setzte sich ihre ganze Umgebung, der Vater ausgenommen, aber umsonst, denn der mächtige Geist, welcher sie erfüllte, riß alles mit sich fort. Ihr Beichtvater um diese Zeit war Johann Baptist Zoner, Seelsorger an der Kirche von San

Marco, ein Mann von nüchterner Denkweise, abhold jeder Ueberspannung, übrigens Tag und Nacht thätig für das Heil der Seelen, ein wohldenkender Freund ihrer Mutter. Als sie am Ostersontage erschien, bei ihm zu beichten, wies er sie ab, und versagte ihr auch die heilige Kommunion. Das erfüllte sie mit unermeßlichem Schmerze, sie gehorchte, aber mit Thränen im Auge, denn am schönsten Festtage des Jahres war ihr der liebste Seelentrost entzogen. Der Geistliche starb bald darauf, sie eilte in die Kirche für ihn zu beten. Ein leises Schlummern legte sich auf ihre Augenlider, und sieh! der Gestorbene stand am Altare im hellweißen Chorhemde mit rothflammender Stola, er stieg den Altar hinan, öffnete den Schrank, hob das Allerheiligste heraus. Bernardina flog heran, gezogen durch eine unwiderstehliche Gewalt, er reichte ihr mit Andacht die heilige Kommunion, sie wurde dadurch ganz verzückt und netzte den einsamen Winkel mit Freudenthränen, wo sie unlängst so schmerzhaft geweint in heißer Sehnsucht nach der versagten Himmelskost. Sie erwachte, das Bild war verschwunden, aber die süße Nachwirkung hielt mehrere Tage an und entschädigte sie reichlich für alle frühere Entbehrung.

Ihre Mutter ermangelte auch nicht ihr Hausrecht in vollem Maße zu brauchen, um den Sinn der Tochter zu schmeidigen. Es war das Fest der Weihnachten gekommen mit allen seinen Wundern, die auf ein kindliches Gemüth so mächtig einwirken. Bernardina wäre so gern unter anständiger Begleitung zum Gottesdienste in der heiligen Nacht gegangen, der Beichtvater hatte

es ihr erlaubt, dabei sogar ihren lobenswürdigen Eifer gerühmt, aber ihre Mutter schlug es ihr kurzweg ab, ohne viele Gründe anzugeben. Es that ihr unendlich leid, aber demüthig ergab sie sich in das Unvermeidliche, schrieb es ihrer Unwürdigkeit und schlechter Vorbereitung zu, und beschloß zu Hause Weihnachten zu feiern. „Ich beschäftigte mich bis Mitternacht mit Beten, Betrachten, Lesen und andern frommen Uebungen,“ erzählt sie uns. „Da überfiel mich der Schlaf, ich konnte ihm nicht widerstehen, und sah in leisem Schlummer das anbetungswürdige Geheimniß der Christnacht. Ich trat in einen großen Palast von unglaublicher Schönheit und Pracht. In einem Saale desselben saß eine Frau sehr ehrwürdigen Aussehens, im höchsten Glanze der vollkommenen Menschenform, ein neugebornes Kindlein auf dem Schooße, voll Andacht zu ihm herabgebeugt. Keine Menschen-, keine Engelzunge wäre im Stande gewesen, die Holdseligkeit des Kindleins auszusprechen. Ich erkannte in ihnen die Mutter Gottes und den neugebornen Heiland der Welt. Verwunderung hielt mich fest, ich fing an zu zittern vor Ehrfurcht, ich schwankte in einen Winkel, und fiel vor Ehrfurcht anbetend zur Erde. O Gnade ohne Maß! Als Maria mich so fern erblickte, schlug sie die hellglänzende Doppelsonne ihrer Augen zu mir herüber, und winkte mir, ich sollte näher treten. Ich stand auf, eilte auf den Platz, den sie mir bezeichnete, und kniete nieder, recht vom Herzen zu beten. Sie wendete das Angesicht ihres geliebten Sohnes gegen mich, so daß ich ihn nach Lust betrachten konnte. O menschgewordener

Gott! O Wonne des väterlichen Herzens! Unbeschreibliche Freude überströmte meine Seele. Während ich so in süßer Lust der beseligenden Anschau genoß, erschienen aus einem Seitengemache eine Schaar schöner Engel in Menschengestalt, blühende Jünglinge, im himmelblauen Gewande, mit musikalischen Werkzeugen. Sie begannen eine feierliche Musik. Als dieselbe in mein Herz drang, empfand ich, noch kniend zu den Füßen meines süßen Jesus, eine so heiße Begierde, mich unter die himmlischen Tonkünstler zu mischen und meinen himmlischen Bräutigam zu loben, daß ich fast verschmachtete vor innigem Drang, jedoch ohne äußerlich etwas zu zeigen. Aber die Königin des Himmels sah das Innerste des Herzens, sie erkannte mein Verlangen, und sprach: „Tritt heran, o Tochter! den Sohn Gottes zu loben.“ Ich erhob mich auf dieses Wort voll Ehrfurcht, und stellte mich unter die himmlischen Tonkünstler ganz in die Nähe des göttlichen Kindleins. Diese nahmen mich mit der größten Freundlichkeit auf und stimmten meine irdisch tiefe Stimme mühsam hinauf in den himmlischen Reinklang ihrer Musik. Und das Tonstück begann: „Freuet euch, o ihr Gläubigen der ganzen Erde! und frohlocket, denn uns ist heute geboren der Heiland der Welt, über dessen Geburt Engel und Erzengel jubeln und rufen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind! Alleluja! Alleluja! Alleluja!“ Nach diesem Lobgesange entfernten sich die Engel wieder, ich befand mich in überwallender Freude vor dem Kindlein Jesus allein, das während des himmlischen Liedes

drei Jahre alt geworden war. Es schickte sich an, von seiner Mutter zu mir herüber zu hüpfen, ich kniete sogleich nieder und breitete meine Arme in Kreuzesform aus. Und sieh! in einem Sprunge saß es auf meinen Armen, und umschlang mich mit der innigsten Liebe, dreimal oder viermal, indem es sich zwischen mir und der Mutter theilte, und lieblich hin und her trippelte, wie kleine Kindlein zu thun pflegen, wenn sie zu gehen anfangen. Ich wäre nicht im Stande gewesen, das Entzücken meiner Seele zu schildern, das mich ganz hinriß. Die Schönheit des Kindleins war unbeschreiblich groß, die Haare wie Goldfäden, alle in die feinsten Locken gekräuselt, die Augen hellfunkelnd, mit so unwiderstehlichem Reize, daß sie jedes Herz entzückten, das Gesicht strahlend in Roth und Weiß, die Lippen wie lichte Korallen. Inzwischen waren die Hirten eingetreten, der eine mit einem Lämmlein, der andere mit Wolle, der dritte mit einem Kranz von Wintergrün. Sie ließen ihre Opfer in der Ferne liegen, und näherten sich zur Anbetung. Hier wachte ich auf, tiefen Frieden in der Seele, ganz vereiniget mit meinem geliebten Jesus, völlig vernichtet im Gefühle der tiefsten Demuth.“ Sie erhob sich mit Hast und betete, die Augen zum Himmel gewandt: „O preiswürdiger Gehorsam! o glückselige Abtödtung! Du bist mein sicherer Weg zum Himmel. Laß mich, o höchstes Gut! nichts anderes thun, als meinen eigenen Willen abtödten, und dir in stiller Tugend gefallen, o dreieiniger Gott! und dich lieben in Ewigkeit!“

Sie las am liebsten in der heiligen Schrift, und legte sie allen ihren Betrachtungen zu Grunde. Es

gingen damals mehrere Bibelübersetzungen in italienischer Sprache von Hand zu Hand, von gewissen Leuten oft absichtlich unter dem gemeinen Volke verbreitet, um durch schlechtverdaute Bibelstellen Gährung aufzuregen zu Gunsten der Lehre Luthers. Sie fanden überall Eingang, der Inhalt war dem Volke größtentheils neu, und die Sprache dem Verständnisse gemeiner Leute trefflich angepaßt. Auch Bernardina griff mit Hast darnach und las mit dem größten Fleiße darin. Die bischöfliche Behörde in Trient, aufmerksam gemacht auf den möglichen Schaden dieser allgemeinen Bibelverbreitung, erließ scharfe Befehle dagegen. Alle Bibeln dieser Art sollten zusammengesucht und verbrannt werden. Das schreckte auch Bernardinen auf, sie fühlte sich schuldbewußt und eilte zum Beichtvater, sich über ihr eifriges Bibellesen anzuklagen. Dieser erklärte seltsam genug, sie habe während der langen Zeit, wo sie in der verbotenen Bibel gelesen, in einer Todsünde gelebt, all ihr Beichten und Kommunizireu sei ungültig gewesen, sie müsse eine allgemeine Beichte von ihrem ganzen Leben ablegen. Sie war über diesen Entscheid äußerst bestürzt, sie hatte ihres Wissens aus dem verbotenen Buche nichts als Gutes herausgelesen, in der besten Absicht sich zu unterrichten und zu erbauen, sie war bereit, dem nun bekannt gewordenen Verbote treu nachzuleben. Aber es kam ihr schwer an zu glauben, daß sie deßhalb in einer wirklichen Todsünde gelebt habe, fügte sich jedoch genau den Vorschriften ihres Beichtvaters. „Es war mir diese völlige Verläugnung meines eigenen Willens nicht leicht,“ bekennt sie selbst, „ich

war an diese volksthümliche Bibel gewöhnt, ich verstand alles so leicht, es drang mir so tief zu Herzen. Und falls auch etwa der Uebersetzer gefehlt haben mochte, was ich nicht zu beurtheilen im Stande war, ich konnte nicht begreifen, warum sie uns nicht von Trient eine gutgeheißene Bibel herabgesendet. Es wäre das einfachste und beste Mittel gewesen, die unrechtmäßig verbreiteten Bibeln zu verdrängen. Es waren in den letzteren allerlei Holzschnitte eingedruckt, so lehrreich wie mir vorkam, ich hatte mich so zutraulich daran gewöhnt. Der Eindruck des Schreckens war auf mich so groß gewesen, daß ich mich mein ganzes Leben nie mehr entschließen konnte, eine Bibel in der Muttersprache in die Hand zu nehmen, ich hielt mich stets an die lateinische, ohne dadurch in der ersten Zeit die fühlbare Lücke in meinem Herzen auszufüllen, die der erste Jugendeindruck so tief und groß gemacht hatte.«

Ermüdet von so trüben Erfahrungen versank sie eines Abends in ein leises Hinschlummern, und schnell war die Kraft der Gnade in ihrer reinen Seele entbunden. Ein holdseliger Jüngling stand vor ihr, nahm sie sanft bei der Hand, und führte sie durch öde Gegenden, wo ihnen keine lebende Seele begegnete. Bald erreichten sie eine freundliche Landschaft, mit Kirchen und Wunderbildern bedeckt, aufwärts an schönen Hügeln, mit zierlichen Einsiedeleien in lieblichen Thälchen. Der Jüngling eilte fliegend voraus, sie zitternd nach. Innige Andacht regte sich in ihrer Brust, sie wollte zurückbleiben und beten. »Ach!« seufzte sie, »ich habe kein Buch mehr!« Der Engel, welcher immer deutlicher aus der schönen

Jünglingsgestalt hervortrat, erwiederte: "Hier braucht man kein Buch mehr! Gott ist dein Buch! Die Zeit ist gekommen, wo dir alle Bücher überflüssig sind!" Sie gingen weiter, die Gegenden wurden immer andachtweckender, alles Bildwerk war verschwunden, der Ausdruck des Landschaftsbildes brannte wie Gluth liebeaufregend in's Herz. Sie fragte: "findet man hier kein andächtiges Bild mehr? ich möchte so gern eines haben!" Der Engel antwortete: "Gott ist das Bild! Wo das Urbild sich findet, braucht man kein Abbild mehr. Gott theilt dir unmittelbar einströmend mit, was du zu wissen und zu empfinden nöthig hast!" Sofort führte er sie an einen Ort, der durch seine Würde und Erhabenheit erschütternd auf die Seele drückte. Er fiel anbetend nieder, sie folgte seinem Beispiele und erblickte die drei göttlichen Personen, und konnte sie von einander nicht unterscheiden. Sie schauten auf sie hernieder, und erfüllten ihr Herz mit einem solchen Feuer der Liebe, daß sie ganz verzückt wurde. Da öffnete Gott den Mund und sprach: "Ich bin dein Buch, ich dein Bild, alle andern Bücher und Bilder kannst du fortan leicht entbehren. Die drei göttlichen Personen schütten das Feuer der Liebe in dich aus, du erhältst Licht von wahrem Lichte, und verstehst Gott ohne Buch und Bild. In mich bist du eingeschrieben mit allen Jahren und Zahlen deines Lebens, mit allen deinen Handlungen und Leiden und Empfindungen, mit allen deinen Fehlern und Sünden, die ich insgesammt mit meiner Barmherzigkeit bedeckt. In diesem Buche lies! Durchblättere die göttlichen Eigenschaften, das

erleuchtet die Seele!« Sie erwachte und fühlte die warmen Anklänge der Stimme Gottes, und fühlte sich unendlich befriedigt in Gott, der sie mit den Flammen seiner Gnade ganz durchdrang, und über den Verlust alles irdischen Beiwesens vollkommen beruhigte.

Sie hatte ein sehr geliebtes Rothkehlchen, es war ganz zahm und reinigte ihre Kammer von schädlichen und lästigen Insekten. Als es einst einen Apfelkern verschluckt, erkrankte es und starb. Bernardina empfand darüber das lebhafteste Herzeleid, sie weinte vor Schmerz. Aber sogleich machte sie sich Vorwürfe, da sie Gott allein lieben müsse, und verdammte alles Aufwallen der Schmerzempfindung um eines irdischen Gegenstandes willen. Es schlug vier Uhr nach Mittag, sie eilte in die Kirche San Marco, es war hohe Zeit, der Prediger stand schon auf der Kanzel, ein Gastprediger aus Verona, mit allem Zauber der Neuheit. Er legte den Satz auseinander: »Bittet Gott um ein neues Herz, denn das alte taugt nichts! Ihr seid irdischgesinnt, das neue Herz muß Gott allein lieben!« Er führte seine Predigt mit erschütternder Gewandtheit durch, Bernardina kehrte bestürzt nach Hause. Sie war ganz weich geworden, sie trug Mitleid mit ihrem armen Herzen, das sie nun weggeben sollte, sie konnte dieses Gedankens nicht los werden, und ging verwirrt in den Zimmern umher. »Ach! mein Herz!« seufzte sie bange, »es sind ihm ja die Zeichen der göttlichen Erbarmnisse eingedrückt, es ist versiegelt für meinen Gott, entzogen jener irdischen Liebe! Wie kann ich ein anderes dafür annehmen?« Klagend blickte sie auf

zu Gott, und legte sich weinend in's Bette. Da rief sie eine Stimme im Halbschlafe, so kam es ihr vor: „Geh' in die Kirche, denn der Prediger erwartet dich, er möchte so gerne anfangen!“ Sie machte sich auf und trat in eine alterthümliche Kirche, ein Meisterstück der Baukunst. Sie erhob die Augen, der Prediger stand bereit, strahlend in Himmelsschönheit. Es war der Erzengel Michael, im Kriegsgewande, den Helm auf dem Haupte, auf welchem ein rothweißer Federbusch wehte. In seiner Hand hielt er einen Stab, auf dessen oberstem Ende ein doppeltes Kreuz glänzte, und zu seinen Füßen wand sich der Teufel, unheimlich geballt. Er ließ seine volle Stimme weithin tönen, und predigte von der Menschwerdung Christi, von der unendlichen Liebe, welche uns in derselben alle drei göttlichen Personen erzeigt hatten, von der tiefen Demuth Jesu, die sich aus Liebe zu uns so sehr erniedrigt, und für diese Niedrigkeit eine so glänzende Herrlichkeit im Himmel gewonnen, so daß sich bei seinem Namen alle Kniee beugen im Himmel, auf der Erde und in der Hölle! Bei diesen Worten fuhr der Teufel brüllend auf, als wollte er den Erzengel von der Kanzel schleudern. Dieser preßte ihn jedoch mit seinem Stabe auf das Estrich der Kirche und redete in seiner Predigt weiter: „Fürchtet nichts, gottliebende Seelen! Gott überströmt euch mit Gnaden und Wohlthaten, der göttliche Heiland wünscht nur, daß eure Herzen offen stehen, sie aufzunehmen aus der Fülle seiner Erlösung! Gott gebet alle Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Das allein will und verlangt er von uns, daß wir ihm diese Ehre, diese

Dankbarkeit darbringen. Je mehr wir das thun, desto reicher wird sich der Gnadenstrom in uns ergießen, und je höher die Liebe steigt, desto mehr wächst unsere Seligkeit auf Erden, unser Genuß im Himmel! Und du," schloß er, zu Bernardinen gewandt, "behalte dein Herz, das Gott allein kennt und liebt, und versenke dich immer mehr in die Tiefen seiner heiligen Liebe!" Dann erhob er die Hand, segnete sie und war auf einmal verschwunden. Sie erwachte, es war Mitternacht, ihr Herz wogte ungestüm, aller Zweifel, alle Unruhe war gewichen, ein Meer von Süßigkeit hatte sie ganz überschwemmt. "O Gott," flüsterte sie, "dir bin ich ganz übergeben, bilde mich nach deinem Wohlgefallen!" So waltete in ihr eine innerliche Macht, die alle Aeußerlichkeiten ihres Lebens überwältigte und den Zug der Gottesgnade gegen alle menschlichen Hindernisse und Berechnungen in Schutz nahm.

Die Klarheit, Wärme und Eindringlichkeit dieser Traumbilder stand im schneidenden Kontraste zur Trübe und Kälte der Lebenserscheinungen, sie wurde dadurch geläutert und verklärt, im Schlafe spiegelte sich der gemeine Lebenseindruck zur göttlichen Reinheit ab, und ließ oft für viele Tage die nachhaltigsten Wirkungen in der Seele zurück. Es war der erste Anfang, womit Gott auserwählte Seelen für's höhere Geistesleben gewinnt, so zu sagen die Milch, um das noch schwache Kindlein zur Liebe Gottes anzulocken. Ihr bisheriger Beichtvater war, wie wir bereits gehört, nach längerem Kränkeln gestorben, sie wählte den Karmeliten Andrea

Marchesi zu ihrem Gewissensrathe, und gewann durch ihn viele Einsicht in's geistliche Leben. Er machte sie zuerst aufmerksam auf die Gefahr der sinnlichen Traumbilder, die ebenso fördersam für die Tugend, als nachtheilig für die Seele sein können, wenn sie sich denselben unbedingt überläßt. Nach seiner Anweisung ging sie auf den Grund aller Heiligkeit, ohne welchen auch die auffallendste Gnadenerscheinung nur eine glänzende Täuschung ist, sie fing an mit dem größten Ernst die kleinsten Schwächen ihres Lebens auszurotten, und richtete ihr Augenmerk bei jeder Beichte vorzüglich auf einen bestimmten Fehler, den sie sich besonders zu meiden vornahm. Diese Uebung war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Je mehr sie das Unkraut auszurotten suchte, desto mehr zeigte sich Ausrottungswerthes, desto sündhafter und eitler legten sich die tiefen Falten ihres Herzens auseinander, sie konnte in dieser täglichen Arbeit oft kaum die bittersten Thränen zurückhalten beim Anblicke ihrer tiefen Armseligkeit. Vorzüglich schien es fast unmöglich, die angeborene Ungeduld zu ersticken. Doch blieb dem unermüdlichen Eifer die Frucht des Erfolges nicht aus. Der Beichtvater ließ sie öfter zur heiligen Kommunion gehen, und dieser Umstand wurde der entscheidendste für ihr ganzes Leben. Der Erlöser fing an, auf diesem Wege die Fülle seiner himmlischen Süßigkeit in ihr Herz auszugießen, und stürmte alle ihre Geister zur Liebe Gottes auf. Sie bat nie um diese ungestümen Freuden der Seele, sie bemühte sich nicht, den Zustand dieser innerlichen Gotteslust herbeizukünsteln, sie flehte nur um

Verzeihung ihrer Sünden, um die Gnade, den göttlichen Willen in allen Dingen auf das genaueste zu erfüllen. Dem Erlöser Gesellschaft zu leisten in Kreuz und Leiden, alle Laster aus dem Herzen zu verbannen, die Seele zu schmücken mit kernhafter Tugend, das war die einzige Gnade, die sie nach der Kommunion von ihm zu erhalten suchte. Die Gegenwart Jesu Christi erleichterte ihr alles, das Gebet wurde ihr angenehm, und der himmlische Trost mehrte sich mit jedem Tage. Sie stand einst in einer solchen Liebesstunde vor ihrem Heilande, ganz in ihn verwandelt. Er sprach zu ihr: „Tochter! was du bisher aus Liebe zu mir gethan, ist mir lieb gewesen. Verlange dafür eine Gnade von mir, ich will sie dir mit Freuden geben!“ Als sie diese unendliche Güte ihres Gottes sah, versank sie in ihr tiefstes Nichts, sie empfand es innig, daß sie auf Erden nie etwas gethan, was des Lohnes werth gewesen, daß alle ihre guten Werke nur Unvollkommenheiten und Sünden genannt werden müßten. „Und hätte ich auch etwas Verdienstliches gethan,“ rief sie aus, „so hast du ihm, o mein Gott! allen Glanz, alle Verdienstlichkeit geliehen, deine Werke haben es geheiliget, das reine Gold deiner Liebe hat es verklärt!“ Weil sie aber merkte, Jesus wollte durchaus, daß sie eine Gnade verlange, sprach sie voll Demuth: „Liebevollster Bräutigam! mein Gott und mein Herr! ich verlange nichts anderes als dich selbst, du bist mein einziger Reichthum, meine einzige Zierde! Dann gib mir die Gnade, stets deinem heiligen Willen gemäß zu handeln!“ Hierauf bildete sie Jesus ganz in sich um, und gab

ihr so überwiegende Gottesgefühle, die keine Menschenzunge aussprechen konnte.

Eine tiefe Geistesversammlung stellte sich nach dem Empfange des heiligen Altarssakramentes regelmäßig ein, es schien ihr, alle Gedanken und Empfindungen ihrer Seele flößen in den Mittelpunkt ihres innerlichen Lebens zusammen, sich versammelnd um den Erlöser, angezogen von seiner süßen Gegenwart, überwältigt von den Wonnen himmlischer Lust. Sie fühlte sich mit allem Denken und Sein in sich selbst eingeschlossen, alle Fenster sinnlicher Anschauung versperrt, sie fand Gott in sich ohne weiter zu gehen und ihn zu suchen, und genoß den Gefundenen in stillester Heimlichkeit. Sie konnte ihre Augen nicht mehr aufmachen, sie waren ganz geblendet vom inneren Lichte, das äußere Licht erschien dagegen wie Nacht und Finsterniß. Ihr Wille verharrte wie gebunden in der Vereinigung mit Gott, und aus dieser Vereinigung strömte eine so übermächtige Süßigkeit, daß all' ihr sinnliches Wollen und Empfinden wie schmelzende Wachstropfen ins Feuer der Liebe träufelte. Alle Erinnerung an Welt und Zeit war verklungen, Jesus hatte sie ganz umsponnen und ausgefüllt. Dieser Zustand hielt oft längere Zeit an, kehrte alle Tage wieder mit tieferer Innigkeit, und hob sie immer höher auf den Stufen der Betrachtung. „Ich war äußerlich wie todt,“ fährt sie selbsterzählend weiter, „innerlich aber ganz aufgeregt, auf das engste mit Jesus verbunden, eins geworden mit ihm. Ich empfand ihn so lebendig in mir, daß ich desselben ganz gewiß war. Meine Seele schwamm in einem Meere der Entzückung,

getragen auf den Armen von ihrem himmlischen Bräutigam. In diesem Gluthgefühle der Vereinigung mit Gott wurde ich schlackenfrei gebrannt von den Flammen der göttlichen Liebe, erneuert wie ein Phönix aus dem krankhaften Anfluge dieser Erde. Kam ich dann wieder zu mir selbst zurück, so stellte sich eine unermeßliche Nachwirkung ein, ich langweilte mich an allen irdischen Dingen, denn meine innere Sonne war erblaßt, ich stand verwirrt in den Finsternissen der Welt, kalt hauchte mich die Lüge des irdischen Lebens an. Ach! es war so schmerzlich, anzusitzen in der endlosen Wüste, wie Noe's Taube riß es mich empor in die Arche der göttlichen Liebeseinigung, und heiße Begierde durchdrang mich, den Kerker dieses Leibes zu verlassen und mich auf ewig mit Gott zu vereinigen. Zugleich empfand ich den tiefsten Schmerz, daß Gott so wenig erkannt, so unvollkommen geliebt, so sehr beleidigt wurde, es regte sich in diesem Schmerzgefühl ein unendlicher Hunger nach dem Lobe Gottes, ich wünschte, daß alle Wesen sich vereinten zum ewigen Preise meines Geliebten! Darum war mir auch Gesang und Musik so lieb, sie klang mir wie eine geheimnißvolle Stimme der Natur, die alle Seelen aufrief zur Vereinigung mit Gott, ich lud im Eifer des Geistes alle Engel und Heiligen, alle Geschöpfe im Himmel und auf Erden ein, zu singen meinem unermeßlichen, liebenswürdigsten Gott. Dieser Hunger nach dem Lobe Gottes trieb mich auch an, ein gottwohlgefälliges Werk auszuführen, als ewiges Denkmal meiner Liebe zu ihm, ich fühlte mich aber tief gekränkt durch das Gefühl meines weiblichen Unvermögens und

beneidete das schöne Loos des Mannes, dem die ganze Welt offen steht zur heiligen Wirksamkeit. Einst hörte ich am Dreikönigenfeste ein Mädchen singen von der Ankunft der Weisen aus dem Morgenlande, das Lied schlug mit solcher Gewalt in meine Seele ein, daß ich ganz verzückt wurde, und hätte das Lied länger gedauert, so hätte mich die überwallende Gottesliebe getödtet. Ein anderes Mal war ich in der Kirche, vom Chore klang ein Musikstück von der Liebe Gottes, es versetzte mich in eine solche Regungslosigkeit, daß alle Lebensäußerungen still standen, es war mir wie im peinlichsten Traume, ich wollte mich aus demselben herauswinden, ich konnte mich aber nicht rühren, meine Rede war verstummt, die Zunge schwer wie Blei; nur in der tiefsten Seele sang mir's mildernd und tröstend nach: „O glücklicher Tod der göttlichen Liebe!“ Ich verstand in diesem Zustand den Sinn des Kirchenlateins, durch dasselbe wurde in mir eine Tonfluth heiliger Empfindungen entwickelt, die mich ganz mit sich fortrissen. Der Chorgesang erhob sich mit den Worten: „Liebe den, der dich liebt! Suche den, der dich sucht!“ Ich wurde dadurch zur innigsten Andacht verzückt und betete: „Ich weiß nicht, wie ich dich mehr lieben soll als ich wirklich thue. Deine Liebe hat mich sogar vom Leibe fast abgesondert, er dient mir zu nichts mehr, als zu leiden für dich. O wäre ich von ihm auch wirklich und bleibend durch den Tod getrennt! Das Leben ist mir eine unaufhörliche Pein. Und das muß doch wohl von der Liebe zu dir herrühren.“ Jesus gab mir zur Antwort: „Ja! du läufst mir nach in schmachtender Liebespein,

du suchst mich, den Gekreuzigten, auf, um mir Gesellschaft zu leisten im schmerzlichen Tode. Du hast auch alle Ursache dazu, denn ich habe dich geliebt, als du flohest vor mir, ich habe dich gesucht, als du der Welt Gehör gabst. Wohlauf also, noch mehr! Liebe, liebe den, der dich liebt! Suche, suche den, der dich sucht! Freue dich des Gekreuzigten! trage mich nicht in Stein, nicht gemalt auf Papier, nicht in Erdenstoff, sondern lebendig im Herzen! sei meine Gesellin in Leid und Schmerzen! Du hast mich gefunden, um mich ewig nicht mehr zu verlieren. Werde also nicht müde, mich mit jedem Tage mehr zu lieben!" So klang und sang mir's melodisch in der Seele, ich schwebte wie ein lispelndes Blüthenblatt im lebendigen Zuge der Himmelsmusik, ein seliges Gefühl ergoß sich mir durch alle Glieder und verschlang alle einzelne Töne der Empfindung in's glücklichste Ebenmaß der Liebe zu meinem Erlöser.

Ich konnte die inneren Wirkungen meines liebeglühenden Zustandes nicht mehr verbergen, mit Gewalt brach die Inbrunst aus der Tiefe der Seele hervor. Es war der vierte Oktober, das Fest des heiligen Franziskus, gekommen. Ich befand mich in der Kirche. Kaum war mir das "Seraphische Liebe" aus dem Munde des messelesenden Priesters in's Ohr geklungen, so schlug es so überwältigend in mein Herz ein, daß ich auf einmal in starre Verzückung verfiel und alle Gegenwärtigen es bemerkten. Oft ist es ein innerliches Reden, oft ein innerliches Gesicht, oft das Uebermaß von Liebessüßigkeit, was mich verzückt macht. Die Seele ist nicht im Stande, die überströmende Fülle der Liebe zu fassen,

sie ist gezwungen, einen Theil davon zu veräußern, sie bittet ihren Geliebten, daß er ihr Herz erweitere, um ihn ganz aufnehmen zu können. Bisweilen fährt mir ein so eindringlicher Liebesstich durch das Herz, daß ich laut aufschreien muß vor unendlichem Schmerz, vor überwallender Süßigkeit. Die Liebe ist dann so unermeßlich, so unbegreiflich, so stark, daß man erstaunen muß, wie der Mensch in diesem Zustande noch leben kann, denn alles Menschliche im Menschen wird in den innersten Grundfesten erschüttert und umgekehrt, es scheint, der Leib muß in Trümmer gehen und aus den Fugen brechen. Aber Gott kommt der Seele in dieser Noth auch stets wieder zu Hülfe und erquickt sie, daß das Leben nicht ausgeht, daß die Seele fortlebt, um neuerdings zu leiden und zu lieben. Doch was sage ich leiden! Es ist ein überaus süßes Genießen Gottes, unseres Herrn, im höchsten Liebesgrade, ein Genießen fast ohne Unterbrechung, ein Genießen der lebendigsten Gegenwart Gottes, die sich nie aus der Seele verliert, nicht bloß im Gebete, sondern allenthalben. Ich fühle in diesem Zustande meinen Jesus in mir, geistig ihn anschauend mit dem Geiste, ohne sinnliches Bild, ich sehe ihn nicht, er befindet sich an der linken Seite nahe dem Herzen. Bisweilen gibt er mir eine heilsame Lehre, oft bleibt er drei ganze Tage, da bin ich unfähig zu arbeiten, ich versiege ganz in ihn, es dünkt mich, ich lebe nicht mehr auf Erden. Ich habe keinen andern Wunsch, als mich von allen Geschöpfen abzusondern und ganz einsam zu sein ohne Rede, in stiller Gesellschaft mit meinem theuersten Gaste. Wenn er abzieht, läßt

er große Reichthümer in der Seele zurück, besonders eine große Erkenntniß meines eigenen Nichts aus der Größe Gottes, und die glühendste Inbrunst heiliger Liebe. Diese Erfahrungen gehen so heimlich zwischen Gott und der Seele vor sich, daß man sie unmöglich aussprechen und erklären kann.“

Die innerliche Lebensthätigkeit ihrer Seele machte sich bald auch entschiedener geltend für das Auge der Welt und führte alle Leiden herbei, womit Gott seine Lieblingsseelen zu prüfen und zu reinigen pflegt. Als ihre Mutter die auffallenden Erscheinungen zu merken anfing, setzte sie sich mit scharfer Bestimmtheit dagegen. Sie legte ihre Tochter in's Joch des strengsten Gehorsams, achtete die Wünsche und Befehle des Beichtvaters für nichts, befahl geflissentlich ganz anders und suchte diese Ausbrüche der innerlichen Aufgeregtheit gewaltsam zu unterdrücken. Bernardina beweinte selbst dieses Offenbarwerden ihrer heimlichen Gottesliebe, sie arbeitete mit Gebet und Vorsatz dagegen. „Laß mir die heilige Liebe, o Gott! aber nimm mir diese äußerlichen Sonderbarkeiten!“ rief sie oft schmerzhaft aus. Die Mutter ließ sich oft von Zorn hinreißen, sie gebrauchte heftige Worte, um demselben Luft zu machen; Bernardina duldete still und sagte nur bisweilen: „Mein Gott! ich danke dir!“ Ihrer Aufregung gelang es, oft durch längere Zeit, das Uebermaß ihrer Liebe zu bewältigen, aber unversehens war sie plötzlich wieder überflügelt, alle irdische Berechnung schwand, aller Widerstand hörte auf, sie flog singend und jubilirend durch das Haus, als wäre sie mit ihrem Heilande allein auf Erden.

Die Mutter brach dann ungestüm in diesen unfreiwilligen Jubel ein, rüttelte die Verzückte unsanft aus ihrer Liebesseligkeit, überschüttete sie mit lauten Vorwürfen. Die Zusichgekommene fiel wie ohnmächtig in einen Winkel des Hauses nieder, zerfloß in Thränen vor Scham und Betrübniß, und die verwirrendsten Gedanken von Selbstbetrug und Teufelswerk umflorten sie ganz. Es dauerte aber nicht lange, so war sie wieder völlig in Gott versunken und aufgesogen. Sie konnte in diesem Zustande nicht laut reden, dagegen redete man über sie desto lauter. Hier hieß es: „sie ist besessen!“ dort, sie sei eine Heuchlerin, andere ehrten sie zu viel und dieses letztere bedeckte sie mit einer Verwirrung, die ihr schmerzlicher war als alles Leiden. Ihre Mutter war ein wenig taub und hörte schwer. Konnte also Bernardina nicht laut reden, so fing die erstere zu weinen an, weil sie glaubte, die Tochter wolle nicht reden, sie habe keine kindliche Liebe zu ihr. „O was habe ich für eine Tochter!“ rief sie aus. „An dieser kann ich leider keinen Trost erleben! Hätte ich noch andere Kinder, nie ließe ich sie einen Weg einschlagen, den diese eingeschlagen hat. Auch andere Seelen dienen Gott, aber nicht so seltsam wie diese.“ Die Versunkenheit in Gott nahm aber immer mehr überhand. Sie hörte die Mutter und andere Personen reden, verstand aber den Sinn der Worte nicht, es kam ihr vor, sie befinde sich in einer ganz entlegenen Wohnung auf der Gegenseite der Straße. Das Licht ihrer Augen verschwand, sie konnte bei hellem Tage die Leute selbst in der Nähe nicht mehr erkennen

und Abends mußte sie sich an den Wänden mühsam fortfühlen. Sie meinte, sie müsse stets in dieser Blindheit bleiben. Wollte sie kochen, oder schreiben, oder etwas anderes thun, so mußte sie Augengläser brauchen, und behalf sich mit denselben nur wenig. Dieses Versunkensein in Gott dauerte längere Zeit mit den so eben beschriebenen Erscheinungen, die letzteren hörten jedoch allmälig auf, aber die innere Wirkung hielt an.

In der Regel redete sie in diesem Zustande gar nichts, alles mündliche Beten war versiegt, es war ein tiefes Heißempfinden im Mittelpunkte des Herzens. Oft lispelte sie aber ausnahmsweise Reime und Verse her von Jesus und Maria, von Tod und Ewigkeit, es waren einzelne Funken der höchsten Liebesbegeisterung ihrer Seele, melodischen Klanges in die Lüfte gestoßen, eine Poesie voll zartesten Duftes heiliger Andacht. Sie arbeitete und wußte nicht, was sie that, sie versank in sich selbst mit dem Nähzeuge in der Hand, unvermögend, dieselbe auszustrecken und es an Ort und Stelle niederzulegen. Die Mutter mußte ihr zu Hülfe kommen und es ihr abnehmen, sie nannte sie dabei eine Närrin ohne Sinn und Verstand, die für nichts tauge auf Erden. Ihr Geruchssinn war ganz abgestumpft, selbst an den Speisen schmeckte sie nichts, sie konnte sich nur mit der größten Mühe entschließen, einige Speise zu sich zu nehmen. Nur der Salat wirkte noch auf Geruch und Geschmack, sie war fast krank darnach, um ihre innere Hitze zu dämpfen. Doch auch hierin wollte sie sich abtödten, sie enthielt sich davon längere Zeit, bis die Aerzte ihr den Genuß desselben

aus Rücksicht für ihre Gesundheit zur Pflicht machten. Fortwährend arbeitete ein durchdringendes Feuer durch Leib und Seele und entzündete sie mit der größten Pein, das Herz schien ihr zu hängen an einem Faden mit einer einzigen großen tiefen Wunde. In diese Wunde schoß das Feuer hinein und setzte die Lebensthätigkeit in stürmische Bewegung, daß alle Pulsschläge siedend zuckten zur äußersten Qual ihrer sinnlichen Empfindung. Tiefe Seufzer stiegen aus der Brust, sie athmete schwer, stets mit den eindringlichsten Schmerzen. Sie meinte oft, jeden Augenblick sterben zu müssen. Aber Gott wehte ihr Kühlung, er sagte ihr leise: „Dieses innerliche Marterthum ist bestimmt, deine Seele vollends zu reinigen von allen leisen Flecken, dulde es muthig! Leiden ist der Anfang, das Mittel und Ende der Vollkommenheit auf Erden, die Herrlichkeit der Seele im Himmel, der Weg für die Anfänger, der Tugendgewinn für die Vorgerückten, Liebe und Einigung mit Gott für die Vollkommenen!“ Stets hingen einzelne Thränen auf ihren Wangen, die sich von Zeit zu Zeit ablösten, ganz eigenthümlicher Art, ihrem Gefühle nach süßer als Honig, eine Doppelquelle, entsprungen aus dem Schmerz über die Sünde, und aus der Erkenntniß der Güte Gottes, daher die Bitterkeit mit unaussprechlicher Süßigkeit gemischt im Hinblicke auf Gott, der anstatt zu strafen, die Seele mit Wohlthaten überhäuft. Selbst die Sünden erfüllten sie mit Lust im tiefsten Gefühle der verzehrenden Güte Gottes. Wenn sie dann wieder ganz auftauchte aus dieser Gottversunkenkeit, empfand sie an gar nichts

Freude und Trost als am Grün der Erde. Es legte sich wie Heilkraut auf ihre Liebeswunde und wirkte besänftigend auf ihre aufgeregte Empfindung. Ihre Kommunionen wurden immer auffallender. Sie kniete wie ein Marmorbild auf der Erde im Genusse ihres Gottes, die Hände vor der Brust gekreuzt, die Augen ganz einwärts gesunken, mit leise flüsternden Lippen: „O mein Jesus! o mein Jesus!“ Sie zitterte dabei kaum bemerkbar, vom Schweiße überronnen. Bisweilen hob sie die innere Gewalt der Seele eine Spanne über die Erde empor, und sie blieb wohl eine Viertelstunde also schweben, umlispelt von der Aufmerksamkeit der verwunderten Volksmenge. Sie hatte fast immer Kopfweh, oft bis zum Rasendwerden, die krampfhafte Reizbarkeit hörte nie auf, und regte sich nicht selten dergestalt mächtig, daß es schien, eine umheimliche Gewalt schleudere sie an die Wand oder die Stiege hinunter. Nur der Name „Jesus“ stillte die Wuth dieser oft wiederkehrenden Anfälle.

Ihr Beichtvater Andrea Marchesi war indessen gestorben, der neugewählte war ein Mann, der alle höhere Tugend in betrachtenden Seelen bezweifelte, mit jener kalten Schalheit des Verstandes, wie sie oft in gewandten Lebensformen auftritt. Es scheint, daß sie ihn nach dem Urtheile ihrer Mutter wählen mußte. Er gebot ihr, auf alle mögliche Weise die innere Liebesbrunst zu unterdrücken. Um das zu bewerkstelligen, verfiel sie auf ein seltsames Mittel: Sie ließ sich nämlich nach seinem Rathe beim ersten Annähern des höheren Gnadenzuges zu irdischen Gegenständen herab,

und blickte des Abends einige Zeit müssig zum Fenster hinaus auf die Vorübergehenden. Die Jünglinge der Stadt, denen sie wegen ihrer Schönheit nie gleichgiltig war, merkten es auf der Stelle, sie gingen häufiger an ihrem Fenster vorüber, Gruß und Gegengruß wurde gewechselt, von ihrer Seite ganz arglos. Bald verbreitete sich das Gerücht, sie wolle heirathen und an schnellfertigen Anträgen fehlte es nicht. Sie konnte in ihrer Einfalt, gedeckt durch das Urtheil ihres Beichtvaters, ihre Freude über den glücklichen Erfolg ihrer Zerstreuung nicht verhehlen. Der Beichtvater ging mit der Sicherheit von Leuten dieses Schlages weiter, er stellte ihr das tägliche Betrachtungsgebet ganz ein, dadurch entstand in ihrer Seele eine schmerzliche Leerheit, die sich täglich durch die regelmäßige Zerstreuung vermehrte. Sie gehorchte mit der größten Pünktlichkeit, der Gewissensfreund, ihre Mutter, andere Personen, die sich ihrer annahmen, meinten bereits den Sieg über ihren natürlichen Hang zum kontemplativen Leben davon getragen zu haben. Aber von Zeit zu Zeit regte sich wieder eine allgewaltige Kraft, die allen Vorsätzen zum Trutz an den Säulen ihres innersten Lebens rüttelte, einige Funken der Gottesliebe drangen hervor, sie brach in laute Zärtlichkeit für ihren Erlöser aus. Bestürzt über diesen vermeintlichen Ungehorsam, eilte sie zu ihrem Beichtvater, und bekannte unter häufigen Thränen ihre Sünde. Dieser fuhr sie scharf an, erklärte ihre ganze Innerlichkeit für einen Sündenzustand, der auf Halsstärrigkeit beruhe, und suchte sie auf alle mögliche Weise zu peinigen. Sie wußte sich in dieser

Noth nicht zu helfen. „O mein Bräutigam!“ seufzte sie oft. „Siehe! man hat mir das Gebet genommen, ich kann nichts anderes thun als folgen, denn man befiehlt mir's an deiner Statt. Aber es schmerzt mich innig, daß ich mich von dir entfernen muß, du höchstes Gut! O laß mir die einigende Liebe, daß ich dich in Allem finde und liebe.“ Eine innere Stimme billigte ihren Gehorsam und machte sie nur noch verwirrter. In dieser schwankenden Lage wurde ihre Haltung selbst für die äußeren Beobachter peinlich. Ihre angeborene Fröhlichkeit, das lebhafte Wesen war durch Gottesbefehl entbunden und in Thätigkeit gesetzt, die tiefere Seelenströmung abzuläugnen und wegzuspielen, ihr Lächeln und Lustigsein schwamm auf der Oberfläche des Lebens, das sich unaufhörlich von unheimlichen Schauern kräuselte, der natürliche Halt war verrückt, alle Konsequenz ging verloren und es bildete sich jene kecke Seelenstimmung aus, wo die äußere Rücksichtslosigkeit in Lust und Umgang in eben dem Maße steigt, als das innerliche Mißbehagen sich erweitert. Sie war ein Doppelbild, nach innen angezehrt von Schmerz und Rathlosigkeit, nach außen eine mühsame Lüge im Sinne des kurzsichtigen Rathgebers. Es währte nicht lange, so kam der irre Zweifel, der solchen Zuständen nie ausbleibt, um die Verwirrung vollständig zu machen. Ein beängstigendes Gefühl der Trostlosigkeit wühlte in ihr, Jesus schien aus ihrer Seele gewichen, das Licht erloschen, sie allein in dunkler Nacht. Es kam ihr fast gewiß vor, daß alle bisherigen Gnaden eine arge Selbsttäuschung gewesen, die klare Erkenntniß Gottes

verdunkelte sich, die Uebungen der Frömmigkeit ließen sie kalt, selbst ihr Entschluß, für Jesus standhaft zu leiden, fing an zu wanken. Fromme Gesellschaft sprach sie nicht mehr an, die Einsamkeit marterte sie mit übertriebenen Bildern ihrer Sündhaftigkeit, alle Noth des Augenblickes erschien als wohlverdiente Strafe ihrer Untreue. Sie fühlte sich nach dem gerechten Urtheile Gottes verloren und wußte in ihrer Betäubung oft nicht einmal, wo sie ging und stand. Ihre äußere gezwungene Fröhlichkeit hatte in solchen Stunden etwas Gräßliches, Züge der tiefsten Seelenzerrüttung zuckten um ihre Lippen, fieberhaftes Zittern bezeugte ihre unnatürliche Aufregung.

Sie fühlte eine krankhafte Scheu vor ihrem Beichtvater, die frühere klare Darlegung ihrer Innerlichkeit schien völlig überflüssig, denn er glaubte nicht daran, er fertigte alles kurz ab als unerträgliches Spiel ihrer kindischen Launen. Die Kommunion selbst wurde zur herbsten Lebensqual im Gefühle ihrer Unwürdigkeit, im Zustande einer Geistesdürre, die alle Quellen der fühlbaren Andacht vertrocknet hatte. Die Geheimnisse des heiligen Glaubens, die Predigten, die Kirchengebräuche, alles äußere Bauwesen des Gottesdienstes verloren für ihr Gemüth alle Bedeutsamkeit, sie kamen ihr verhaßt und langweilig vor, sie wendete sich davon ab mit Widerwillen, mit bitteren Thränen, in tiefer Betrübniß ihrer ruhelosen Seele. Sie kam völlig aus der Fassung und wußte nicht, was anzufangen. Kaum war oft die ärgste Hitze der wühlenden Gedanken vor-

über, als sie in unabweisliches Nachdenken versank, ob sie wohl etwa nicht eingewilligt habe, sie fand das Eingewilligthaben wahrscheinlicher und spannte sich auf die Folter der erschöpfendsten Grübelei, deren Ende nicht abzusehen war. Dazu gesellte sich äußerlich eine übertriebene Eßlust, ganz im Widerspruche mit ihrer früheren Mäßigkeit. Köstliche Leckerbissen lagen beständig vor ihrer Seele ausgebreitet und regten in ihr das brennendste Verlangen auf, derselben habhaft zu werden. Sie wurde oft ganz ohnmächtig aus schmachtender Sehnsucht darnach. Die gewöhnliche Speise sättigte sie nicht mehr, sie wurde vielmehr heißhungrig dabei, und überschritt daher öfters die Grenzen weiser Maßhaltung. Wenn sie andere essen sah, so wässerte ihr Mund nach den fremden Schüsseln, die alles Köstliche zu enthalten schienen, was verwöhnte Gaumen schmeicheln konnte. Mehr als diese peinliche Qual verletzte sie die Scham über die tiefe Versunkenheit ibrer Natur, um so unbegreiflicher, je inniger sie sich früher an geistige Liebesgenüsse in ihrem Heilande gewöhnt hatte, ein scheinbar um so mächtigerer Beweis, daß all' ihr früheres erhöhtes Gemüthsleben einer trüben unächten Quelle entsprungen war. Ihre Empfindlichkeit wuchs über alle Grenzen des Anstandes hinaus, nur die schmerzlichste Abtödtung konnte sie vor den ärgsten Ausbrüchen der Ungeduld bewahren.... Dieser Seelensturm machte sie endlich sehr krank, sie erlag einem Zustande, der sie nach dem kurzsichtigen Urtheile ihrer Umgebung für das gemeine alltägliche Leben hätte brauchbar und gesund machen sollen. Ihr blieb in diesem Zustande

nichts übrig, als eine sich stets gleiche Bereitwilligkeit, sich dem Willen Gottes ganz zu überlassen, und in diesem Bewußtsein konnte sie bisweilen einen lichten Aufblick zu Gott gewinnen. „Ich bekenne es laut,“ betete sie dann, „daß mein ganzes Leben Finsterniß und Sünde gewesen ist, aber ich verberge mich in die Wunden Jesu Christi und bade mich in seinem Blute. Gefällt es dir, o Gott! mich ewig nach Verdienst in die Hölle zu verdammen, ich bin bereit, mich dir zu unterwerfen und ewige Strafe zu erleiden, wenn ich dir nur damit Freude machen kann.“ Solche Lichtblicke erhoben sie auf kurze Zeit aus ihrer Muthlosigkeit, aber bald kehrte die alte Nacht trostlosen Verzageus zurück. Lieblose Urtheile fielen über ihre Zustände her und verwirrten mit boshaften Anmerkungen die wahre Ansicht von der Sache. Ihre Mutter fühlte sich unglücklich, eine so seltsame, durch das Urtheil der Außenwelt verfällte Tochter zu haben. Der Vater stand fassungslos im Tumulte der Meinungen da, die innige Liebe zu Bernardinen war in eben dem Maße in ihm gestiegen, als sein Leben sich dem Grabe zuzuneigen anfing, ihre hoffnungsreiche schöne Seele hatte ihm zum Stützpunkte gedient, um sein ganzes Denken und Fühlen dem Himmel zuzuwenden. Deshalb sagte er auch in mancher einsam andächtigen Stunde zu ihr: „Ich lasse dich nicht los, du mußt mich in den Himmel hinein beten!“ Er war daher herzlich betrübt über alles Ungemach, das sie erdulden mußte, er seufzte und litt mit ihr, konnte aber nicht helfen, weil er selbst altersschwach und in Gewissensangelegenheiten zaghaft

war. Dieses Mitleiden des Vaters, sein Verzagtsein, seine Thränen, trugen nicht wenig bei, das zarte Herz der Bernardina noch mehr zu beschweren.

8.

Aus dem

Leben des Oswald von Wolkenstein.

Die Uebertreibungen des Ritterwesens in den unzähligen Volksbüchern der damaligen Zeit nahmen ihn dergestalt ein, daß er in einem Alter von 10 Jahren auf den Einfall gerieth, in die weite Welt zu wandern und Abenteuer aufzusuchen. Seine Aeltern fanden daran nichts auszusetzen. Eine alte Urkunde erzählt, ihr Grundsatz sei gewesen: Wer nie sich wund gefallen ist, versteht nicht Kraut zu essen. Eine Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens zeigte sich Oswalden bald. Die sogenannten Preußenfahrten waren damals an der Tagesordnung, Züge heldenmüthiger Jünglinge in den Kampf gegen die Heiden an der Ostsee, um die Ritterwürde zu verdienen. Das Christenthum konnte sich unter den slavischen Völkern nur langsam Bahn brechen. Erst im neunten Jahrhundert drang es nach Böhmen und Mähren vor, und 100 Jahre später nach Ungarn,

Rußland und Polen. Aber die Preußen und Litthauer beharrten starrsinnig in ihrem Götzendienste, mit Raub und Mordbrand immer bereit, gegen das Kreuz in den christlichen Nachbarländern zu streiten. Von ihren zerstörenden Einfällen litt besonders Polen viel, durch innere Zwietracht am kräftigen Aufschwunge gehemmt. Um wenigstens von einer Seite sicher zu sein, rief der Fürst Konrad von Massovien im Jahre 1226 die Ritter des deutschen Ordens zu Hülfe und räumte ihnen einen Landstrich an der Weichsel als Eigenthum ein. Diese eröffneten vom Jahre 1230 bis 1283 unter dem Mitgefühle der ganzen christlichen Abendwelt rastlose Kämpfe gegen die heidnischen Volksstämme in Preußen und nach ihrer Besiegung gegen die benachbarten Litthauer, welche sich mit dem Muthe der Verzweiflung für ihre Unabhängigkeit und ihren alten Glauben wehrten. Nach wenigen Jahren verlegte der Großmeister des deutschen Ordens, Konrad von Feuchtwangen, durch die Siege des Sultans von Aegypten aus dem heiligen Lande verdrängt, seinen Sitz nach Marienburg in Preußen und begründete einen mächtigen Ritterstaat, der ohne Gleichen in der Geschichte dasteht. Zur Zeit seiner höchsten Blüthe erstreckten sich die Ordensbesitzungen von der Oder längst der Ostsee bis an den finnischen Meerbusen, im Jahre 1404 Samogizien, Kurland, Liefland, Ostpommern, die Neumark und Preußen umfassend. Das öde Land wurde mit Deutschen bevölkert. Städte und Burgen erhoben sich gegen die ewig wachen Feinde. Ackerbau und Landwirthschaft blühte unter der klugen Regierung empor.

Die Altpreußen verschmolzen durch milde Behandlung mit den Deutschen in ein Volk voll Thätigkeit und Kunstfleiß. Der Hochmeister Kuiprode, Oswalds Zeitgenosse, schuf eine Seemacht von 8 Kriegsschiffen in der Ostsee zum Schutze des Handels gegen frechen Seeraub der Heiden. Die geistige Volksbildung hielt mit der materiellen Blüthe gleichen Schritt. Volksschulen, höhere Lehranstalten zu Königsberg und Marienburg und eine Universität zu Kulm traten in's Leben. Jedes Ordenshaus hatte einen Rechtsgelehrten und einen Theologen zur Förderung des wissenschaftlichen Strebens. Unter dem Hochmeister Luther von Braunschweig kam die Dichtkunst in Aufnahme. Er übte sie selbst und sang geistliche Lieder. Von ihm aufgemuntert, übersetzte der Ordenspriester Jeroschin eine ältere Hauschronik in deutsche Reime, die noch jetzt durch ihre Treuherzigkeit anziehen.. Sogar das Volk wurde in eigenen Gesangschulen dafür empfänglich gemacht. So wurde Marienburg der Sammelplatz der Dichter und Helden, die aus allen Gegenden der christlichen Welt daselbst zusammenströmten, der Ordensstaat selbst eine stehende Kriegsschule, in welcher die Tapferkeit eine religiöse Weihe erhielt und überreichen Stoff zu Abenteuern fand. Engländer, Franzosen, Italiener und Deutsche eilten in den heiligen Krieg. Selbst gekrönte Häupter verschmähten die Theilnahme nicht. So wurden die Preußenfahrten ein Theil der ritterlichen Erziehung und wirkten in Wahrheit und Dichtung mächtig auf die jungen Gemüther.

Es begab sich um's Jahr 1377, daß Herzog Albert III. von Oesterreich eine solche Fahrt unternahm. Fünfzig seiner Dienstmannen, darunter fünf Grafen, begleiteten ihn mit einem Haufen abenteuernden Volkes. Auch Hugo II. von Montfort, der Stammvater der Grafenlinie von Montfort-Bregenz, nahm daran Theil. Er führte eine Schaar Vorarlberger und Tiroler, denen sich der zehnjährige Oswald beigesellte. Er lief größtentheils zu Fuß mit großer Anstrengung. Drei Pfennige und ein Stück Brod war die ganze Reisezehrung aus dem sorglosen Vaterhause. Er versah bei den Rittern die gemeinsten Dienste, besorgte die Rosse, putzte Harnisch und Waffen, und richtete seine Lernbegierde nach allen Seiten mit einer Emsigkeit, die sein Alter weit überstieg. Zur Nachtszeit schlief er in einem Winkel des Stalles, oft unter freiem Himmel, kämpfend mit Hitze und Kälte. Er litt Hunger und Durst bei schwerer Arbeit, ohne je die Heiterkeit zu verlieren. Gesang und Saitenspiel mußten ihn und andere für leibliche Entbehrungen trösten. Dabei blieb es ihm fest in der Seele, durch dieses mühevolle Leben dem Ideale eines Ritters ohne Furcht und Tadel nahe zu kommen. War auch dieses Bemühen, mit Aengstlichkeit den Ritterbüchern nachgebildet, nicht frei zu sprechen von einer gewissen Lächerlichkeit, so mußte man doch die ernste Ausdauer des Knaben anerkennen. Die Fahrt ging von Preußen in's Land der Samaiten. Viele Heiden wurden theils gefangen, theils getödtet. Im Ganzen war sie jedoch mehr ein Streifzug ohne bedeutenden Erfolg. Furchtbare Regengüsse und Kälte

nöthigten bald zur Rückkehr. Oswald blieb in Preußen zurück und nahm durch volle acht Jahre an allen Kriegszügen gegen die Heiden Theil. Er lernte schnell die slavische Sprache, die er in mehreren Mundarten geläufig sprach, und lebte sich dergestalt in die fremdartigen Verhältnisse hinein, daß er für einen Eingebornen gelten konnte. So wurde er mit den Regeln der Kriegskunst vertraut, die ihm später in der Heimath so viele Anerkennung gewann. Das Ordensheer, in welchem er diente, begriff schon 1339 bei 30000 Mann mit 30 Kanonen. Von demselben lernte er die Vertheidigung belagerter Plätze, die er im Jahre 1417 in Greifenstein gegen Friedrich mit der leeren Tasche siegreich durchführte.

Das wichtigste Ereigniß während dieses Zeitraums wurde aber für ihn die Bekanntschaft mit dem luxemburgischen Prinzen Sigmund, nachherigen deutschen Kaiser. Dieser war um's Jahr 1368 geboren, also fast gleich alt mit Oswald, ein Sohn des Kaisers Karl IV. und der Herzogin Elisabeth aus Pommern. In einem Alter von 9 Jahren machte ihn sein Vater zum Markgrafen von Brandenburg. Es war ein schöner kräftig gebauter Jüngling, voll ritterlicher Schwärmerei, von Jugend auf begierig nach Abenteuern und Minnesold. Er zog alle Gleichgesinnten in die anmuthigen, oft leichtfertigen Kreise seines Treibens. Oswald, ganz aus dem nämlichen Schrot und Korn mit ihm, mußte ihm besonders zusagen. Aus dieser Bekanntschaft entsponnen sich für letzteren die ersten Fäden seiner spätern Leidensschicksale. Beinahe wäre ihm aus seiner Anhänglichkeit an das luxemburgische Haus das klägliche Ende

des Engelmar von Villanders geworden. Mehrere Jahre diente er in Preußen, ohne eines Rosses theilhaft zu werden. Bei einem Einfalle in's Litthauen gelang es ihm, eines zu erbeuten, aber ein tückischer Zeltgenosse stahl es ihm vom Kopfe weg. Im weitern Vordringen wurde seine Schaar von den lauernden Feinden überfallen, und ihm selbst die halbe Länge eines Schwertes in den Leib gerannt. Vor Schlägen erkrankte sein Haupt. Er verlor Habe und Freiheit. Erst nach geraumer Zeit konnte er von seinen Wunden und Quetschungen genesen und der Gefangenschaft entschlüpfen. Ein andersmal gerieth er beim Schwimmen in einem tiefen See in Lebensgefahr. Wahrscheinlich durch die Kälte des Wassers plötzlich gelähmt, sank er auf den Grund. Erst in einer Stunde gelang es, ihn auf das Trockene zu bringen. Höhnisch gefragt, was er am Seegrunde gesucht habe, gab er witzig zur Antwort: „Fische mit meiner Nasenspitze!“ In den Kampfspielen zeichnete er sich durch besondere Kühnheit aus. Auf einen berühmten Lanzenschwinger stürmte er mit solcher Gewalt ein, daß er, als sein Gegner geschickt auswich, mit dem überstürzenden Pferde eine Thür einrannte und 24 Stufen hinabfiel in einen Keller. Sein Pferd brach sich den Hals, er entwand sich dem Sturze unversehrt, obgleich nicht ohne große Gefahr, in einem Weinfasse zu ertrinken. Alle hielten ihn für verloren. Er stieg aber fröhlich herauf, und trank seinen Genossen Gesundheit.

Ueber seine Aushältigkeit in so fremdem Lande muß man sich um so mehr verwundern, je mehr aus

seinen eigenen Berichten hervorgeht, daß er einen sehnsüchtigen Zug nach den tirolischen Bergen nie aus der Seele verlor. Nachdem er Preußen, Polen, Litthauen, Roth-Rußland nach allen Richtungen durchzogen und alle Kriegszüge im Land der Heiden mitgemacht hatte, wanderte er an die Ostsee. In Königsberg, einer sehr ansehnlichen Handelsstadt, wurde er das erste Mal mit dem Schifffahrtswesen näher bekannt. Sie gehörte im Bezug mit ihren Handelstrieb zur großen nordischen Hansa, einem Vereine von Städten an den Ufern der Nord- und Ostsee, mit weiten Handelsverzweigungen in's Innere der Länder von Flandern bis an den finischen Meerbusen. Diese entstand 1241 durch ein Bündniß, welches Lübeck und Hamburg mit einander abschlossen zur Sicherheit des nordischen Handels gegen die normännischen Seeräuber. Um 1300 zählte sie bereits 60 Städte, und wurde als mächtige Handels-Innung mit überwiegender Land- und Seemacht für Krieg und Frieden allen angrenzenden Reichen furchtbar. In auswärtigen Ländern erwarb sie bequeme Niederlassungsplätze zum freien Geschäftsverkehre. Die berühmtesten dieser Art waren Nowgorod in Rußland, Bergen in Norwegen, Brügge in Flandern und London in England, durch Waarenreichthum, Volksmenge und Lebendigkeit des Verkehrs zu den Wundern der damaligen Welt gerechnet. An diese Rührigkeit des kaufmännischen Lebens in den nordischen Städten schlossen sich als höchst interessant die Eigenthümlichkeiten des Volkes und Landes in Dänemark, Schweden und Norwegen an mit den wunderbaren Sagen, die sich in die

deutschen Länder herübergeschlungen, mit dem märchenreichen Normannenruhm, der sich eigene Reiche in England, Frankreich, Neapel und Sicilien gegründet, mit einer Natur, die an schauerlicher Schönheit selbst die wildesten Partien Tirols weit hinter sich zurückließ. Das war für Oswald genug, einen Ausflug in diese ihm neue Welt zu machen. Er besuchte auf einem Handelsschiffe die oben genannten Hauptniederlagen des hanseatischen Bundes, und noch im spätern Alter konnte er den Eindruck nicht vergessen, welchen sie mit ihrem Reichthum auf ihn gemacht. In Dänemark fand auch sein Hang zum Kriegsdienste volle Befriedigung. Das alte Skandinavien hatte sich bereits in drei verschiedene Reiche aufgelöst, ohne jedoch in friedlicher Geschiedenheit zu beharren. In Dänemark schwang sich im Jahre 1387 die männliche Margareta, eine Tochter des Königs Waldemar III., auf den Thron. Die Zeit schien ihr günstig, Schweden und Norwegen zu gewinnen. Die Schweden gaben durch innern Zwist selbst Veranlassung zu ihrer Unterjochung. Der Bedrückungen ihres Königs Magnus Smek müde, hatten sie bereits im Jahre 1363 sich empört und die Krone des Reichs seinem Schwiegersohne Albrecht von Meklenburg übertragen. Dieser konnte aber keine feste Wurzeln im fremden Lande fassen. Die Dänen rückten 1388 mit ihrer Königin heran und schlugen ihn bei Falköping auf's Haupt. Die Folge dieser Niederlage war die Vereinigung Schwedens und Norwegens mit Dänemark, später durch die kolmarische Union bestätigt. Oswald hatte aus phantastischer Vorliebe für die Königin Mar-

garета in diesem Kampfe mitgefochten, in sehr untergeordneter Stellung. Wir müssen lebhaft bedauern, daß die Nachrichten des Archivs zu Trostburg über diesen nordischen Ausflug so mangelhaft sind. Oswald's eigene Jugend, die viel empfand und wenig festhielt, mag an dieser Urkundendürftigkeit schuld gewesen sein. Noch 1427 auf dem Schlosse Hauenstein dachte der sechzigjährige Dichter an die Königin Margareta mit aller Schwärmerei eines Jünglings, der die Fülle seines Herzens und seiner Phantasie an den geliebten Gegenstand verschwendet. Aus den Nordlanden segelte er nach einem kurzen Besuche in Bergen gegen Brügge und von dort nach London, wo sich ihm neues Feld von Betrachtungen aufthat. Die Lesefrüchte seiner frühesten Jugend von der Tafelrunde, vom heiligen Gral, von Tristan und Isolde wachten in ihm auf dem klassischen Boden ihres Ursprungs wieder auf. Darüber vergaß er alle Merkwürdigkeiten der Gegenwart. Auf einem Blatte von Oswald eigener Handschrift finden wir über den heiligen Gral Folgendes verzeichnet: "Ich bin selbst in Britannien gewesen. Dort hauste einst ein alter christlicher König Arthur und stiftete die runde Tafel mit 50 Sitzen für eben so viel Ritter von Auszeichnung, deren Pflicht es war, den heiligen Gral aufzusuchen. Darunter versteht man einen Kelch, in welchem Joseph von Arimathäa das Blut auffaßte, das bei der Kreuzigung aus Christi Seite floß. Mit demselben zog er in der Welt umher und that erstaunliche Wunder, besonders in England. Nach seinem Tode blieb der Kelch als Erbe seiner Familie,

stets mit wunderbarer Kraft leuchtend. Durch Ungeschick ging er in späterer Zeit verloren. Die Ritter von der runden Tafel suchten lange vergebens darnach. Der tapfere und keusche Parcival fand ihn endlich auf und hinterlegte ihn im Schlosse Montsalvatz." Von dieser ziemlich richtigen Auffassung des Ursprunges aller Dichtungen von der Tafelrunde ging jedoch Oswald in seiner ausschweifenden Gefühlsweise weit ab. Ihm war der heilige Gral die Geliebte, die er sich im Geiste erwählt, ohne sie zu kennen. Er ritterte nach diesem versteckten Kleinod alle Länder durch, und ihr Fund sollte wie das königliche Blut des Erlösers alle Leiden und alles Herzweh aus seiner Seele tilgen. Mit ähnlichen Grillen ritterlicher Wanderpflicht durchzog er Schottland. Nur das eiserne Spiel der Waffen riß ihn aus seinen Träumen. Es war um's Jahr 1388, wo die Kriege der Engländer zur Eroberung Schottlands die glühendste Flamme wechselseitiger Erbitterung angefacht hatte. Robert II., bereits alt, saß auf dem schottischen Throne. Während er daheim friedlich regierte, führten seine Feldherren das Volk für die Freiheit in die Schlacht. Unter den Letzteren glänzte vorzüglich Graf James Douglas. Er warf sich dem zahlreich heranrückenden Heere der Engländer mit einem kleinen Häuflein Schotten an der Grenze kühn entgegen. Die Uebermacht war zu groß, die Schotten mußten weichen. Da stürzte Douglas wie ein einzelner Mann in den Feind und riß seine Soldaten mit sich fort. Von drei Wunden durchbohrt, fiel er zu Boden mit den Worten: "Es ist eine Prophezeiung in meinem

Hause, daß der todte Mann das Feld gewinnt, und ich glaube, heute geht sie in Erfüllung. Erhebt das Banner, schreit den Schlachtruf und rächet meinen Fall!« So starb er. Die Schotten fielen, von diesen Worten befeuert, stürmenden Angriffs auf die Engländer und warfen Alles vor sich nieder. Die Schlacht, nach Froissart die verzweifeltste des Jahrhunderts in diesen Gegenden, endete mit dem völligen Siege der Schotten. Die Folge davon war ein dreijähriger Waffenstillstand, und später ein achtjähriger Friede. Das Lied bemächtigte sich dieses Stoffes, und die ältesten Balladen des Inselvolkes datiren von diesem Ereignisse. »Die Säuglinge lallten am Busen ihrer Mutter ihr erstes Wort: Heil Vater Robert dem Befreier! Heil dem Sieger Douglas!« erzählt ein gleichzeitiger Schriftsteller. Man kann sich leicht denken, wie ergriffen Oswald von diesem Schauspiele war, dessen Zeuge und Mitkämpfer er gewesen. Er setzte bald darauf über den Kanal nach Irland hinüber. Sein Besuch scheint ein sehr flüchtiger gewesen zu sein. Keine leise Spur, daß ihm die irischen Nationallieder bekannt gewesen wären!

Im Beginne des Jahres 1389 finden wir ihn schon wieder an der Ostsee, von Königsberg landeinwärts ziehend. Er war jetzt 22 Jahre alt, und schloß sich ohne Verzug Handelsleuten an, die eine Reise an das schwarze Meer machten. Er gelangte nach mancherlei Abenteuern längs der Küste des schwarzen Meeres in die sogenannte kleine Tartarei, welche aus der heutigen Krim und einigen Grenzländern bestand. Hier

lag die Stadt Kaffa an der Stelle des heutigen Feodosia, von 100,000 Menschen bevölkert, in einer äußerst fruchtbaren Gegend, eine Besitzung der Genuesen, welche von hier aus einen ausgebreiteten Handel nach dem europäischen Norden und Asien unterhielten. Die Venetianer hatten zum gleichen Zwecke den Ort Tana. Kaufleute aus allen Nationen, besonders romanischer Zunge, lebten hier in mehreren Ansiedelungen und redeten einen Dialekt, fast ähnlich der Sprache in Gröden. Oswald, von den großartigen Erscheinungen des orientalischen Handels angezogen, trat in die Dienste eines Seefahrers, welcher mit großen Kauffahrteischiffen das Mittelmeer in allen Richtungen durchkreuzte. Auch hier finden wir ihn in sehr untergeordneten Diensten, angethan mit einem groben Matrosenkittel, als Ruderknecht, Schiffskoch und Aufseher über den Mundvorrath, größtentheils nach eigener Vorliebe, von wunderlichen Ideen selbstgewählter Abtödtungen für seine künftige Geliebte befangen. Auf einer Fahrt nach den Küsten von Trebisonde, dem vorzüglichsten Stapelplatze der Waaren nach Armenien und Persien und aus dem indischen in's schwarze Meer, wurde die Brigantine, worauf er sich befand, von einem Seesturm an einem Riffe zerschmettert. Er und ein Pole umklammerten ein schwimmendes Faß mit Malvasierwein und wurden mit demselben an ein verwildertes Dickicht getrieben, das sich weit in's Meer hinein erstreckte. Hier gewannen sie den Hauptmast, der im Gesträuche hangen geblieben, und retteten sich vermittelst desselben an's Land. Mit komischer Emphase schilderte er im Hafen dem versammelten Schiffervolke

die Kraft des Malvasierduftes, der ihm auf dem schwimmenden Fasse die Nerven gestärkt. An Unfälle und Entbehrungen gewöhnt, fand er sich bald wieder zurecht und zog mit einer kleinen Karawane durch Groß- und Kleinarmenien bis an den Euphrat. Erst nach zwei Jahren kehrte er wieder nach Kaffa zurück, scheinbar ohne einen anderen Gewinn, als einer Vorliebe für Rosen, die er sich in den Rosenhainen Persiens gefaßt. Nach kurzem Verweilen daselbst ging er in seiner frühern Eigenschaft als Schiffskoch nach Kandia unter Segel und sah bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal Konstantinopel. Das griechische Kaiserthum lag bereits wie eine Insel in der Umfluthung türkischer Uebermacht und hatte für alle Christen aus dem Abendlande einen ungemeinen Reiz, theils durch die vielen Heiligthümer, die es enthielt, theils durch den Gegensatz, den es wie versteinert dem katholischen Abendlande gegenüber einnahm. Oswald war durch die Natur seines Dienstes vom tieferen Eingehen in die Verhältnisse und Merkwürdigkeiten der Stadt abgehalten. Nur die Sophienkirche verwischte sich nie mehr aus seinem Gemüthe. Genußreicher gedieh ihm die Fahrt durch den Archipel, an den Felsbergen von Tenedos vorüber, in der Bai von Patmos, wo einst der Apostel Johannes, von Domitian verbannt, die geheime Offenbarung geschaut, im Hafen von Rhodus, wo seit mehr als einem halben Jahrhunderte die Rhodiser Ritter mit dem Halbmonde bewundernswerth gestritten. Aber mehr als alle Wirklichkeit interessirten ihn nach seiner eigenen Aussage die seltsam-wunderlichen Märchen, die,

einst milesische genannt, alle Küsten und Vorgebirge belebten, Heiliges und Weltliches bunt durch einander mischend, vom zitternden Grabe des heiligen Johannes, der sich alle Jahre mehrmals darin umkehrt, von der verzauberten Prinzessin Diana im Leibe eines scheußlichen Drachen, zu erlösen durch den Kuß eines christlichen Ritters, vom Rhodiserjüngling, der seine Geliebte im Grabe umarmt und nach neun Monaten von einem, der Grube entsprossenen Haupte getödtet wird, und unzähligen anderen Geschichten, die von den Pilgern des Abendlandes mit Vorliebe ausgebeutet wurden. Oswald befand sich ganz im Kreise seiner liebsten Vorstellungen. In Kandien herrschten damals die Venetianer, welche diese Insel im Jahre 1204 erworben hatten. Oswald faßte eine besondere Vorliebe für dieses fruchtbare Eiland mit den schönsten Cypressenhainen der Welt, und diente auf derselben mehrere Jahre im großen Mühsal, bald als Kaufmannsdiener, bald als Stallknecht, oder in ähnlichen Alltagsdiensten, stets arm, und doch heiter, oft kaum im Stande sich so viel zu verdienen, daß er sich nothdürftig bekleiden konnte.

— — — — — — — — — — —

Er stand jetzt in einem Alter von 25 Jahren, in seinen Gesichtszügen dermaßen verändert, daß man Mühe hatte, ihn wieder zu erkennen, fast ganz grau an seinen feinen Hauptthaaren nach dem beliebten Schicksal der meisten Minnesänger. Selbst Petrarca, der sich seine Lorbeeren aus den Dichterhainen der Provençalen an der Quelle von Vaucluse geholt, rühmt sich der Auszeichnung, daß er im Alter von 16 Jahren völlig

grau gewesen. Es galt als Probe eines besonders liebefähigen Herzens. Oswalds Reiseschicksale blieben nicht ohne Eindruck auf seine Landsleute. Vorzüglich drängte sich das weibliche Geschlecht um den vielgereisten Sänger. Und in der That regten seine wundersamen Lieder, oft ein Gemisch aus slavischen und romanischen Dialekten, mit grellabwechselnden Arien zur Nachbildung der verschiedenen Volkscharaktere, vom treffendsten Mienenspiel begleitet, eben so sehr auf, als die zahllosen Märchen, die er auf seinen Reisen gesammelt, und trefflich zu erzählen wußte. Man stritt sich bald über ihn nach dem gewöhnlichen Weltlaufe bei ungewöhnlichen Erscheinungen. Die Einen sahen an ihm nichts anderes als einen Abenteurer, die Andern ein Muster zeitgemäßer Bildung. Die ersten Keime des Neides schossen empor. Er hatte sich über manche, später so folgenreich gewordene Abneigung seiner eigenen Standesgenossen zu beklagen. In diesem Wirrsale von Gunst und Ungunst wurde er mit dem Fräulein Sabina von Jäger bekannt, die einem angesehenen Edelgeschlechte des Landes entsproß. Ihr Vater Martin Jäger erscheint gegen das Jahr 1374 als reichbegüterter Edelmann im Innthale. Der Zug des Vermögens ging damals besonders stark aus dem Norden in's schöne, fruchtbare Südtirol. Auch Jäger kaufte sich daselbst an und hatte bald ansehnliche Besitzungen zu Meran, Tisens und Tramin. Er verband sich ehelich mit Barbara, einer Tochter Leonhards von Hauenstein und der Agnes von Wolkenstein, der letzten ihres Geschlechts, und bekam dadurch Ansprüche auf streitige Nachzahlungen im Betreff

des Schlosses Hauenstein, das bereits im Besitze der Wolkensteiner war. Sie erbten sich fort auf Martin Jäger II. und seine Schwester Sabina. Die Letztere hatte erst 18 Jahre, als Oswald von Wolkenstein mit ihr bekannt wurde. Er macht von ihr und seiner Liebe folgende Beschreibung: „Ein kluges Fräulein von 18 Jahren hat mir alle Freude genommen. Ich kann ihr nicht entrinnen. Mein Auge sieht ohne Unterlaß ihren Wandel, und mit der Ruhe ist es aus. Ihr kleiner Mund so lieblich geöffnet und geschlossen, mit wundersüßen Worten, übt spät und früh eine unwiderstehliche Gewalt über mich aus. Auch entfernt, bin ich ihr unaufhörlich nahe, ihr zärtlicher Blick umleuchtet mich, er weckt mir heiße Lieb' in der Seele. Ach Gott! wüßte sie meine Gedanken! Weiblicher erschien mir nie ein Weib, so rein und frei von allem Tadel. Ihre Anmuth von der Scheitel bis zur Zehe macht mir Herzweh. Ich muß ihr gut sein, wenn ich den Einklang ihrer Glieder, das Ebenmaß von Kürze, Länge und Breite betrachte. O möchte sie mich liebend bedenken!“ Sie begünstigte anfangs seine Liebe, wahrscheinlich durch die Huldigung des Dichters geschmeichelt. Sie gab ihm zum Zeichen ihrer Gegenliebe ein goldenes Kettlein, das er beständig am bloßen Leibe trug zu ihrem Andenken. Aber das scheinbare Einverständniß währte nur kurze Zeit. Sein graues Haar, sein zerschossenes Auge, das Hohnflüstern der Klatscher machte sie bald anderen Sinnes. Oswald begriff sein Unglück, namenloser Schmerz ergoß sich in seine Lieder. „Ich bin,“ klagt er, „mit meiner Liebe bestellt wie das Jahr mit den

wechselnden Launen der Monde. Unzärtlich ist der Jänner, ich schaudere in den Nachtfrösten der Geliebten von tausendfältigem Sinn. Der stürmische Hornung ihres Wesens macht alle meine Leiden offenbar. Ihr Blick macht krank und gesund mit Leid und Freude. Das hat sie vom März gelernt, dem Freunde solchen Zwiespaltes. Meine Liebesseligkeit ist bald vorüber, sie wechselt Laune und Neigung wie der April, bald hierhin, bald dorthin bethört. Schön und glänzend ist sie wie der Mai. Ihr Haar, ihr Mund, ihre Wänglein, ihre rubinhellen Augen funkeln blühend im Scheine des Junius. Der Julius hat seinen Fleiß nicht gespart, ihre Brust, Arme, Hände rein und blank herauszuzieren, daß sie leuchten wie Silber in der Gluth. Rund ist sie wie die Birn des Augusts, voll Lust und guten Muthes. Doch schnell artet sie wieder dem September nach, los und schwer, alle Fröhlichkeit zu erdrücken. Vielleicht bringt mir der Oktober nach seiner Art Glück in's Haus. Ihr November ist ja reich mit Vorräthen ausgestattet. Ach vergebens! mich umfängt kalter Dezember.“ Diese Schilderung, mit provençalischer Spitzfindigkeit mehr gemacht als herzlich empfunden, gibt uns gleichwohl den besten Aufschluß über Sabina. Sie hatte alle Reize eines leichtgesinnten Weibes, ohne viel Scham und Tugend. Oswald fühlte dies, war aber nicht stark genug, sich aus ihren Banden zu befreien. Wäre seine Aussage auch nichts Anderes als gewöhnliche Prahlerei der Provençalen, so müssen wir doch annehmen, daß Sabina wenige Anstände genommen, ihn auf verführerische Art zu äffen. Er vergaß

alle Rücksichten der Schicklichkeit und wollte sie mit seinem maßlosen Liebesschmerze in die Bahnen der Beständigkeit einlenken. Sein gesundes Aussehen verschwand. Er wurde einsam und menschenscheu. Spott und Nachrede blieben nicht aus. Im Drange der Umstände fordert er von ihr ein letztes Wort. Sie erklärte ihn heirathen zu wollen, wenn er ihr die Stärke seiner Liebe durch eine Pilgerreise nach Jerusalem bewiese. Oswald fand es nach seiner überspannten Denkart angemessen, ihr zu willfahren. Sie schien höchlich erfreut. Besondere Gunst stärkte den Pilger. So zog er im Jahre 1397 wieder in die weite Welt.

Hormayr vermuthet, er habe sich an Herzog Albrecht von Oesterreich angeschlossen, welcher zwei Jahre früher ebenfalls über Venedig dahin reiste. Aber Oswalds eigene Worte und bestimmte Zeitangabe in seiner Aufschreibung sind dagegen. Wohlbekannte Gesellschaft wäre ihm sogar lästig gewesen. Er zog eine Kutte an mit allerlei Muschelwerk auf den Schultern, nahm ein von seiner Geliebten geweihtes Stäbchen in die Hand und wanderte über Mailand nach Genua. Er betrachtete sich auf diesem Wanderzuge als ein lebendiges Opfer für seine Sabina, und sein wirklicher oder karrikirter Liebesjammer erschöpfte sich in Phantasien, Liebesseufzern und Abtödtungen aller Art auf fast lächerliche Weise. Der Roman Amadis von Gallien und das Reisehandbuch des Ritters Montevilla nach Jerusalem waren seine Weigweiser in der Liebe und in der Pilgerfahrt. Im ersteren fand er das Ideal einer Liebe, die sich jede auch noch so empfindliche Abtödtung für den geliebten

Gegenstand gefallen läßt, im letzteren alle wundersamen Träume einer Phantasie, die Geistliches und Weltliches vermischt, um daraus Unterhaltung für träumerische Gemüther zu schaffen. Als er, in solchen Ideen und Bußübungen befangen, auf eine Anhöhe gekommen war, von wo aus er die Stadt Genua und das Schiffsgewimmel im Hafen überschauen konnte, so war der Eindruck dieser lebensvollen Wirklichkeit so überraschend auf ihn, daß er auf einmal alle Andacht und Selbstquälerei vergaß und die Kutte mit aller Zuthat eines Pilgers von sich warf. Er wußte sich mit seiner Sprachenkunde und Erfahrung ohne viele Umstände bei einem Schiffsherrn beliebt zu machen und fuhr mit ihm auf dem kürzesten Seewege ohne Aufenthalt nach Alexandrien. Von dort ging er auf dem Nil hinauf nach Kairo und mittels der schnellen ägyptischen Kanalboote Land auf und ab. Daselbst herrschten seit 1250 die Mameluken, welche die Nachkommen des großen Saladin vom Throne verdrängt hatten, eine erbliche Kriegerkaste, ursprünglich aus gekauften asiatischen Sklaven, mit dem sich selbst genommenen Rechte, aus ihrer Mitte den regierenden Sultan zu wählen. Saladins duldsamer Geist gegen die christlichen Ritter, welche nach Jerusalem pilgerten, lebte in ihnen auf. Wenigstens machte sie die Begierde nach Geld milder, als man sonst nach dem Fanatismus ihrer Glaubensansichten hätte erwarten sollen. Oswald, mit ihrer Lebensart und Denkweise vertraut, überhaupt mit einem vorzüglichen Talente, sich fremden Zuständen anzuschmiegen, wurde dem Sultan vorgestellt und mit Auszeichnung

behandelt. Kairo oder Neubabylon, wie es die Pilger nicht ungern nannten, blieb ihm daher stets unvergeßlich. Es läßt sich nicht bestimmt ausmitteln, mit welcher Gelegenheit er von hier über Arabien nach Palästina ging. Nur so viel ist gewiß, daß er unter den zahllosen Pilgern der damaligen Zeit keine Ausnahme machte. Nicht die geschichtliche Wahrheit, sondern das Legendenartige war sein besonderes Augenmerk. Auf dem Berge Sinai betete er andächtig vor dem Grabe der heiligen Katharina in einem berühmten Mönchskloster. Die Mönche lebten von Früchten, arm und strenge, Araber und Griechen gemeinschaftlich. Das Grab der heiligen Jungfrau strahlte im Glanze unzähliger Wunderlampen. Denn nach der Erzählung der Mönche kamen alle Jahre zur bestimmten Zeit die Vögel der Wildniß, jeder mit fruchtbeladenem Oelzweige wie zum schuldigen Opfer in die Kirche. Daher hatte man Oel im Ueberflusse. Katharina lag in einem Sarge von Alabaster, und die Mönche rieben mit einem silbernen Stäbchen an ihren Gebeinen. Daraus floß das Oel der heiligen Katharina zur Heilung von allerlei Gepresten. Das Tuch, worin sie die Engel nach ihrer Enthauptung aus Alexandrien auf den Sinai getragen, schien noch frischblutig zu sein. Auch die Fabel vom Vogel Phönix wurde von redeseligen Wegweisern aufgewärmt. Er haust einsam in der Wüste und erreicht das Alter von 500 Jahren. Fühlt er den nahenden Tod, so fliegt er in den Sonnentempel nach Aegypten und setzt die heiligen Kräuter, welche ihm sorgsame Priester zurecht gelegt, durch den Wind seines rauschen-

den Fluges in Flammen. In denselben verbrennt er zu Asche. Aber sein tiefster Lebenskeim, unzerstörbar durch Feuersmacht, entwickelt sich bald zu einem kleinen Würmlein. Am zweiten Tage wird es zum Vogel, am dritten fliegt er neugeboren von dannen — das Bild unserer zukünftigen Auferstehung. Die erste Stadt, welche Oswald nach seinem Austritt aus der arabischen Wüste erreichte, war Jericho.

Von dort ging es nach Bethlehem. Auf seinen Knien rutschte er in die Gruft hinein, wo der Heiland der Welt geboren worden war. Als die versammelten deutschen Pilger das schöne Lied anstimmten: „In Gottes Namen fahren wir! Seiner Gnade begehren wir! So hilf uns seine heil'ge Kraft, und sein Grab zum Segen!“ wurde er in der Tiefe seiner Seele gerührt. Sein bisheriger Leichtsinn in weltlicher Wanderschaft verschwand plötzlich. Thränen der Reue stürzten aus seinen Augen. Sabina, seine verlobte Braut, trat in ein ganz anderes Licht. Alles, was ihn bisher zu ihr hingezogen, erschien irdisch und eines christlichen Pilgers unwerth. Er beschloß, sich durch den Besuch der heiligen Oerter zu reinigen und als ernster Mann mit reiner Liebe heimzukehren. Seinen göttlichen Anflug dachte er in die Seele seiner Braut hinüberzuathmen und sie mit ihm in beständiger Anhänglichkeit an Gott auf das Innigste zu verbinden. Er ward aufmerksam auf ein großes Loch, welches an die Mauer der Gruft, worin er sich befand, tief in den Felsen hineingeschlagen war. Nach der Auslegung der Mönche rührte es vom Teufel her, welcher erbittert über die Geburt des Welterlösers mit stürmender Gewalt

in's Gemäuer schlug und ein unausfüllbares Loch zurück ließ. Oswald legte die Legende auf sich aus und dachte: „Trotz alles Ingrimms des Teufels will ich ein Ritter heiliger Liebe werden.“ Zu Jerusalem erhielt er am Grabe Christi mit mehreren anderen Edelherrn den Ritterschlag und das Ehrenzeichen der neuen Würde. Das verstärkte seine fromme Gesinnung. Er gelobte, sein Schwert nie zu gebrauchen außer zur Vertheidigung der Unschuld, des Rechtes und keuscher Liebe. Ungeachtet dieses Umschwungs in seiner Denk- und Gefühlsweise behielt sein Wesen noch immer etwas Ueberspanntseltsames, mit der Wirklichkeit Kontrastirendes. Er gesteht, seine Mitpilger hätten gelächelt, als er eines Morgens, kaum aufgestanden, sein Schwert zum Fenster hinausschwang mit den Worten: „Sabina! dein Ritter wacht! Wehe jedem, der dir nicht alle mögliche Ehre erweist!“ Mit ähnlichen Gedanken und Uebungen trieb er sich fast zwei Jahre in Palästina umher und nahm an die Stelle seiner frühern Märchenwelt die Sagen in seine Seele auf, welche fromme Phantasten in unglaublicher Menge erdichtet hatten, um die Lücken der Evangelisten auszufüllen. Als er seine festgesetzte Bußzeit vollendet hatte, wanderte er an der syrischen Küste aufwärts, streifte den südlichen Rand von Kleinasien und setzte über nach Cypern. Er landete im schönen Hafen zu Famagosta, wo ihn das Gewimmel von Arabern, Christen, Türken und Tartaren überraschte, die der orientalische Handel aus allen Weltgegenden zusammengeführt hatte. Der ritterliche Guido von Lusignan, letzter christlicher König von Jerusalem, aus französischem Blute, wurde im Jahre

1191 aus Palästina vertrieben und gründete hier ein christliches Reich, um zur gelegenen Zeit das heilige Land wieder zu erobern. Seine Nachkommen bewahrten die Tapferkeit ihres ersten Stifters und das Unglück, dem Grabe Christi so nahe zu sein, ohne es beschützen zu können. Die Pilger fanden hier stets freundliche Aufnahme und viele merkwürdige Heiligthümer aus dem heiligen Lande. Unter andern erhob sich in einiger Entfernung von Famagosta der berühmte Kreuzberg mit dem Kreuze, an welchem der rechte Schächer Dismas gehangen. Von seiner Spitze, auf welcher eine prachtvolle Kirche stand, genoß man eine wundervolle Rundsicht auf das Meer zwischen Griechenland und Kleinasien, bis an die blauenden Berge von Syrien und Palästina. Die geistreichen Dichtungen der südfranzösischen Dichter floßen am gastlichen Hofe der Könige von Cypern in die äußerst mannigfaltigen Sagen von den Kreuzzügen und den orientalischen Volksmythen zusammen und bildeten für ein empfängliches Gemüth ein Element, das sowohl durch Reichthum als überraschende Neuheit anzog. Oswald verlor in diesen lustigen Kreisen viel von seiner Gemüthssammlung in Palästina und erwarb sich mit Harfenspiel und Gesang ansehnliche Geschenke. Das Märchen von der schönen Melusine lernte er hier das erste Mal kennen, da es bei einer Festlichkeit bei Hofe von einem Troubadour vorgetragen wurde. Melusine war eine reizende Fee, Gemahlin eines Prinzen aus dem Hause Lusignan. Da sie wie alle Feen einige Zeit des Tages in Fischgestalt zubringen mußte, verbarg sie sich während dieser Zeit immer, um von Niemanden gesehen

zu werden. Die Neugierde trieb eines Tages den König in ihr einsames Zimmer. Er erblickte sie als Fisch in einem Wassergefäße. Sie stieß einen Schrei des Schreckens aus und verschwand auf immer. Seit dieser Zeit sah man sie nur bisweilen in Trauerkleidern, als klagende Wittwe umgehen auf der Plattform des Thurmes zu Lusignan in Südfrankreich. Ihr Erscheinen deutete immer auf den Tod eines Gliedes der Familie Lusignan, oder eines Königs von Frankreich. In Cypern wurde sie einmal gesehen, als König Guido im Tode verblichen war. Sie vergoß Thränen beim Anblick der Leiche des Mannes, welcher der heidnischen Uebermacht weichend vom Grabe des Erlösers hinweggeflohen. Oswald sah auch in dieser Geschichte Bezug auf sein eigenes Geschick. Die schlüpfrige Fischgestalt erweckte in seiner Seele das Andenken an die schlimmste Seite seiner Braut. Betrübt segelte er von Cypern über Malta nach Sicilien und landete drei Wochen später in Neapel. Rom, Florenz und andere italienische Städte sah er nur im Fluge, zerstreut, von Furcht und Hoffnung hin und her getrieben. Es war um alle Ruhe geschehen. Je mehr er sich seinem ersehnten Ziele nährte, um so drückender ward ihm um's Herz. Andacht, Lied, Ritterthum und Frauenschönheit rührte ihn nicht mehr. Er hatte alle Eindrücke seines Pilgerlebens wie zusammengewickelt, undeutlich auf seiner Seele. So gelangte er an die tridentinischen Alpen. Hier ließ er selbst die Divina comedia des Dante und die Lieder des Petrarca, mit denen er sich auf der Reise bekannt gemacht, fallen und eilte heimlich, jede Begegnung vermeidend, nach Trost-

burg. Es war ein kalter Dezemberabend des Jahres 1400. Sein Vater Friedrich lag an einer Wassersucht todtkrank darnieder. Er konnte nicht mehr ermuntert werden, seinen Sohn zu erkennen. Im Schlosse herrschte die größte Verwirrung. Nur zufällig erfuhr er beim Abendessen, Sabina habe mittlerweile mit lächelnder Miene über sein zerschossenes Auge den Hanns Hausmann zu Hall geheirathet. Die Nacht darauf starb sein Vater. Seine Mutter Katharina war vor Schmerz über diese Erlebnisse erkrankt. Oswalds Kraft brach zusammen. Es war die trübste Zeit seines Lebens.

9.

Zum österreichischen Concordate.

In der That, was Oesterreich an Macht zuwächst, das verliert die deutsche Revolution. Nun liegt es für jeden Unbefangenen klar zu Tage, daß die Freiheit der katholischen Kirche in Oesterreich an sich schon eine Stärkung der conservativen Grundsätze zur Folge haben muß. Die Kirchenfreiheit, von einem mächtigen Kaiser gewährt, ist eine dritte deutsche Großmacht. Alle freien und unabhängigen Katholiken segnen die Stunde, in welcher ein Staat, wie Oesterreich, das Vorurtheil der Furcht vor der geistigen Macht der Kirche besiegt und dadurch der Welt das Beispiel des offenen Bruches mit der Revolution gegeben hat. Die Religion weicht trotz aller Gegner nie aus dem Herzen der Menschen, und diese jubeln dem Herrscher zu, welcher ihr Gewissen frei läßt und dadurch nicht bloß die Lebenskraft seines Reiches verjüngt, sondern alle gesunden Kirchenkräfte der Welt dazu gewonnen hat. Die menschliche Kurzsichtigkeit, mit welcher oft besonders in Deutschland die österreichischen Zustände ohne alle eingängliche Kenntniß beurtheilt worden, hoffte bisher noch immer theils mit dem corrosiven Gifte der ausländischen Presse, theils mit dem Zuzuge inländischer Mandarine durch offene oder versteckte Aufwiegelung das österreichische Volk vom Fürsten

zu trennen, wie es in vielen Gegenden Deutschlands durch heillose Schwarzkünste nur zu gut gelungen ist, und auf diese Weise die unüberwindliche Kraft der sieggewohnten kaiserlichen Armee zu brechen, in welcher sich einst zur unglücklichen Stunde Oesterreich gegen die Revolution mit dem besten Erfolge gesammelt hat, wie Grillparzer zum Verdruße deutscher Demokraten so treffend gesungen hat. Armee und Volk, auf das Innigste verbündet, durch die Freiheit der Kirche um den Thron des Monarchen, des Gründers dieser Freiheit, nur um so einmüthiger gesammelt und eingesegnet vom Oberhaupte des katholischen Kirchenthums, bilden eine so kräftige Einheit, daß die deutsche Demokratie mit allem Recht den Zuwachs von Macht und Vertheidigungskraft, welche der österreichischen Monarchie durch das Concordat zugegangen ist, als eines der unglücklichsten Ereignisse für ihre Pläne verabscheut. —

— — — — — — — — — — — —

Man muß sich überhaupt verwundern, daß für katholische Dinge so wenig Verstand in Deutschland vorhanden ist. Täglich tritt die Nothwendigkeit und Nützlichkeit des Concordats an uns heran; aber Niemand will es verstehen oder vergißt das Verstandene wieder, wie der Mann des heiligen Apostels Jacobus, der sein leibliches Bild im Spiegel betrachtete und wegging, ohne sich zu erinnern, wie er aussah.

So wiederholt sich bei uns fortwährend die Geschichte des Kalbes, welches Lichtenberg in seinem liebenswürdigen Humor das Apportiren lehren wollte; aber je länger der Unterricht dauerte, um so weniger

verstanden sich das Kalb und Herr Lichtenberg und der originelle Versuch mußte leider aufgegeben werden. Das „Kalbrisch Thun“ des Minnesängers Oswald von Wolkenstein behauptet sich noch immer in seiner unverwüstlichen Jugendfrische. Man läßt nicht von der Ansicht, daß das Concordat etwas Gegebenes, von außen Hinzugekommenes, nöthigenfalls auch Entbehrliches sei. Im Gegentheil, der Katholik sieht darin nichts Zufälliges, nichts Angeflogenes. Die tirolische Legende von der heiligen Jungfrau Maria zu Weißenstein drückt die katholische Ansicht darüber am besten aus. Das berühmte Madonnenbild wuchs aus dem innersten Marke des Baumes heraus. Der Baum fruchtete, nach dem Ausdruck der Legende, in organischer Entwicklung das heilig verehrte Bild, und gerade durch dieses Wunder innerlicher Fruchtung kam die fromme Wallfahrt in Aufnahme. So ist auch das Concordat seinem Inhalt nach eine organische Bildung aus dem innersten Kerne des Katholicismus, welcher sein Leben in Christus auch äußerlich zur Anschauung bringen will, also etwas Naturwüchsiges, das man vom Stamme eben so wenig trennen kann, als die Blüthenkrone vom Leben des Baumes, die Summe aller Lebenskräfte der Kirche, welche ein hochherziger Kaiser aus unnatürlicher Haft sichtbar ins Leben treten ließ.

Wer den Katholizismus will, muß auch das Concordat wollen, wenn er aufrichtig sein will, denn das Concordat entwickelt nur die Lebensbedingungen der katholischen Kirche in der Staatsgesellschaft. Aber, wie gesagt, der ungelehrige Fanatismus versteht das nicht.

Im unablässigen Kampfe mit den offenkundigsten Thatsachen der Geschichte und des Kirchenlebens, die alle Illusionen der Religionsfeinde zu Schanden machen, verkündigen protestantische Zeitungen, Sonntagsblätter und insbesondere das Frankfurter Journal, daß es mit Rom, dem Centralpunkte kirchlicher Fruchtung, aus sei, daß der römische Katholicismus, außer welchem es keinen andern gibt, seinem Verfalle entgegen gehe, und daß selbst Katholiken die Emancipation vom Einheitspunkte der christlichen Welt wünschen, welcher seit der Apostelzeit für den Organismus des gesunden Kirchenlebens maßgebend war. Dadurch werden eine Unzahl Seelen des protestantischen Deutschlands mit dem baldigen Sturz des Papismus vertraut; sie erwarten das Ende der Dinge alle Tage und fühlen wohl auch im Stillen einige Herzensfreude, daß der Apfel selbst vom Baume fällt, an dem die Reformation schon so lange vergeblich geschüttelt hatte. Der dreißigjährige Krieg, seit 1648 entwaffnet, dauert in tausend nnd tausend eingenommenen Gemüthern mit thörichten Hoffnungen und Begierden fort und erlangt allmälig die Stärke sinn- und gedankenloser Obstination, welche eine nothwendige Folge aller Gewohnheitslügen und Geschichtsfälschungen ist. Man träumt von Siegen und verachtet den Feind, der ja nach allen Zeitungen im Verenden begriffen ist. Gaukelnde Phantasien von Babylons unvermeidlichem Sturze trösten die Betrogenen. Schon sieht der prophetische Geist Luthers und Calvins Panier über allen Gauen Deutschlands triumphirlich flattern. Unter solchen Umständen weckt jedes selbstständige Lebenszeichen

der katholischen Kirche die betäubten Gemüther wie furchtbarer Feuerruf, und richtet eine Begriffsverwirrung an, von der sich nur ein Augen- und Ohrenzeuge einen Begriff machen kann, wo alle Ueberlegung, alle Klarheit, alle Billigkeit aufhört. Es entsteht ein Heulen und Zähneknirschen ohne Gleichen im wildesten Tumulte durcheinander, man ruft an allen Ecken: „Der Protestantismus ist in Gefahr", während Nichts in Gefahr ist, als der gesunde Menschenverstand vom Rheine bis nach Lappland, und die unermeßliche Mehrzahl des Volkes, welche mitheult, weiß seines Mitheulens keinen anderen Grund, als daß die deutschen Literaten und Zeitungsschreiber vorausgeheult haben.

10.
Das Thal Passeier.

Passeier liegt tief im Schiefergebirge, einem Triangel vergleichbar, der Sonnenhitze vom Mittag her offen, während die Gebirge den Nordwind über dasselbe hinführen, daß er den Thalgrund nie ausfegen kann. Die Sonne geht daselbst spät auf und früh unter. Daher trotz der Sonnengluth bei Tage feuchte Nächte, selbst im Hochsommer naßkalte Schwüle zur Nachtzeit. Es regnet darin viel und gußweise. Jeder Wolkenzug der mittlern Gebirgskette Tirols läßt wenigstens hier einige Tropfen fallen. Anhaltende Herbstregen machen den Boden schwammig und lästige Dämpfe entwickeln sich aus demselben. Der Südwind, besonders der Sirocco, fällt mit Gewalt ins Thal ein und prallt schneekühl vom Gebirge in dasselbe nieder. Der Druck des Nordwindes von oben, des Südwindes von unten dämmt die Luft schwer ein. Daraus entstehen in Passeier beherzigenswerthe Erscheinungen mit großem Einfluß auf die Natur und die Menschen. Die vorherrschende Feuchtigkeit zeigt sich besonders in steinernen Wohngebäuden, aus denen sie selbst im Sommer nicht entweicht, und nur gar zu leicht allerwärts Schimmel ansetzt. Aepfel, in ein Zimmer der Schattenseite gebracht, aber nach einigen Tagen wieder entfernt, ließen den

Geruch auf ein ganzes Halbjahr zurück und mit besonderer Schärfe des Duftes an feuchten Tagen. Ein Hemde, im nämlichen Zimmer feucht vom Schweiße aufgehängt, wurde einen ganzen Monat nicht trocken. Durchnäßte Stiefel wurden im geheizten Zimmer mit Schimmel überzogen. Papier bekam Schmutzflecken, der Staub auf demselben blieb fleckartig hangen. Solche Erfahrungen macht man allenthalben. Die Menge von Männern und Frauen, welche in Passeier schwer hören, fällt allgemein auf und wird von Aerzten der Luftfeuchtigkeit zugeschrieben. Aus der nämlichen Quelle fließen die Nervenkrankheiten, wovon besonders das zarte Geschlecht heimgesucht wird. Katarrhe, Steckflüsse, Brusthusten, gastrische Fieber sind im Winter gewöhnliche Krankheitserscheinungen in solcher Stärke, wie man es anderwärts auf dem Lande kaum antrifft. Das Nachtwandern wird aus diesem Grunde den rüstigsten Naturen verderblich. Es entstehen aus diesen Verkühlungen leicht Brustweh und Schwindsucht. Selbst die Zartheit der leiblichen Bildung bei Mann und Weib wird dieser feuchten, gedrückt warmen Luftmasse zugeschrieben. Nur einzelne Höfe in Hinterpasseier genießen reinigender Winde in hochsonniger Lage.

11.

Gebräuche und Sitten im Thal Passeier.

Die Passeirer haben noch viele Gebräuche und Gewohnheiten aus uralter Zeit, die wir hier um so lieber kurz angeben, je mehr sie von Kirche und Schule gedrängt zu verschwinden drohen. Aus ihrem alterthümlichen Rechtswesen ist ihnen noch ein schöner Nachklang, die sogenannte Ehehafttheidigung, geblieben, wahrscheinlich die anhältigste aller Thalgewohnheiten. Sie fällt auf den Montag nach dem ersten Fastensonntag. Den Sonntag Abends lodern auf allen Bergen die Hohlepfannfeuer, so genannt von gewissen Kuchen, die, in tiefen Pfannen geschmort, an diesem Tage auf die Tische kommen. Auf allen Hügeln wird es licht, die Feuer wandeln nach der Anzahl der Höfe auf den Bergen umher, und bilden oft malerische Gruppen, vom lauten Geschrei der Jünglinge umtönt. Das Thal gewährt einen zauberischen Anblick und die einbrechende Nacht legt sich mit unbeschreiblichen Reiz auf das Flammengewühl. Fragt man die Passeirer um den Ursprung dieser Feuer, so sind sie mit der Antwort bald fertig: "Zur Zeit der Pest im sechzehnten Jahrhundert lebte man scharf abgesondert auf den zerstreuten Berghöfen. Alle Nacht wurden Feuer angezündet als Zeichen, daß die Bewohner der Höfe noch am Leben

seien, deshalb war auch die Anzahl der Feuer streng nach der Anzahl der Höfe geregelt.“ Hierin mögen sie zunächst nicht Unrecht haben. Aber eine ältere Gewohnheit scheint dazu benützt worden zu sein. Die seltsamen Gebräuche, welche die Jünglinge bei diesen Feuern beobachten, die Hügel, worauf sie unverbrüchlich flammen müssen, die Sprüche und das Murmeln lassen vermuthen, daß die Feuersignale sogar aus der Heidenzeit herrühren, und ein gottesdienstlicher Cult zu Ehren des Sonnengottes waren. Später wurden sie, als Signale der Gerichtsversammlungen, wahrscheinlich von den ersten Glaubenspredigern in Anspruch genommen und dadurch gewissermassen christanisirt. Sie herrschen an diesen Tagen nicht nur in Passeier, sondern im ganzen Burggrafenamte und deuten auf eine allgemeine, tiefgewurzelte Volksangelegenheit. Zuletzt nehmen die Jünglinge flammende Brände in die Hand, laufen auf einander los, selbst gluthumströmt, der Wind facht das Feuer erst recht an. Wollte man die Raserei wildester Leidenschaft darstellen, so könnte man kein trefflicheres Bild dafür ausfindig machen.

— — — — — — — — — — —

Die Wildbäche tragen oft die Brücken hinweg. Daher können die Bewohner am linken Ufer, als zu St. Leonhard gehörig, mit ihren Leichen nicht auf dem ordentlichen Wege hineinkommen. Sie ziehen durch Wiesen und Bergabhänge St. Martin gegenüber. Sobald sie die Kirche des letzten Dorfes gerade sich gegenüber haben, stellen sie die Leiche in's blühende Feld, sinken alle auf ihre Kniee mit entblößtem Haupte und schauen

sehnsüchtig nach dem Dorfe hinüber, von dem sie der Strom trennt. Da ertönt auf einmal die große Glocke zu St. Martin und grüßt mit ernsten Klängen die Getrennten am jenseitigen Ufer über die Wogen des erzürnten Elements hinaus. Mit dem Troste ungeschwächter Brüderschaft ziehen sie wieder bis zum Hügel, auf dem St. Leonhard steht. Dort stellen sie die Leiche unter einem riesigen Kastanienbaum, und alles Volk kniet sich um dieselbe her und betet oft eine Stunde lang, bis die Geistlichen herabkommen, sie abzuholen. Vier frische, schöne Männer erweisen ihrem Nachbar die letzte Ehre und bedecken die eingesenkte Leiche mit Erde. Diese Gegensätze von Tod und Leben lieben die Passeirer in allen Gottesdiensten, die auf die Todten Bezug haben, und es steht zu erwarten, daß selbst ein Anhänger Feuerbachs sich dabei erbauen würde. Das Volk sagt: „Wir feiern auf diese Weise die Auferstehung, die an uns offenbar werden soll.“

III.

Laufendes zur Geschichte und Signatur der Gegenwart.

Das Gewesene ist stets eigenthümlich lehrreich und die Geschichte sieht mit dankbarer Anerkennung auf den kleinsten Beitrag kulturhistorischer Erfahrungen.

Vorwort zu Cartons.

Wie die Lieder des Waldes trotz ihrer Mannigfaltigkeit alle den Frühling bedeuten, und darin ihren Zusammenhang haben, so wurzeln auch die vorliegenden Aufsätze, wenn auch verschiedenartig an Inhalt, Ton und Zeitfolge, einheitlich in der unveränderlichen Ueberzeugung des Verfassers, und sammeln sich dadurch in ein Ganzes als aufgelesene Zweige vom Baume des Lebens, das sich in ihnen abgesponnen und gebildet hat.

Vorwort zu Charakterbilder.

Der Verstockte.

Unlogisch mich zu nennen
Seid alle d'rauf und d'ran!
Die heißen Adern brennen,
Es reißt mich himmelan.

In's frei'ste Wolkenschweben
Verliert sich kühn mein Lauf,
Da grünt mein Dichterleben,
Da hört das Rechnen auf.

Die Ungewitter segeln
Unlogisch durch die Luft,
Lebt wohl, ihr kahlen Regeln!
Die Gottesstimme ruft.

Die Blitzesschlangen zischen
Aus schwarzer Wetternacht,
Wie Rosengluth aus Büschen
Voll Frühlingszauberpracht.

Im Blitzesrosenpflücken
Erfind' ich mein Gedicht,
Die Logik kann nur flicken,
Erfinden kann sie nicht.

Die Sonnenstrahlen schweben
Erheiternd um mich her,
Und Flammengeister beben
Auf Land und Strom und Meer.

Mit diesen Flammengeistern
Beseel' ich mein Gedicht,
Die Logik kann nur meistern,
Beseelen kann sie nicht!

Die Alpenblüthen tanzen
Im Maienwind empor
In's Sonnenreich und pflanzen
Den Kranz an's Himmelsthor.

Mit dieses Kranzes Flattern
Verklär' ich mein Gedicht,
Die Logik kann's beschnattern,
Verklären kann sie nicht!

Mich schlingt es heiß in Liebe
An's Sein, das ewig blüht,
D'rum lodern alle Triebe
Hellauf im frei'sten Lied.

Wie Himmelslerchensingen
Umtönt's das Erdenrund,
Unlog'sche Thränen springen
Aus tiefstem Herzensgrund.

Und alle guten Geister
Entlockt der süße Klang
Zum ew'gen Weltenmeister
Aus logisch=steifem Zwang.

Die Qualerlösten prangen
In unbegriff'ner Lust,
Wie reifes Traubenhangen,
An ihres Gottes Brust.

Und dieses Kranzes Weihe
Versteht die Logik nicht,
Er glüht in ew'ger Treue
Als größtes Weltgedicht.

Und mag die Welt zerstäuben
Im Allzerstörungsbrand,
Der Kranz wird blüh'n und treiben
In seines Meisters Hand,

Und alle Geister sammeln,
Die gift'ge Logik schied,
Zum süßen Liebesstammeln
Im Himmelsschwanenlied.

12.

Moderne Bildungszustände

und das Verhältniß der Bibel in denselben.

Dinge, die man einst aus natürlichem Schamgefühl sorgfältig zu verstecken suchte, geschehen in unseren Tagen so öffentlich und anschaulich, daß darüber kein Zweifel und Mißverständniß obwalten kann. Man sitzt sans gêne an den Straßen nieder, um den Pelz von Ungeziefer zu säubern und diese Art Natürlichkeit hat einen solchen Umfang und eine so naive Preisgebung errungen, daß sie als Zuthat zu unseren Kunstalleen und Parkanlagen kaum mehr zu entbehren ist. Sie wird als Zeichen der Gesundheit und des zeitgemäßen Fortschritts betrachtet und nimmt daher verdientermaßen einen vorzüglichen Platz in der Geschichte des Tages ein. Wir haben es in unserer Ungelenkigkeit leider noch nicht so weit gebracht, diese Natürlichkeit schön zu finden. Uns will es bedünken, daß einige Vorsicht Nichts schaden könnte, wenn es auch im Innern nicht sauber ist. Das Glück der Völker und Nationen hängt zum Theil vom Grundsatze der Volksmänner: si non caste, saltem caute ab und deshalb ist einiger Anstand für die schwachen Seiten des Menschengeschlechts

wenigstens rathsam. Soll die Cremoneser Geige Harmonien strömen, welche jedes Herz erweitern und entzücken, so muß ein kunstberechtigter Meister da sein, welcher ihr die Zaubertöne entlocken kann. Dem reichen Manne, welcher keine Musik versteht, bleibt sie ewig stumm im Hausschatz, ein Holz ohne Stimme und Entzücken, und will sie ein Unkundiger spielen, so ist auf Erden schwerlich etwas zu finden, das mißtöniger die Ohren zerreißt, als der stümperhafte Mißbrauch des herrlichen Instrumentes. So ist die Bibel, so ihre Musik. Der heilige Geist allein kann auf diesem göttlichen Saitenspiele die Himmelswahrheiten im melodischen Fluß erklingen lassen und, ewig ein und derselbe, im lebendigen Gesammtbewußtsein der Kirche zur äußeren Gestaltung bringen. Wird dieser Stimm- und Tonmeister verdrängt, so fällt der vielköpfige Radikalismus über die Bibel her und macht aus der kirchlichen Versammlung auf biblischer Grundlage eine Judenschule, wo das mißtönige Gesumme von tausend verschiedenen Stimmen je nach persönlicher Einsicht und Willkür ohne Einheit, ohne Wahrheit und ohne Liebe die Herzen zerreißt und spaltet, anstatt sie zu einigen und zu versöhnen. Keiner stimmt in diesem Concerte mit dem Anderen überein. Jeder gibt sein Persönlichstes im Bibelformat wie sein Sonderangesicht preis und erhebt Ansprüche auf dessen Allgültigkeit in der Erklärung des „lauteren Wortes Gottes.“ Dadurch erlangt der Widerspruch Berechtigung, die Phantasie das Doktorat der Theologie und der individuelle Einfall die Rolle der Unfehlbarkeit. Es bleibt uns unter solchen Umständen

Nichts übrig, als mit der Lebhaftigkeit eines Italieners auszurufen: „O babilonia, babilonia!“ weil die Verwirrung vollständig ist. In der That kann ein solches Buch, welches auf revolutionärem Weg berufen wird, die verschiedenartigste persönliche Meinung oder Thorheit mit unantastbarer Geltung auszudrücken, für den Staat ebenso gefährlich werden, wie für die geoffenbarte Religion. Die Bibelfanatiker wissen daher recht gut, was sie thun, wenn sie verlangen, daß nicht die Auslegung der Bibel, sondern die Bibel selbst als beste Auslegerin ihres Inhalts ausschließliche Geltung haben solle, oder mit anderen Worten: nicht eine göttliche, vom Himmel geoffenbarte Wahrheit solle darin enthalten sein, sondern die tausendköpfige Willkür der Menschen aus dem Inhalte der Bibel machen können, was sie will. Dadurch allein wird der Lebensnerv göttlicher Offenbarung, welche nur einen Sinn haben kann, wirksam durchschnitten und die Menschenauctorität an die Stelle übernatürlicher Wahrheit gesetzt. Der Bibelinhalt, als himmlisches Gemeingut dem Schutze der Kirche anvertraut, wird ihrem schirmenden Asyle entrissen und den unbefugten Peinigern überantwortet, die sie in harter Gefangenschaft recken und strecken können, wie es ihnen beliebt; denn gerade dieses Belieben ist an die Stelle des heiligen Geistes getreten und als solches der Vorzug der sogenannten reformatorischen Bekenntnisse. Zeuge dessen ist die Bibelauslegung Heriberts Rau im Katechismus der Religion der Zukunft. Aus diesem Grunde ist die Art, wie man in vielen Gegenden die Bibel als Fundament der neuen Lehre

gegen die überlieferungstreuen Katholiken citirt, eine öffentliche Heuchelei, welche durch fortgesetzte Uebung blind macht. Man kann mit Fug und Recht nur dann auf ein Buch ausschließliches Gewicht legen, wenn dasselbe nach allen Seiten hin als Inbegriff unumstößlicher Wahrheiten festgestellt ist, und die Anhänger desselben sich treu und unumwunden zu seinem genau bestimmten Inhalte bekennen, welcher nach dem Wortlaute und den Regeln der gesunden Vernunft von jeher darin gefunden worden ist. Die Frage geht hier zunächst auf den Entscheid hinaus, ob die Bibel göttlichen oder menschlichen Ursprungs ist, mit anderen Worten, ob Christus wirklich als Gottmensch ein himmlisches Evangelium gepredigt hat, das über den menschlichen Begriffskreis hinausgeht. Die sogenannten Gebildeten des mittleren Deutschlands, so weit die Bibel ihr einziges und ausschließliches Panier ist, glauben erklärter Maßen fast durchgängig nicht mehr an die Gottheit Christi, daher auch nicht an den Wortsinn der Bibel als eine von der unfehlbaren Wahrheit geoffenbarte übernatürliche Lehre. Sie stellen Christus, Sokrates, Hus und Galilei als ebenbürtig zusammen, wie es noch unlängst der geistreiche Verfasser in der Allgemeinen Zeitung gegen Büchners rohen Materialismus gethan hat. Auf das Mehr oder Minder vom Geiste, welcher in diesen hochbegünstigten Männern gelebt hat, kommt es gar nicht an, weil sie nach moderner Ansicht Alle eines Schlages sind, Geist in Menschenform, und somit der heilige Geist nach dieser Voraussetzung einen sehr menschlichen Ursprung hat. Unsere Professoren,

unsre Aerzte, unsre Künstler, unsre Indnstriellen sind vorherrschend Rationalisten und als solche noch die besten von der ungläubigen Heerschaar, welche bei uns Legion ist.

13.

Die Wurzel ungläubiger Polemik der Gegenwart.

Der Kampf, welcher seit einigen Jahrhunderten auf dem religiösen Gebiete entbrannt und in unseren Tagen der kleindeutschen Politik zur Unterlage und zum Deckmantel gegeben worden ist, bewegt sich nach den nämlichen Grundsätzen auf dem katholischen wie auf dem protestantischen Felde. Es ist kein Kampf der Confessionen unter einander, sondern ein Krieg aller Glaubensfeinde gegen die Confessionen, welche auf positiven Boden stehen und die Gottheit Jesu Christi mit allen nothwendig daraus fließenden Glaubenssätzen bekennen, mit dem angestrebten Entscheide für die beiden verschiedenartig auslaufenden Religionsgesellschaften: „Sein oder Nichtsein!" um auf dem Felde selbstsüchtiger Politik freien Spielraum zu haben. Daher behandeln die Herolde dieses literarischen Religionskrieges die Protestanten ebenso rücksichtslos wie die Katholiken, wenn

sie nicht einstimmen in's angestrebte Ende aller übernatürlichen Offenbarung, somit aller Religion, welche diesen Namen verdient, und aller Gewissenhaftigkeit im Leben, welche ohne Offenbarung höchstens nur äußere Scheu vor den bürgerlichen Folgen des Bösen sein kann. Wenn fromme Protestanten aufrichtig und von Herzen ihr ursprüngliches Bekenntniß vom übernatürlichen Heile im Gottessohne Jesus Christus annehmen und thatsächlich üben, so nennt man sie Pietisten, Altlutheraner, Mucker und dergleichen mehr und bezeichnet sie als Feinde der Aufklärung und des Fortschrittes, als Empörer gegen die Fürsten und Neologen, welche das Einigungsgeschäft, oder besser gesagt, den Zersetzungsprozeß des christlichen Lebens in den Händen haben wollen. Man verfolgt sie an einigen Orten ebenso grimmig, als in scandinavischen und meklenburgischen Landen die Katholiken, in der Schweiz die Jesuiten, am Tessin die Capuziner, und zwingt sie theilweise zur Auswanderung nach Amerika und Australien. Diese Verfolgungssucht, die alle Gräuel des Unglaubens und der vollendeten Gottlosigkeit ertragen kann, findet mit cynischer Offenheit an diesen glaubenstreuen Protestanten die übernatürliche Religion als unverträglich mit dem Geiste der Zeit und brandmarkt dieselbe als Mysticismus der unheilvollsten Art. Und wenn in Norddeutschland Versuche zur Rückkehr zur geoffenbarten Religion, zu den symbolischen Büchern, zum christlichen Institute der Beichte von redlichen Protestanten gemacht werden, so wird am Rhein und am Main, an der Weser und an der Elbe, an der Limat und Aar Sturm geläutet,

wie im Schlaraffenland gegen die gebratenen Vögel, welche so unhöflich waren, den Gästen in's Maul zu fliegen. Die Verfolgten und Gelästerten, auf allen Seiten gedrängt und von der Landesobrigkeit nicht unterstützt, sind genöthigt, sich in Conventikel zusammen zu thun und die allgemeine Regel der lutherischen Kirche in Sonderbündnissen abzuschwächen, wo eine gewisse Einseitigkeit und die unter fortwährender Verfolgung unvermeidliche Uebertreibung kaum abzuweisen sind, und die Vorwürfe mehren, die man auf die Bekenner der Gottheit Jesu Christi wirft.

Und was hier auf dem protestantischen Gebiete am eigenen Fleisch und Blut gefrevelt wird, darf um so weniger den Katholiken erspart werden, da sie von jeher das Bollwerk des übernatürlichen Glaubens gewesen sind. Der eifrige Bekenner der katholischen Kirche weiß, daß wir unseren Glauben an die Gottheit Jesu Christi und an den heiligen Geist, als Leiter der Kirche, nur unserer, aus apostolischen Zeiten und Anordnungen stammenden Einigung im Primate des Papstes als Nachfolgers des heiligen Petrus verdanken. Ist dieser apostolische Verband mit dem Einheitspunkte in Rom gelöst, so fällt alle Rechtgläubigkeit der Katholiken über den Haufen, er mag Christkatholik, Freigemeindler oder Deutschkatholik sein und heißen, aber mit dem katholischen Wesen ist es aus. Der Grund dieser Erscheinung liegt auch klar vor Augen. Die katholische Lehre des Primats beruht eben so sehr auf göttlicher Auctorität, wie jeder andere katholische Glaubensatz. Fällt diese, sind alle anderen katholischen Glaubenswahrheiten

entkräftet, die auf dem nämlichen Boden der göttlichen Einführung wurzeln. Die Grundlage apostolischer Ueberlieferung, das Bewußtsein aller katholischen Gemeinden des Erdkreises, als Resultat von achtzehn Jahrhunderten, der von jeher durch alle Zeiten in der Kirche dagewesene Glaube und die Kraft des Zusammenhaltes ist zerstört. Es besteht keine Kirche mehr, sondern nur Bruchstücke in den Händen fremder Willkühr. Das fühlen alle Feinde unseres übernatürlichen Kirchenlebens, und es gehört zu dieser Wahrnehmung auch kein besonderer Scharfsinn. Die Erfahrung hat es vor unsern Augen handgreiflich erwiesen, daß alle vom Primate des Papstes abgelösten Bruchtheile früher oder später auch mit ihrem Glaubensinhalte verloren gehen und dem Unglauben preisgegeben sind. Der Zweig kann nur so lange grünen, als er saftig am gemeinsamen Stamme lebt und knospet; abgerissen, ist entweder gänzliches Verdorren oder Einpfropfung in ganz fremdes Holz sein unvermeidliches Loos. Der Primat ist das Leben der katholischen Kirche, das Leben allein hat Widerstandskraft, nur der Leichnam gibt Theile von sich ab, weil die Lebensverbindung gelöst ist. Aus diesem Grunde geht die vereinte Kraft unserer Feinde auch fast ausschließlich gegen den Primat des heiligen Petrus und seiner rechtmäßigen Nachfolger. Ist diese Urkraft der heiligen Kirche in Christus gebrochen, dann kann man die gelösten, allen Winden preisgegebenen Glieder als fügsame Mittel brauchen zur Vernichtung aller übernatürlichen Offenbarung und der durch sie in der Gesellschaft begründeten Rechtszustände. Kein Mittel

unerhörter Geschichtsfälschung, frivolen Hohnes, sophistischer Verstandestäuschung und stereotyper Verläumdung bleibt unversucht, um das heißersehnte Ziel zu erreichen, nicht den Katholicismus als äußere Erscheinung zu stürzen, sondern im Katholicismus den Keim der geoffenbarten Religion zu tödten und dadurch womöglich den Selbstmord der germanischen Völker zu vollenden. Jeder aufrichtige Katholik ist im Munde dieser Leute wenigstens ein Heuchler oder Bösewicht und mit dieser Nationalverläumdung hofft man die undenkfähige Masse des Volkes gegen katholisches Wesen zu erbittern. Man säet den Wind, um in glücklichen Märztagen mit Kossuth und Mazzini den Sturm zu ärnten. Das Selbstgefühl und Vertrauen dieser Feinde aller höhern Wahrheit in Christus erreicht bisweilen den höchsten Grad an Blindheit und Selbstvergessenheit. Mit dem Moschusduft absoluter Devotion für die deutschen Fürsten nahen sie den Herren und Königen der Erde und machen sie aufmerksam, daß die Katholiken durch Anerkennung des Papstes als Oberhauptes der Kirche die Souveränetät der weltlichen Herrscher angreifen, die Königsstühle umstoßen und den Papst als Theokraten über alle weltliche Obrigkeit setzen wollen. Noch schallen die Hochrufe dieser Matadore in unseren Ohren, welche sie dem Advokaten Hecker, der Revolution in Italien und in Ungarn und der deutschen Revolution ausgebracht. Sie haben ihre Herzensmeinung in Broschüren und Zeitungen drucken lassen, man kann sie nachlesen in den Denkbüchern vom Jahre 1848 und 1849, es ist unmöglich, sie abzuläugnen. Wir finden im Munde dieser plötz-

lichen Fürstenfreunde die unzärtlichsten Ausdrücke für die Fürsten selbst. Es hat geschäumt und gepoltert, wenn der Name eines Fürsten als Denkstein des Rechts und der Ordnung genannt wurde. Und jetzt? Sie wissen die Obrigkeit der geschmähten und verläumdeten Fürsten nicht sicher vor dem weltlich wehrlosen Papst, dessen Kirchenstaat von den Armeen der zwei mächtigsten Herrscher des Festlandes besetzt ist. Sie knirschen über alle gläubigen Katholiken, die an der Einheit ihres Glaubens in Rom hängen und in derselben zu leben und zu sterben bereit sind, wie über die Offenbarungsgläubigen in allen andern Confessionen. Dieser reingeistige katholische Bezug zum päpstlichen Einheitspunkte soll dem weltlichen Fürsten so gefährlich sein, wie die fromme Innigkeit altgläubiger Protestanten auf geistigem Gebiete zum Gottmenschen Jesus Christus, der christliche Herzen für sich allein widerrechtlich in Anspruch nimmt. Zerrissen werden soll hier und dort das Band der Erde mit dem Himmel, der Seele mit dem Erlöser, der Hoffnung mit der Auferstehung von den Todten. Denn es muß gründlich aufgeräumt werden für den uneigennützigen Zweck der Alleinherrschaft dieser Politiker, welche der Undank der Welt bisher verfolgt hat. So lange noch an den Erlöser als Sohn Gottes, an die Unsterblichkeit der Seele, an den göttlichen Adel der Taufe im Menschen geglaubt wird, ist die sociale Verthierung der Massen unmöglich, man kann sie nicht nach Willen reizen zum Aufruhr; die geistigen Widerstandskräfte überbieten oft das kunstreichste Gewebe zur Republikanisirung der Welt.

14.

Katholische Volksverdummung.

„Alle Sünden sind verzeihlich, nur die Dummheit nicht,“ hat Lenz irgendwo in seinen Schriften gesagt. Von dieser Wahrheit ausgehend behaupten unsre Gegner, daß die katholische Religion die Menschen verdumme. Dadurch hoffen sie auf dem kürzesten und sichersten Wege mit der katholischen Kirche fertig zu werden, denn die Lehre, auf welcher der Vorwurf der Verdummung lastet, und das Volk, welches sich das Brandmahl der Dummheit gefallen läßt, sind in der öffentlichen Meinung ohne Gnade und Barmherzigkeit gerichtet, da die letztere nur der Sünde, aber nie der Dummheit zu Statten kommen können. Man rechnet hierbei stets auf die Eitelkeit der Menschen, welche sich zwar mit jeder Sünde zahm vertragen, aber den Vorwurf der Dummheit nicht verdauen können. Solche Mittel, die freilich nicht schlechter sein könnten, sind unsern Widersachern gegen die katholische Kirche stets sehr willkommen, da ihr Grundsatz lautet: „Helfe, was helfen kann.“

Weltberühmte Zeitungs-Blätter und Broschüren wiederholen diesen Vorwurf der Volksverdummung durch die katholische Religion und Kirche jedes Jahr wenigstens zwölfmal zur Beschimpfung ihrer gleichberechtigten

katholischen Mitbürger, und setzen dieses Sykophantengeschäft noch im Augenblicke äußerst schwunghaft fort. Es dünkt uns deshalb doch einmal Zeit, diese mitbrüderliche Christenliebe, diese ächtdeutsche Toleranz, welche mit dem orthodoxen Russenthum parallel läuft, näher in's Auge zu fassen und zu untersuchen, ob der Vorwurf der katholischen Volksverdummung wirklich einigen Grund habe. Da begegnen wir zunächst der seltsamen Wahrnehmung, daß der Begriff der Dummheit im deutschen Religions- und Kirchenwesen noch nicht einmal feststeht. Wenn der bußfertige Katholik seine Sünden vor dem Priester beichtet, und das in unglücklicher Stunde gestohlene Gut zurückstellt, so nennt man das bei uns Katholiken christliche Weisheit, Gerechtigkeit, Buße. Anders denken die Barrikadenmänner, die Socialisten und Wildschützen des neunzehnten Jahrhunderts, die bekanntlich von der katholischen Kirche sich gründlich emancipirt haben. Sie nennen uns Einfaltspinsel, Feinde der unveräußerlichen Menschenrechte, nach denen jeder Mensch zum gleichen Genuß dieser Erdengüter berufen ist, folglich in den Mitteln, diesen Genuß zu erringen, nicht allzu wählerisch sein darf. Die Zurückstellung des fremden Guts erscheint ihnen als Dummheit, welche von listigen Pfaffen in's Geschlecht der Menschheit gepflanzt worden ist. Und in der That dreht sich das öffentliche deutsche Leben mit Begeisterung um diese schöne Entknechtung der menschlichen Begierden, wie man aus allen Gerichtsverhandlungen mit Erstaunen wahrnehmen kann. Der Grundsatz hat eine weitere Ausdehnung, als die Wurzel deutscher Aufklärung, die

mitunter erst ermöglicht wird durch das Abthun verhaßter Schranken gegen jede persönliche Lust. Wenn der Katholik den Samstag als letzten Tag der Woche mit Andacht daheim bei den Seinigen beschließt, um am kommenden Sonntagsmorgen mit fröhlicher Seele dem Gottesdienste beizuwohnen, so können sich andere Leute, die der Katholicismus nie im mindesten beschwert hat, nicht genug über diese katholische Dummheit wundern, welche mit endemischer Wuth den honnettesten Bürger um die Saulebern, Gänsebraten und Hochheimer Schoppen zu bringen droht. Sie erscheint ihnen wahrhaft colossal, wenn sie bedenken, daß die Pfaffen im Hintergrunde stehen, und diese Dummheiten der Abtödtung und Sparsamkeit mit menschenfeindlichem Ingrimm predigen und sanctioniren. Wenn ein wohlehrsamer Bürger bei öffentlichen Wahlen seine Stimme nicht zu Gunsten eines Radicalen ohne Gewissen verkaufen und das Staatswohl auf solche Weise verrathen will, so gilt er bei verständigen und überlegenen Geistern einer zweckmäßigen Weltregierung allgemein als Dummkopf, der seinen Vortheil nicht versteht und die Verachtung kluger Erwerbsleute vollauf verdient. So könnten wir noch unzählige andere Fälle anführen, wo die Feinde der katholischen Kirche Erscheinungen für Dummheiten ausschreien, die im Grunde Ergebnisse der höchsten christlichen Weisheit sind, ohne deren Dasein das Christenthum selbst Werth und Wirkung und die menschliche Gesellschaft allen Halt verlieren würde.

Treten wir jedoch ohne viele Umstände in den Garten der Geschichte! Da stehen Millionen Denksteine

mit Buchstaben, die Jedermann lesen und den Vorwurf der katholischen Volksverdummung darnach bemessen kann. Wer hat denn die Dome in Deutschland, in Belgien und in den Niederlanden, in Italien und Spanien gebaut? Katholiken! und zwar zu einer Zeit, wo nach den evangelischen Vorwürfen die tiefste Nacht, die krasseste Unwissenheit, die üppigste Maienblüthe des Aberglaubens und der Dummheit durch den Papismus des Mittelalters die europäische Menschheit bedeckten. Könnt ihr mir auch nur einen einzigen Dom von Bedeutung in Europa zeigen, den die Reformation, den eure evangelische Weisheit gebaut hat? Diese Riesenblumen himmlischer Weisheit haben also alle in Gemüthern gekeimt und sind aus Herzen zum ewigen Erstaunen der Welt in den Himmel gewachsen, die ihr als verdummt von der katholischen Kirche seit drei Jahrhunderten zu bezeichnen eifrig bemüht seid. Und sie legen Zeugniß ab nicht bloß von der Kunst, die ihr nicht erreichen konntet und nie erreichen werdet, sondern noch weit mehr von der gemeinsamen Opferwilligkeit des katholischen Volkes, von seiner tiefen Andacht, die laut vor der Welt dem Heiland dient, vom schönsten Gemeinsinn, der Könige und Bettler im herrlichsten Palaste der Welt als gleichberechtigte Brüder ohne Ansehen der Person um den menschgewordenen Gott des Altares zur Heiligung und Erfrischung versammelt. Die Gallerien von Rom, Florenz, Mailand, Paris, Brüssel, München, Dresden, Wien und Madrid mit ihrem staunenswerthen Reichthum von Geist, Schönheit, Andacht und Heilslehre, nach denen noch jetzt alle Generationen

ziehen, um sie zu bewundern und an ihnen sich menschlich auszubilden, ohne die das Leben leer, die Gelehrsamkeit schaal und das Evangelium ohne geschichtlichen Commentar ist, verdanken ihre Meisterstücke fast ausschließlich der katholischen Kirche, welche vorzugsweise die Kraft hat, das Licht und die Klarheit himmlischer Wahrheiten in die Gemüther der Menschen auszuströmen und dieselben wieder in Meisterbildern zur Bewunderung und Entdummung der Menschen hervorgehen zu lassen, daß sie unangefochten und siegreich dastehen, bis das letzte Menschenherz auf Erden ausgeathmet hat. Macht es den Katholiken einmal nach! Und wenn ihr wirklich den Sieg über dieselben errungen habt, ist es immer noch Zeit, mit der Alleinherrschaft eurer Weisheit zu prahlen.

Die Zeit, wo nach den protestantischen Geschichtschreibern der Druck katholischer Dummheit mit unerhörter Bosheit und Tyrannei als Weltplage über Herz und Verstand der Völker gekommen ist, und alles Große und Edle mit cimmerischer Finsterniß erstickt hat, die Zeiten Königs Philipp des Zweiten von Spanien, wo zeigt sie uns denn eigentlich die Verdummung katholischer Nationen, dieses ausschließliche vielbeklagte Merkmal unsrer Kirche? Auf dem Gebiete des christlichen Lebens begegnen uns die heilige Theresia von Jesus, welche als innig fromme, durch viele geistreiche Schriften ausgezeichnete Frau Männern aller Confessionen ehrwürdig ist; der heilige Petrus von Alcantara, welcher den ersten Beherrschern der Welt Rath ertheilt hat, ohne von seiner Demuth und strengen Abtödtung nach-

zulassen; Johannes vom Kreuze, der als Dichter die Mitlebenden für Christus entzückt und für die Idee der Reform im Haupte und in den Gliedern der Kirche gelebt und gelitten hat, dessen kühnstes Lied von der Liebe Christi uns jetzt noch von seinem Sterbebette aus erschütternd anweht. Hundert andere Seelen auf der nämlichen Bahn, in gleicher Klarheit des Geistes, in gleicher Wärme des Herzens, rein wie geprüftes Gold, könnten wir zur heiligen Schaar anreihen, um den Tiefsinn glaubenstreuer Katholiken, irdischer Zerfahrenheit gegenüber, sonnenhell auszumalen.

Wer jedoch aus Liebe zur deutschen Gründlichkeit diese Helden und Heldinen des katholischen Lebens, diese goldenen Bilder aus dem Evangelium in Wort und That, kurzweg unter das alte Eisen wirft, kommt in nicht geringe Verlegenheit, wenn er zu gleicher Zeit mit diesen begeisterten Seelen des katholischen Kirchenlebens die riesenhaften Dichtergestalten heraustreten sieht, deren eine einzige genug ist, einer Nation ewigen Ruhm zu verleihen: Cervantes von mehr Geist und Witz, als die deutschen Journalisten seit drei Jahrhunderten in's Feld gestellt haben; Calderon, der mit seinen Dramen im deutschen Volke, durch die romantische Dichterschule aufgeweckt, allgemeinen Anklang gefunden und verdient hat, so daß noch in unseren Tagen die Nachlese in Eichendorfs neuester Uebersetzung mit Bewunderung gelesen wird; Camoenes, der in seiner Lusiade das beste Heldengedicht geliefert, welches die Geschichte der neuern Zeit überhaupt kennt; alle drei welterfahren, aber selbst in ihren Dichterwerken streng

katholische Geister voll Demuth dem Heiland ergeben, voll Begeisterung für das heilige Kreuz, das die Leidenschaften der alten und neuen Welt besiegt hat, voll zarter Rücksicht für Scham und Sitte als Grundlage aller gesellschaftlichen Ordnung auf Erden. Man sieht es diesen Männern nicht an, daß sie zur Zeit gelebt, wo nach den oratorischen Versuchen der deutschen Buchmacherei die grausenvolle Inquisition alle reinen Menschenblüthen unterdrückt hat. Die Männer blicken so frisch und unverkümmert in's Leben, ungeachtet das Wohlbehagen des Geldes und Besitzes nicht auf ihrer Seite war, sie entfalten eine so leichte, kindlich reine Seele, daß man ihnen keinerlei Dummheit und Stumpfheit anmerkt. Und die Riesenbauten aus jener Zeit, gegen die unsere Baue wie Maulwurfshügel sich ausnehmen, hat sie die katholische Dummheit oder der mächtige Riesengeist in's Leben gerufen, wie er in der katholischen Kirche leibt und lebt?

Noch mehr! Das Volk, Hoch und Gering, Geistliche und Weltliche, die ganze Nation hängen an diesen hervorragenden Geistern, wie Bienenschwärme an der Honigblüthe. Es kann nicht verdummt gewesen sein, weil es die weisesten und geistvollsten Führer sich zur Bildung und Lust auserlesen hat. Und mitten unter diesen Dichterfürsten malt Murillo, der Göttliche, seine Heiligen und Bettelknaben, seine Madonnen und seinen Johannes Baptista, seine Meloneneſſer und Traubennäscher mit einer Wahrheit und Natürlichkeit, die uns noch jetzt, nach dreihundert Jahren, die Seele erfrischen. Diese Ultramontanen der Poesie und Kunst, diese

Jesuiten der Freude und Andacht in Spanien und Portugal leben noch, trotz der englischen Uneigennützigkeit, trotz der französischen Revolution, trotz der Freimaurer und Bibelschwärzer. Das Volk hat noch die alte Kraft in seinem Innersten bewahrt. Laßt es nur katholisch, laßt es ultramontan sein, dann färbt es den Ebro und die Berge von Asturien mit Blut für seine Freiheit und Unabhängigkeit, wie zu Rolands Zeit, wie unter dem Cid, el campeador, wie unter den Mauern von Saragossa! Todt ist es nur dann, wenn es durch eure Bibeln und Baumwollenballen, durch eure Zeitungen und Emissäre, durch eure Fabrik- und Judenwirthschaft seinen Katholicismus verlöre. Das wäre dumm, unaussprechlich dumm!

Dringt unsere Betrachtung von der spanischen Halbinsel hinüber nach Italien, so finden wir um die nämliche Zeit Pabst Leo X. auf dem Throne der Apostelfürsten sitzen, dem man alle möglichen Vorwürfe machen kann, nur den der Volksverdummung nicht. Raphael von Urbino, Michel Angelo Buonarotti, Benvenuti Cellini und viele andere geistesmächtige Künstler standen unter seinem Schutze und verdanken zum größten Theile ihre Größe seiner Freigebigkeit und Kunstliebe. Die Gelehrten aller Völker fanden an ihm stets einen warmen Vertreter und Freund, wie es vielleicht nur einmal im deutschen Leben und im verjüngten Maßstab in Weimar so gewesen ist. Die berühmtesten Dichter der Italiener, Torquato Tasso und Ariosto, gehören der Hauptsache nach seinem Zeitalter an und erhielten ihren Dichterwerth, anerkannt und verherrlicht vom

Lorbeer der ewigen Roma, um sie den christlichen Völkern als Meister der Sprache und Poesie desto eindringlicher zu empfehlen.

Wir gestehen, wenn das der Weg zur Volksverdummung durch katholische Schleichwege ist, so muß man sich um so mehr wundern über die emsigen Begründer dieses Vorwurfs gegen die Katholiken, da sie doch vom Morgen bis zum Abend in einem Athem, so weit er in dieser Zone reicht, von Aufklärung und Abklärung, von zeitgemäßer Bildung durch Kunst und Wissenschaft, von Intelligenz und Germanenthum dergestalt reden, daß sogar Rau in seiner Religion der Zukunft diese Kunst- und Wissenschaftsgenüsse als einzige Religionsbestandtheile für's Glück der Menschheit darstellt. „Aber das ist ja wälsch?“ schreien sie uns barsch entgegen. Ich frage: „Was war denn damals bei euch deutsch? Der Religionszank, welcher die deutschen Kirchen verstümmelt, die Heiligenbilder verunehrt, die Mönche und Nonnen aus ihrem Eigenthum vertrieben hat? Die Selbstsucht, welche sich auf irländische Weise unter dem Vorwande des „reinen Evangeliums“ mit dem Kirchen- und Klostergute bereichert und die Religion als Domäne sich unterworfen hat? Die Menschenliebe, welche die Reformirten, weil sie von ihrem Auffassungsvermögen Gebrauch machten so gut wie ihr, als Sacramentirer aus der Stadt hinausgewiesen nach Hanau und Bockenheim, und in Genf den Scheiterhaufen als letztes Bekehrungsmittel in Anwendung gebracht hat, ohne dem Kaiser Sigmund zu Constanz dasselbe Recht einzuräumen? Der Patriotismus, welcher die

Schweden und Franzosen zu Bundesgenossen gegen Deutsche annahm und in diesem saubern Handel die schönsten deutschen Länder auf immer an unsere Erbfeinde überlieferte? Der rohe Schimpf, der in den Schriften der Vormänner jener antinationalen Bewegung keine Ahnung von Urbanität mehr übrig ließ, welche sonst dem deutschen Gemüthe selten ganz abhanden kommt? Daß in jener unseligen Zeit Kunst und Wissenschaft zu Grunde ging, daß beim sogenannten Wiedererwachen derselben der banale Zopf und die sittenlose Zote ihre Feste feierten, die Unnatur und Grimasse zur Herrschaft gelangten, darüber will ich nicht einmal ein Wort verlieren; es war die fluchwürdige Folge germanischer Bundesgenossenschaft mit Deutschlands Erbfeinden, wo Bildung, Religion und Wissenschaft in dreißigjähriger Verwilderung unterging. Ist das euer berühmtes Germanenthum, dann gebt Acht, daß nicht die nächsten Tage euer eigenes Herz vom dummen Kopfe abfällt und zum Wälschthum übergeht, weil es der einzige Weg zur Menschlichkeit und Tugend ist, nach dem alle vernünftigen Creaturen bewußt und unbewußt seufzen.

15.

Sonntagsfeier des deutschen Volkes.

Wenn es nach der Bemerkung eines verständigen Mannes mit der Erfahrung seine Richtigkeit hat, daß die Sittlichkeit eines Volkes am besten nach der Sonntagsfeier beurtheilt werden kann, die es einhält, so begreift man leicht, daß in unseren Tagen die Aufmerksamkeit geistlicher und weltlicher Volksfreunde so ernstlich auf die Heiligung des Sonntags gerichtet ist, und Maßregeln in Betracht genommen werden, welche zu dieser Restauration des sittlichen Gemeingefühls in Christus und seiner Kirche beitragen können. Wer, wie ein Kritiker in der Didaskalia, das Dasein eines außerweltlichen persönlichen Gottes frech läugnet und in einer christlichen Stadt den persönlichen Gott, wie ihn die Bibel lehrt, die Vernunft fordert, die christliche Welt glaubt, mit cynischer Unverschämtheit einen Götzen außer der Welt und Menschlichkeit nennt; wer, wie der nämliche Kritiker, die Beherrschung der sinnlichen Lüste ein Opfer nennt, das eigentlich nur dem in Christus personificirten höhern Selbst der Menschen dargebracht wird, wer auf diese Weise das Götzenthum der Natur und des Fleisches als einzige Religionsweisheit proclamirt, folglich mit Christus als Gott und Menschen, und dem göttlichen Urgrunde aller Dinge im Schöpfer des

Weltalls längst fertig geworden ist, für den gibt es keinen Sonntag, kein Gebet, keine Andacht, keine Kirche. Der eine Tag hat für ihn so viel Bedeutung als der andere, und was die sinnliche Begierde nicht genießen kann, hat für ihn kein Dasein und keine Wirklichkeit. In diesem gräßlichen Unglauben, der nicht mehr bloß in den Büchern verrückter Philosophen und bankerotter Wüstlinge spuckt, sondern in Deutschland von allen Dächern gepredigt wird und unser Landvolk theilweise schon vergiftet hat, liegt die erste Ursache, warum unsere Sonntage ohne viele Rücksicht und Umstände entheiligt werden. Alle Anläufe, welche in unseren Tagen gehalten werden zur Heilighaltung des Sonntags, gehen an diesen ungläubigen Seelen rein verloren, ja sie bewirken das Gegentheil. Denn wenn es der Polizei und der Gesetzgebung auch gelingen sollte, die äußere Sonntagsfeier durch Einstellung aller knechtlichen Arbeit und alles Geschäftsbetriebes herzustellen, so gewinnt das ungläubige Gemüth nur desto mehr Zeit zum rohen Genusse sinnlicher Freuden. Der Sonntag wird für dasselbe ein willkommener Freiplatz, den unbändigen Begierden den Zügel schießen zu lassen und der Sünde Thür und Thor zu öffnen. Was die anstrengende Arbeit der Woche vielleicht zurückgehalten hat, das sproßt desto üppiger in's Licht des Sonntags, der keinen anderen Sinn und Zweck hat, als die sinnliche Unterhaltung so wirksam als möglich zu machen. Wer diese Behauptung für eine Uebertreibung ansieht, dem rathen wir, die Studien des Blauenmontags aufmerksamer zu betreiben, als es bisher geschehen ist.

Die verstörte Montagsphysiognomie in jenem Hause hat keinen anderen Grund, als den Uebergenuß der Sonntagsfreuden. Die ganze Familie ist mit dem ersten Sonntagseisenbahnzuge auf's Land gegangen. Das hat mehr gekostet, als der gesammte Verdienst der abgelaufenen Woche ausmachte. Das Pfandhaus soll Vorschüsse leisten und der Pfänder werden immer weniger. Die Kinder haben die Montagsschule versäumt, das Frühstück war zu spät eingeschenkt worden. Der Hausvater trippelt nachdenklich am Hermannsbrunnen vorbei, es prickelt ihm in allen Fingerspitzen, kein Witz will über die geldlose Woche hinüberhelfen. So verdrüßlich ist die ungläubige Sonntagsfeier ausgefallen. In jener Handwerksstube sieht es noch trauriger aus. Am Sonntage kann möglicherweise anstatt des Gottesdienstes noch ein gut Theil gearbeitet werden, und in der That klopft der Schuster die Sohlen, braut der Knecht die Bierhefe und jätet der Gärtner die Kohläcker. Man sieht in gewissen Landstrichen gerade am Sonntage eine so rührige Thätigkeit im Grundstücke um's Haus, als wenn diese Arbeit von geistlicher und weltlicher Obrigkeit bei hoher Geldstrafe geboten worden wäre. Aber am Montage sind alle Kräfte des Leibes und der Seele erschöpft. So öde die Flur und Werkstätte ist, so wüst hängen die Köpfe, und es gibt Arbeiter, die in Folge der Sonntagsfeier erst am Mittwoch wieder arbeitsfähig zu werden anfangen. Bilder dieser Art gibt es zu Tausenden; Jeder von uns kann sich selbst nach Lust und Belieben am Ueberflusse derselben belehren. Wo also der Glaube an Gott, an ein ewiges Leben, an die

Unsterblichkeit der Seele fehlt, da ist keine Sonntagsfeier zur Veredelung des Menschen möglich; der Sonntag wird nach den Grundsätzen dieser unglücklichen Menschen nur der Thierheit förderlich sein. Die nachhelfende Gesetzgebung selbst erscheint dabei als eine Dienerin der sinnlichen Menschennatur, welche durch solche Sonntagsfeier allein gewinnen kann. Ja wir haben es in Deutschland erlebt, daß sogenannte Volksfreunde es geradezu für Dummheit erklärt haben, wenn ein Mensch am Sonntage nicht knechtlich arbeiten wollte, falls ein irdischer Vortheil zu erzielen sei.

Treten wir von diesem traurigen Boden des Unglaubens und der Entwürdigung des Menschen auf das Gebiet des Christenthums, so begegnet uns gleich beim Eintritt ein Meinungszwiespalt, welcher seit dreihundert Jahren der Sonntagsfeier einen unberechenbaren Schaden gebracht hat. Die Idee des apostolischen Christenthums beruht unstreitig auf dem Begriff der Einigung aller Bekenner zu einer großen Weltfamilie, die Gott als Vater und den Heiland Jesu Christi als Gottmenschen und Bruder anerkennt und im heiligen Geiste liebevoll zusammenwirkt. Diese Einigung als Grundton des christlichen Lebens erfordert von einzelnen Menschen nothwendig die Beschränkung der eigenen Ansicht, der eigenen Neigung, der eigenen Lust, um durch solche Selbstentäußerung Christo sich einzuverleiben und aus allen Bekennern den Leib der heiligen Kirche auf gemeinsamer Grundlage zu bilden. Diese Einigung wird erst dann ihre wahre Gestalt, ihre innere Festigkeit, ihre Kirchlichkeit erhalten, wenn sie das, was sie innerlich ist,

äußerlich als Versammlung darstellt. Die Innerlichkeit allein, von der man sich überhaupt keine Klarheit und Bestimmtheit verschaffen kann, einigt nicht; im Gegentheil sie trennt und individualisirt und kann als Einigungselement nie einen vernünftigen Sinn haben. Eine Gesellschaft, eine Kirche, eine gemeinsame Religion ist nur möglich, wo das Innere nach Außen Gestalt gewinnt. Diese äußere Gestaltung der inneren christlichen Einigung aller Glieder mit ihrem Oberhaupte macht den christlichen Sonntag in seiner apostolischen Bedeutung aus. Deshalb haben die ersten Christen die Feier des Sonntags mit der äußersten Gefahr ihres Lebens festgehalten und geübt, und ein Schriftsteller der ersten Jahrhunderte erzählt, daß man sich nichts Eindringlicheres denken konnte, als das einmüthige Lied der verfolgten Kirchgänger, welche aus unterirdischen Grüften, aus den Höhlen der Gebirge, aus den Ruinen verfallener Gebäude übermächtig hervorklang, und den christlichen Sonntag mit seiner Herzenseinigkeit von tausend und tausend Seelen verkündigte. Wer sich diesem Sonntagsgottesdienste eigenwillig entzog, ließ an sich die Einigung aller Herzen in Christo nicht zum Ausdrucke kommen, er betrat einen heimlichen Sonderweg, der nothwendig zur Einseitigkeit, zur Gefühlsverirrung, zur Vernichtung des christlichen Einklanges führen mußte.

16.

Zum Wesen der katholischen Kirchenandacht.

Das vorherrschende Singen in protestantischer Art verdrängte die Mannigfaltigkeit der katholischen Kirchen-Andachten, welche in ihrer Reichhaltigkeit den besten Beweis liefern von der Unerschöpflichkeit unserer kirchlichen Hülfsmittel zur Belebung der Andacht in den Herzen des katholischen Volkes. Das Rosenkranzgebet mit Einlegung der Geheimnisse des Lebens, Leidens und Sterbens Christi ist aus unseren Kirchen fast verdrängt worden, ungeachtet es für's Volk eine unermeßliche Fülle von Trost und Auferbauung in die Seele ausströmt, ungeachtet die größten Heiligen unserer Kirche an demselben eine lebenslängliche Fundgrube von zarten Gedanken und frommen Gefühlen gefunden haben. Zur ausschließlichen Gesangsmanie gesellte sich die moderne Aufklärungssucht, um diese Erfindung des heiligen Dominicus zu Ehren der Menschwerdung Jesu Christi und der Gottesmutter Maria aus unserem Kirchendienste wegzubringen, unter dem seichten Vorgeben, das ewige Einerlei müßte alle Andacht ersticken. Man schob die von Christus und der Bibel empfohlenen Gebete auf die Seite, um das Einerlei menschlicher Kirchenlieder an deren Stelle zu setzen. So ist es gekommen, daß viele Katholiken eine Art Abneigung haben, das Gebet

des Herrn, den englischen Gruß und das apostolische Glaubensbekenntniß öfters zu beten. Ein Beichtvater, welcher seine Pönitenten damit belastet, läuft Gefahr, sich wegen solcher Anmuthung das lebhafte Mißfallen derselben zuzuziehen, weil er so wenig Sinn hat für zeitgemäße Gebets- und Liederformeln aus den Fabriken dieser Welt. Auf gleiche Weise ist durch das bevorzugte Kirchengesangwesen das sogenannte Stationsgebet zur Betrachtung des Leidens Christi verloren gegangen, eine der schönsten Erfindungen der italienischen Franziscaner, wo die zweckmäßige Abwechselung mit dem Gedankenreichthum wetteifert, welcher darin niedergelegt ist. Mit demselben fiel auch die schöne Einrichtung der Calvarienberge, deren Aufgabe es ist, die wichtigsten Geheimnisse der Menschenerlösung wahrhaft zu popularisiren, für Jung und Alt ein unschätzbares Mittel geistiger Wiederbelebung und Aufrichtung zum Himmel. Ebenso verschwanden die lateinischen Vespern, welche die Priester allein im Gesange vortrugen und das Volk im Stillen aus ihren deutschen Meßbüchern nachbetete, im guten Gesangsvortrage der mächtigste Choral, die Herzen zu erschüttern und auszulüften, den man für die kirchliche Erbauung erfinden konnte.

So ist es gelungen, den Wald von allen Nachtigallen, Drosseln und Heidelerchen zu säubern, damit der arme, unmusikalische Baumspecht an seinem Holze allein hacken und pfeifen kann. Das ist nicht mehr und nicht weniger als eine unverständige Protestantisirung des katholischen Gottesdienstes, welcher in seiner älteren, wahrhaft priesterlichen Bedeutung hiemit kläglich genug

zu Grabe gesungen wird, gewissermassen eine bewußte und unbewußte Einschmuggelung des allgemeinen Priesterthums, wo der Celebrant am Altare eben nur einer von den Vielen ist, anstatt gemäß seiner Weihe in der Person des göttlichen Heilandes Alle zu vertreten beim himmlischen Vater. Diesem gedankenlosen Unwesen, das die meisten katholischen Gottesdienste zu Grunde richtet, ist nicht anders abzuhelfen, als durch die Beförderung aufrichtiger Rückkehr des Volkes zum Allernothwendigsten, dem stillen Herzensgebete, das nur mäßig vom Gesange unterbrochen werden darf, und zum Grundsatze, daß nur diejenigen singen, welche es gelernt haben, allenfalls erlesene Schulkinder, welche sich dazu vorzüglich eignen, denn selbst der Gesang aller Schulkinder artet gern in's Ungeheuerliche aus und führt oft mißbräuchlich diesen musikalischen Namen, wo er nicht von sehr verständigen Führern organisirt und geleitet wird.

17.

Das räumliche Leben und das Seelenleben.

Wer den innigen Bezug zwischen dem Ort und seinen Thaten läugnet, verneint den Gedanken und seine Wirkung in Raum und Zeit, er verneint den Menschen! Und wer dies Läugnen in die Religion hineinträgt, ist ein Selbstmörder an den heiligsten Gefühlen seiner sittlichen Welt, weil er das Ende von seinem Ursprung, Palästina von Rom und dem Heilande trennt. Treten wir aus den geschichtlichen Momenten in unsere Selbsterfahrungen ein, so gesteht sich gewiß jeder geistvolle Mensch, welcher allein das unangefochtene Recht zu denken und zu reden hat, seine Freude und sein Schmerz, seine Liebe und sein Haß, der gesammte Inhalt seines Seelenlebens sind derart an die Oertlichkeit und räumliche Zustände gebunden, daß er sich davon nicht trennen kann, ohne sich selbst zu vernichten. Was mein Geschick gebildet, was mein Leben entschieden, was mein Liebstes gesponnen, an wenigen Orten ist es geschehen; diese haben es ausgewirkt; an diesen hangt meine Seele wie die jungen Sprossen des Epheu's an der morschen Mauer, wo sie allein grünen und blühen können. Daher die Vorliebe für die entscheidenden Stellen unsres Glückes und unsres Unglückes. Jahre können durch Alter und Noth meine Seelenkräfte bändigen, wenn ich aber nach

langer Zeit wieder an die kritische Stelle komme, an den Brausestand meiner geflügelten Jugend, so wird unwillkürlich die Thräne im Auge wach, das Herz zittert und der Athem weht von den Lippen wie Feuersgluth. Und selbst, wenn ich gefesselt auf dem Bette der Schmerzen sitze, so liegt noch die grüne Stelle vor mir, wo ich, lenzlich aufgethaut, meine Jugend empfunden und genossen habe. Die Büsche, die längst verblühten, wehen noch aus der Ferne ihren Frühlingsduft mir zu und die alten Laubvögelein singen ihr altes Lied aus den Hecken. Und zieht mein gangfester Freund, der Schüler meines Herzens, hinaus zu meiner Schicksalsstelle, so gebe ich ihm, gelagert im Hausgärtchen am Märzensonnenschein, den Auftrag, den Hügel zu besteigen, der für mich so einflußreich gewesen ist, mir ein kleines Läublein vom Schicksalsbaume heimzubringen und die alte Aussicht in meinem Namen mit einer Thräne zu segnen. Und diese reinmenschliche Anhänglichkeit an den Ort des Geschickes ist so alt wie die Welt, so ewig jung wie das Geschlecht der Menschen. Wo mein Vater geweint hat, da soll ich nicht die Stelle küssen dürfen, wo die große, volle Thräne aufgefallen ist? Und wo meine Mutter in seliger Gottesnähe den Trost des Himmels empfunden hat, da soll's mir verboten sein zu beten um Gnade vom alten Gott, um Trost und Hilfe für das ewig schwache Menschenherz? Wo Tausende mit dem Beistande des heiligen Geistes die Last ihrer Sünden abgeworfen, da soll ich ohne Aberglauben mein Haupt nicht in den Staub legen und zum Heiland um Verzeihung

meiner Vergehen weinen können? Kein Herz hat je auf Erden geathmet, welches der Stätte seiner Lebens-Schicksale das Gefühl entzogen hätte. Und diesen Grundton des menschlichen Daseins wollt ihr aufheben? Den Menschen wollt ihr ohne Boden, ohne Liebe, ohne Rast auf der schmalen Insel zwischen Himmel und Erde baumeln lassen? Ihr wollt für diesen unersetzlichen Verlust Ersatz leisten mit euren kalten Phrasen, mit euren klapperdürren Moralien, mit der Traufe eurer kurzathmigen Weisheit?

18.

Erfahrungen der Kirche
in Deutschland an ihren Bauwerken verbildlicht.

Die meisten älteren Gotteshäuser, welche, aus katholischen Ueberzeugungen hervorgewachsen, jedes empfängliche Gemüth zur Andacht stimmen, befinden sich in den Händen der Protestanten und, wo sie den Katholiken geblieben sind, selten in einem Zustande, welcher der Feier unsrer Heilsgeheimnisse angemessen ist. Die blinde Wuth gegen die katholischen Symbole und Ceremonien hat fast überall mehr oder minder Spuren vandalischer Mißhandlung des Heiligen zurückgelassen. Fast noch ärger hauste die Säcularisation mit den kunstreichen Baudenkmalen des frommen Mittelalters. Der denkende Geist vorurtheilsloser Politiker wird es noch heute unbegreiflich finden, wie christliche Regierungen katholische Kirchen den gemeinsten Lebenszwecken überlieferten ohne leises Gefühl des staatsverderblichen Unwillens, welcher in gläubigen Gemüthern darüber entsteht und die Schmach der Zerstörungslust zum Nachtheil der öffentlichen Moral verewigt. Ein merkwürdiges Beispiel liefert uns in dieser Beziehung die freie Stadt Frankfurt — — —

Ueber ein Dutzend von Kapellen in den ehemaligen Häusern auswärtiger Bischöfe und Aebte, welche in der Stadt ihre eigene Herberge hatten, selbst die sogenannte Kapelle Karls des Großen, welche nach dem Zeugnisse der Alterthumsforscher wenigstens aus der Karolingischen Zeit stammt, haben trotz ihrer noch erkennbaren Außenseite allen Jammer des gemeinen Lebens und alle Unruhe weltlicher Leidenschaft an die geweihte Stätte aufgenommen, wo einst das unblutige Opfer des neuen Bundes für die Lebendigen und Todten dargebracht wurde. Nach diesem Beispiele, das überall zu finden ist, wurde bei uns allenthalben mit den Kirchengebäuden gewirthschaftet, ohne die Spuren so völlig zu verwischen, als es in Norddeutschland im Laufe von drei Jahrhunderten geschehen konnte. Daher wandelt der Katholik mit schweren Herzen über den Trümmern des katholischen Cultus, Stiftungsresten seiner katholischen Vorfahren, und hat selten den Trost, sie als heilige Denkmale der kirchlichen Vorzeit sein eigen zu nennen. Es dehnt sich ein ungeheures Ninive von kirchlichen Bauresten an den Ufern des Rheins, der Lahn, der Nahe, des Mains, des Neckars und der Mosel voll stolzer Ueberbleibsel churfürstlicher Größe, rührender Zeugnisse der Andacht und Gottesfurcht von unzähligen Laien und Mönchen, riesenhafter Phantasieen christgläubiger Baumeister, über denen sich eine in himmlischen Dingen unverständige Bevölkerung mit ihren Gasapparaten, Schornsteinen, Spindeln, Branntweinbrennereien und Wasserheil-Anstalten angesiedelt hat, daß bereits ein Layard nöthig ist, die zerwaschenen

Denksteine zu entziffern, die ursprünglichen Anlagen bloßzulegen und aus den vorhandenen Bruchstücken die Geschichte großer Jahrhunderte deutscher Nation zu deuten. Die Katholiken haben größtentheils ihre kirchliche Vergangenheit, soweit sie äußerlich zu Tage tritt, eingebüßt, und suchen an vielen Orten mit Schmerzen neue Grundsteine des Kirchenthums in die heimische Erde einzusenken, um auf derselben die symbolischen Blüthen ihres religiösen Lebens neuerdings in den Himmel wachsen zu lassen. Da tritt ihnen aber vieles hinderlich entgegen. Zunächst ist es fast überall die Armuth der zerstreuten Gemeinde, welche großartige, dem Zwecke des katholischen Kirchenlebens entsprechende Bauten nicht aufkommen läßt. In vielen Gegenden Deutschlands begegnen uns nämlich irische Zustände. Die siegreiche Gewalt der Reformation hat den Schatz der vergangenen Jahrhunderte für sich in ausschließlich lutherischen und reformirten Besitz genommen. Alle Religionskriege auf deutschem Boden wurden unter dem bewußten oder unbewußten Vorwande der reformirten Lehre für diesen Alleinbesitz geführt und selbst die Gewaltmaßregeln gegen die katholischen Gewissen flossen einzig nur aus dem Bestreben, diese glückliche Errungenschaft durch Ausrottung der katholischen Kirche für immer den Protestanten zu sichern. So finden wir es in ganz Hessen, Sachsen, in den meisten Reichsstädten und allen norddeutschen Ländern. Der westphälische Friede hat zwar durch das sogenannte Normaljahr 1624 einiges Kirchengut und Kirchenrecht der Katholiken gerettet, aber es ist unbeträchtlich im Verhältnisse zur reichen Beute unserer

Gegner, dazu noch unaufhörlich durch Rabulisten geschmälert und bedroht.

— — — — — — — — — — —

Außer dieser ursprünglichen Armuth der Katholiken an zweckmäßigen und dem hohen Inhalte ihrer Heilsgeheimnisse angemessenen Kirchen macht sich ein Regierungsbaugeschmack für katholische Gotteshäuser breit, welcher aus seiner protestantischen Salonsmanier nicht heraus kann und dem katholischen Gottesdienste Betsäle anweist, die mit dem Geiste der katholischen Glaubensauffassung im geraden Widerspruche stehen. Will nämlich eine katholische Gemeinde eine neue Kirche bauen, wenn auch ganz aus eigenen Mitteln oder wenigstens ohne merkliche Beschwerung des Staatsschatzes, so ist das nur möglich durch Herbeiziehung der Regierungsbaumeister, welche, im großartigsten Maßstabe für das kleinste Ländchen bestellt, vom protestantischen Gebiete, wo ihre Wiege steht, in jede katholische Angelegenheit herübergenommen werden. Die Kenntnisse dieser Männer mögen noch so achtbar und ihre Meisterschaft noch so erprobt sein, sie bauen auf dem Lande in der Regel keine katholische Kirche, sondern einen hübschen Tanzsaal, ein Waarenlagerhaus, einen Johannisberger Keller, oder dergleichen mehr, so schwerfällig angelegt, so gemein ausgeführt, daß alle Gefühle katholischer Andacht zusammenschaudern und die Stimme des Predigers darin wiederhallt, wie in einer kristallisirten Bergmannsgrube, wo der Erdgeist seine kurzathmigen Vorträge hält. Der sogenannte Plafond dieser Aerarialbauten, welche den Staatsschatz nicht belasten, ohne eigentliche Wölbung,

platt gedrückt wie ein chinesischer Wasserkopf, schlägt jeden Funken christlicher Fröhlichkeit nieder. Sie sind in ihrer Unbehülflichkeit, in der Unharmonie ihrer Formen, im Ungelenken ihrer Winkel der scharfe Gegensatz zur alten Kirchenbaukunst, die ihre größte Schönheit im Weichen und Lebendigen ihres organischen Wachsthums aus dem Wurzelstocke ihres Grundes bis in die kühnen Gipfel ihres geistreichen Baues entfaltet. Mit Recht können wir von ihnen sagen, „zum Teufel ist der Spiritus, das Phlegma ist geblieben“, als Krebsgang in's Unbewegliche, Unzusammenhängende, Todte. So oft ich mit Schmerzen diese unkatholischen Gebäude sehe, habe ich die Empfindung der lutherischen Erbsünde, welche alle Vermögen des Menschen zerstört und ihn selbst zum abscheulichen Gegensatz alles Guten macht, der lutherischen Rechtfertigung, welche meine Sünden bloß zudeckt, und meine eigene Thätigkeit in mitwirkender Liebe zur Sünde stempelt, des lutherischen Glaubens, welcher nach den Reformatoren keine sittliche Freiheit kennt und die Rechte des Erlösers in Anspruch nimmt. Und so ist es in der That! Wo nicht der katholische Glaube, die katholische Andacht, die katholische Phantasie bauen, arbeiten die Bauleute umsonst und stellen ihr Armuthszeugniß als Inhalt und Glaubensbekenntniß widerrechtlich an die Herzen der Katholiken aus.

Man braucht nicht eben Protestant zu sein, um ein solcher Kirchenschänder zu werden. Wenn das gläubige Herz fehlt, rächt sich die Mauerkelle an dem Treulosen. Die größten Künstler unseres Jahrhunderts sind diesem Fluche nicht entgangen. Warum sind die

Nonnen und Mönche im Dome zu Speier so warm und lebendig, die heilige Theresia in der Ludwigskirche zu München dagegen so widerwärtig kalt und abstoßend trotz der regelfesten Zeichnung? Weil Schraudolf ein lebendiger Katholik ist, Cornelius hingegen den malerischen Ausdruck vom Protestantismus hernehmen muß. Zwei gegensätzliche Principien sprechen sich hier in Bildern, wie dort in Bauformen aus, und der Heidelberger Katechismus läßt sich selbst in der Kunst so wenig abstreifen, als Vater Canisius. Am Unterrhein hat man dieses Unwesen in christlichen Kirchen und in der kirchlichen Kunst schon längst empfunden und sogar Vereine gegründet, um dem katholischen Baustyle, welcher nur ein überlieferter im Sinne der katholischen Kirche sein kann, sein Recht zu verschaffen. Man geht noch weiter und sucht nach umfassenden Studien über das kirchliche Alterthum zur ächtchristlichen deutschen Kirche auch entsprechende, aus geschichtlichen Grundlagen abgeleitete Einrichtungsstücke, Fenster, Meßgewande und andres Zubehör wieder einzuführen. Aber unsere kleinstaatlichen Baumeister, aus der Staatskasse auf Kosten des Volkes besoldet, merken nicht darauf und gehen mit der kindlichsten Unbefangenheit und Unwissenheit im Amtsschlendrian weiter, als wäre nie eine Geschichte der Baukunst, nie eine deutsche Vorzeit gewesen. Wie man von keinem Menschen verlangen kann, daß er sich selbst häßlich finde, so meinen auch diese Unvermeidlichen bei jedem Kirchenbaue, daß ihre jungfräuliche Unfehlbarkeit im Baufache längst über allen Zweifel erhaben sei. Die Gemeinden müssen sich eben den offi-

ciellen Kirchenrock nach ihrem Plane wie eine Zwangsjacke anziehen lassen. So haben wir im mittleren Deutschland eine eben so theure, als geschmacklose Unkunst des Kirchenbaues bekommen, welche die Verständigen ärgert und aller kirchlichen Erbauung widerspricht. Da können nur die Bischöfe im Einklange mit ihrem Metropoliten wirksame Abhülfe leisten, wenn sie einmüthig und mit klarer Entschiedenheit öffentlich gegen diese Fälschung der katholischen Kirchengeschichte protestiren.

Die Sache ist wichtiger, als Viele glauben, im thörichten Wahne, daß unser Volk vom Kirchenbaue Nichts verstehe und mit jeder Form desselben zufrieden sei. Die Stickluft verschlossener Räume ist Allen empfindlich, sie mögen gelehrt oder ungelehrt sein. Diese Erfahrung im Naturgebiete wiederholt sich auf dem Felde der Kirche jeden Tag. Protestantische Theorien, seien sie mit Dinte aufs Papier oder mit Mörtel auf Stein geschrieben, widern den katholischen Volkssinn nur desto empfindlicher an, je unbewußter ihr Einfluß auf die Seele wirkt. Gewiß hat dieser unnatürliche Baugeschmack mitunter wesentlich beigetragen, viele unserer süddeutschen Kirchen so leer und die Gebetsstunden in denselben so unerquicklich zu machen. An diesen Jammer des Kirchenbaues schließt sich bei uns eine auffallende Vernachlässigung der inneren Kircheneinrichtung an, die wohl kaum ihres Gleichen finden mag. Jeder Reisende, wenn auch nicht gerade mit übermächtigen religiösen Gefühlen, aber doch mit regem Schönheitssinne ausgestattet, bewundert die Kinder der süddeutschen Alpen Bayerns, Tirols und der italienischen

Gebirgsabhänge, welche mit ihren verschlungenen Felsthälern größtentheils an den Po, die Etsch und den Inn hinunterfallen, in ihrer zärtlichen Vorliebe für ein reines und ziersames Gotteshaus. Ihre Hütten, wie Nester des Feldhuhns an's Gestein der Bergeshalde gelagert, sind so enge und unbequem, daß sie eben nur vor der gröbsten Unbild des Wetters schützen, die Fenster so klein, daß man seinen Kopf durch dieselben nicht hinausstecken kann, die Dächer so lückenhaft, daß Schnee und Regen aufs Strohlager der Hirten fallen. Vom Comfort, welches bei uns selbst in Häusern des Mittelstandes nicht fehlen darf, keine Spur, die Garderobe so spärlich, daß nur die Glücklichen am Sonntage ihre Kleider wechseln. Aber ein Haus im Alpendörflein muß schön sein, die Kirche, welche Allen gemeinsam angehört, die alle Tage besucht und genossen wird, wo die endliche Ausgleichung zwischen Hoch und Gering im Bilde angedeutet ist, und Alle am nämlichen Tische als Gleichberechtigte das Ehrenmahl der göttlichen Liebe halten. Die ärmsten Gemeinden bringen namhafte Summen auf, um dieses einzige Bedürfniß auf eine würdige Weise zu befriedigen. Und als man einst einem alten Bauern zusprach, seine armselige Hütte auszubessern, gab er lächelnd zur Antwort: „Ei warum? So schön könnte sie doch nicht werden, als die Kirche, welche mir ebenso gut angehört, als den gnädigen Herren Gerichtsgrafen.“ Eine andere Seele, seit vielen Jahren einer sündhaften Gewohnheit hingegeben, gestand bei ihrer Bekehrung dem Beichtvater unumwunden: „Ich bin seit zwanzig Jahren nie in die Kirche getreten, ohne daß sie mir in ihrer

unbefleckten Reinheit und Zierlichkeit die bittersten Vorwürfe über den Schmutz meines inneren Zustandes gemacht hätte«. Deshalb opfern auch alle Pfarrangehörigen mit Freuden ihr Spargeld zur Verherrlichung ihres Gotteshauses, namentlich sind die Jünglinge und Jungfrauen erst dann fröhlich, wenn sie als Beisteuernde zur Kirchenzier durch eine schöne Fahne, durch ein andächtiges Bild oder durch Blumen und Kränze um die Bildsäule der heiligen Jungfrau oder des heiligen Schutzengels würdig vertreten sind, während der Sterbende einen kleinen Theil seiner Habe zum Schmucke der Pfarrkirche hinterläßt, als freudiges Zeugniß seines Glaubens und seiner Liebe zum göttlichen Heiland. So wird die Kirche im edelsten Sinne ein Gemeingut, weil Jung und Alt daran gebaut und geziert hat, weil sie als geschichtlicher Einheitspunkt in der Gemeinde von der ältesten bis in die neueste Zeit die werkthätige Liebe aller gläubigen Seelen zur Grundwahrheit alles christlichen Lebens veranschaulicht, daß Jesus Christus, im allerheiligsten Sakramente des Altares wahrhaft und wesentlich gegenwärtig, die lebendige Seele in allen Gliedern der Gemeinde, das unzerreißliche Band zwischen den Lebendigen und den Todten, zwischen der göttlichen und menschlichen Natur in den Erlösten ist.

Diese Sorgfalt für die Kirche ist also wieder aus dogmatischem Boden entsprungen, wie der Kristallquell aus der Stromader des Felsgebirgs, und wird so lange blühen, als der Glaubensinhalt der katholischen Lehre vom Abendmahle in den Gemüthern lebendig ist. Die Reformatoren haben diese Abendmahlslehre zum sub-

jectiven Glaubensact und bloßen Symbole abgeschwächt. Dadurch verlor die Kirche ihre dogmatische Bedeutung und den letzten vernünftigen Grund ihres kirchlichen Daseins als Haus himmlischer Liebe und leiblicher Anwesenheit des Erlösers unter den Menschen. Alle Zier derselben schien um so überflüssiger, je weniger zu deuten und zu sinnbilden war. Nur die Unklarheit und der Widerspruch konnten noch einen Unterschied zwischen der Kirche und dem Bürgerhause machen. Wo kein Opfer ist, wo kein Priester ist, wo keine sichtbare Kirche Gottes auf Erden ist, wo jedes Individuum mit seinem willkürlichen Gefühl einen Theil des allgemeinen Priesterthums ausmacht, da steht aller Verstand stille, wenn man noch von Kirchen, noch von Priestern, noch von Gottesdiensten spricht. Es ist einfach tabula rasa mit der Offenbarung Gottes auf Erden. Aus diesem Grunde sind die nackten Räume der protestantischen Versammlungsorte die beredtesten Zungen für die Leerheit und Inhaltlosigkeit der sogenannten Kirchenverbesserung. Alle Sorgfalt für dieselben wäre nicht bloß sinnlos, sondern eine offenbare Verschwendung ohne ersichtlichen Zweck.

19.

Die klassischen Studien.

Man hat in neuester Zeit den Betrieb klassischer Studien von sehr verschiedenen Seiten und aus den mannigfachsten Beweggründen theils angefochten, theils in Schutz genommen. Es hat dabei keineswegs an Parteigängern gefehlt, welche der katholischen Kirche die Verachtung der klassischen Studien als ausgemachte Sache zuschrieben und ihr daraus ein Verbrechen machten, das so schwer wog, als die Dummheit, welche man ihr ebenfalls unaufhörlich zum Vorwurfe gemacht hat. Daß das „Frankfurter Journal“ in dieser Heldenthat besonders excelliren werde, stand zu erwarten. Wir haben schon früher einmal bemerkt, daß wir die Frage der klassischen Studien als eine offene betrachten, da sie unmittelbar mit den Dogmen der katholischen Kirche Nichts zu thun hat, folglich mit Vorliebe vertheidigt oder mit Abneigung zurückgewiesen werden kann, je nach dem Standpunkte, den Jemand einnimmt. Soll aber die Geschichte maßgebend in dieser Sache sein, wie es wohl kaum einem vernünftigen Menschen zweifelhaft sein kann, so ist die angedeutete Frage für den katholischen Standpunkt bereits längst außer Zweifel gestellt. Die wichtigsten Säulen der ersten christlichen

Kirche haben mehr oder minder alle die Frucht der klassischen Bildung auf das christliche Gebiet mitgebracht, und ihr Einfluß ist in dem Maße entscheidend geworden, als ihre klassische Ausbildung gründlich und gediegen gewesen ist.

Freilich sind hier zweierlei Dinge wohl zu unterscheiden, auf deren Auseinanderhalten in unseren Tagen weniger Gewicht gelegt wird, als die Wichtigkeit der Sache verdient. Unter klassischen Studien, die ein Mensch macht, versteht man zunächst die formelle Bildung des Geistes in den strengen Formen der ausgebildetsten Sprachen der alten Welt, in dem natürlichen Reichthum der klassischen Werke, die bisher noch unerreicht als ewige Muster dastehen, auf dem Felde der antiken Kunst, welche so weit geht, als die Entwickelung des Menschengeistes ohne höhere Offenbarung vermag. An diese formelle Bildung, welche aus den klassischen Studien fließt, schließt sich die materielle Bildung an, welche in der Aufnahme des klassischen Geistes und Lebens zur Lebensregel und Willensrichtung besteht und heidnische Weltansicht im Herzen begründet. Als zur Zeit der Wiederauflebung der Wissenschaften im Abendlande der christliche Glaube in den europäischen Völkern noch feste Wurzeln hatte, war die Ansicht über den Werth klassischer Studien so fest gestellt, daß darüber kein vernünftiger Zweifel obwalten konnte. Während man den formellen Werth der klassischen Bildung für unerläßliche Eigenschaft eines wissenschaftlichen und gebildeten Geistes erklärte und achtete, war nicht die mindeste Versuchung vorhanden, die materielle Bildung

der klassischen Welt für ein wünschenswerthes Gut der christlichen Staaten und Völker zu halten und dafür Partei zu nehmen. Als aber der Cynismus des frechen Unglaubens in Deutschland alle Grundsätze des geoffenbarten Glaubens über den Haufen warf und die Welt für das Absolute und Letzte alles Seienden erklärte, so war die Vorliebe für das Heidenthum der Klassiker nicht bloß entschieden, sondern als Anhänglichkeit an die klassische Humanität für das sicherste Kennzeichen eines vernünftigen Geistes gepriesen. Hiermit war die Verwirrung in der Auffassung klassischer Studien zur Regel geworden. Kein Mensch kümmerte sich mehr um die formelle klassische Bildung, den einzigen Nutzen, welche Christen aus den Studien der antiken Welt schöpfen können. Man warf sich vielmehr mit ungläubiger Gesinnung auf den materiellen Gewinn der klassischen Studien, pries die Denk- und Gesinnungsweise der Heiden und machte sich ihre vielgerühmte, aber selten gehörig verstandene Humanität zur Grundlage der modernen Gesellschaftsbildung. Die Bekenner dieser Humanität dachten nicht daran, in den klassischen Sprachen sich abzumühen, das Alterthum wissenschaftlich zu ergründen und den Menschengeist an diesen Denkformen in Schrift und Kunst zu reinigen und für die Wahrheit zu schärfen. Das überließ man den Professoren der Philologie und nannte es Zopf, welcher ebenso unklar in die Gesellschaft geworfen wurde als die Humanität, welche in vielen Fällen weit triftiger Brutalität hätte heißen können. Um den heidnischen Geist, das heidnische Laster und den Naturgötzendienst

in sich zu beleben, durfte der Humanist dieser neuesten und unerhörten Sorte nur den Abhub der deutschen Literatur zur Hand nehmen, da war ihm Alles zurecht gelegt und vorgekaut. Professoren der Philosophie, wie Hegel und Feuerbach, Lehrer der Aesthetik, wie Vischer und Moleschott, Geschichtsschreiber, wie Gervinus und Eduard Duller, Prediger, wie Uhlich und Genossen, hatten hinlänglich Sorge getragen, die Humanität der mehr als heidnischen Weltanschauung und Lebensrichtung jedem deutschen Herzen nahe zu legen. Daher kam es, daß die Adepten dieser klassischen Studien immer weniger human, immer roher und herzloser wurden, je mehr sie uns das Glück der klassischen Studien zu preisen bemüht waren. Und in der That, für kurzsichtige und ängstliche Gemüther hätte man's nicht bündiger angreifen können, die klassischen Studien der gründlichsten Verachtung und Abneigung zu überliefern, als auf diesem Wege, wo sie, freilich eben so ungerecht als unhistorisch, als Mistbeete des politischen Radicalismus, andererseits als Stützen des vollendeten, für Fürsten und Völker gleich sehr verderblichen Unglaubens und der frechsten Gottlosigkeit erschienen. Der Christ, dem das Evangelium und die Geschichte werth sind, ließ sich durch die Rohheit dieser Erscheinungen nicht im Mindesten behelligen. Er hält die formelle klassische Bildung für ein vorzügliches Mittel, um den wissenschaftlichen Geist in der Auffassung und Darstellung der Wahrheit zu schärfen und eindringlich zu machen, ohne die materiellen Grundsätze und Vorurtheile des Heidenthums, so weit sie vor dem Christenthume

nicht bestehen können, als Bereicherung seiner christlichen Lebensweisheit anzusehen. Im Gegentheile benützt er die formellen Vortheile der klassischen Studien als die schärfsten Waffen gegen das Heidenthum in antiker und moderner Gestalt und schlägt es hoch an, daß klassisch gebildete Geister durch die Gesundheit ihres Urtheils, durch die Natürlichkeit ihrer Darstellung und durch die siegende Macht ihrer Beweisführung die besten Vormänner sind im Kampfe gegen die Ueberfluthungen der modernen Unnatur, Herzlosigkeit und Heuchelei, die man so gern zur Grundlage des neuen Staats- und Volkslebens machen möchte.

In dieser Weise haben die ältesten Kirchenlehrer klassische Studien gemacht, und es kann keinem Katholiken einfallen, diese Erscheinung seltsam zu finden. Selbst Paulus verschmäht es nicht, in seinen Briefen, die wir als Gotteswort ehren und achten, heidnische Lustspieldichter anzuführen und mit ihren kurzen, schlagenden Sprüchen seine Zeitgenossen für die christlichen Wahrheiten empfänglich zu machen. Und gewiß haben seine Studien an der Hochschule zu Tharsos nicht wenig beigetragen, den Einfluß dieses Heidenapostels so mannigfaltig, so allseitig, so unwiderstehlich zu machen. Die größten Kirchenlehrer des Morgenlandes, Gregor von Nazianz, Basilius der Große und Johannes Chrysostomus, haben sämmtlich eine gründliche klassische Schule durchgemacht aus keiner anderen Absicht, als dadurch fertige, einflußreiche Kämpfer für die christliche Kirche zu werden, und die Frucht dieser Studien hat wesentlich beigetragen zum Erfolge ihres thatenreichen Lebens,

das ewig frisch durch alle Jahrhunderte bis zu uns herabreicht. Ihre salbungsreichen Schriften, ihrem Inhalte nach voll des heiligen Geistes, den sie aus dem Christenthume geschöpft, verläugnen noch heute in äußerer Fassung diese Schule nicht, aus welcher ihr bestimmter Ausdruck, ihre Gedankenschärfe, ihr harmonisches Ebenmaß in der Satzbildung und die eindringliche Kraft ihrer Beweisführung so entschiedene Vortheile gezogen hat. Bei den meisten übrigen Kirchenschriftstellern trifft der nämliche Fall zu, und nur wenige Ausnahmen von Bedeutung möchten außerhalb dieses Bildungskreises anzutreffen sein. Die lateinischen Kirchenväter müssen der Hauptsache nach in diesem Punkte ebenfalls den griechischen beigezählt werden; denn Cyprian, Ambrosius, Augustin und Hieronymus können laut ihren Schriften die klassische Durchbildung eben so wenig verläugnen, als sie durch dieselben überwiegenden Einfluß auf ihre Zeitgenossen gewannen. Wenn diese Männer in ihren Schriften sich bisweilen gegen die klassische Bildung zu erklären scheinen, verstehen sie daher keineswegs den formellen Weg der klassischen Studien, den sie selbst gegangen, sondern die Buhlschaft mit den heidnischen Grundsätzen und Maximen, deren Inhalt im offenbaren Gegensatze zum Christenthume stand. Es lag für die Vertreter und Vorkämpfer der christlichen Weltansicht auch in der Natur der Sache, daß sie im Aufbau des christlichen Kirchenwesens die Bildung der Zeit als Mittel benutzten, um die Heiden zum Eintritt in die Kirche zu bewegen, da alle Feinde mit ihren eigenen Waffen am wirksamsten bekämpft

und überwunden werden. Für ihre Nachfolger, welche nach dem Untergange des heidnischen Götzenthums mit der Wiege des Christenthums nicht mehr in so naher Berührung standen, trat diese klassische Richtung allerdings mehr zurück, und der Eifer für das allgemein verbreitete christliche Princip focht mit den Mitteln der neuen Zeit und der neuen Bedürfnisse.

Deshalb hörte jedoch der Nutzen und das Bedürfniß der klassischen Bildung für die Diener der Kirche keineswegs auf. Da bekanntlich die katholische Kirche auf der apostolischen Tradition beruht, und das Bewußtsein der letzteren in den Kirchenvätern und Kirchenschriftstellern sich im Laufe der Zeit lehrreich abgespiegelt hat, so bildete das Studium dieser Traditionszeugen von jeher einen wesentlichen Bestandtheil der kirchlich-theologischen Bildung. Nun wird jeder vernünftige Mensch, welcher mit den Kirchenvätern nur einigermaßen bekannt ist, eingestehen müssen, daß das vollkommene Verständniß vieler Werke der Kirchenväter von der gründlichen Kenntniß der klassischen Weltbildung abhängig ist. Wir wollen hier nur den berühmten Clemens von Alexandrien als Beispiel anführen. Wer seinen meisterhaften Aufruf an die Heiden und seine reichhaltigen Stromata verstehen und für kirchliche Zwecke benützen will, muß ein tiefer Kenner der klassischen Weltanschauung bis in die kleinsten Einzelheiten der Denkweise und des Lebens sein; für den unwissenschaftlichen Verächter der klassischen Studien bleiben sie ein Buch mit sieben Siegeln, die nur der klassisch gebildete Geist lösen kann. Wer wird ferner läugnen wollen, daß in neuerer Zeit der

berühmte Professor Möhler besonders deshalb in seinen theologischen Schriften eine so unübertroffene Meisterschaft an den Tag gelegt hat, weil seinen patristischen Studien die gründlichste klassisch-philologische Bildung vorausgegangen ist. Wenn es sich also um die letztere nach kirchlicher Auffassung handelt, so wird die Meinung aller gebildeten Katholiken entschieden zu Gunsten der klassischen Studien in die Schranken treten. Die gegentheilige Ansicht bricht mit der Geschichte, mit der Ueberlieferung, mit der Wissenschaft überhaupt, und ist somit ein Antheil der Barbaren, welche mit ihrem unklassischen Einbruch in Europa die Menschenbildung ausgelöscht und dem Christenthume selbst den größten Schaden gebracht haben.

20.
Stellung des katholischen Priesters in gemischten Religionszuständen.

——— Eine andere Schwierigkeit für Priesterbildung fließt aus dem Zustande der deutschen Hochschulen. Bis zum Jahre 1848 war den katholischen Candidaten in den meisten mitteldeutschen Staaten sogar eine bestimmte Universität vorgeschrieben, falls der junge Mann der soeben geschilderten Staatsunterstützungen durch Darlehen genießen wollte. Hessen und Nassau betrachteten zu diesem Zwecke Gießen für unvermeidlich, allerdings in einer lieblichen Gegend Oberhessens, aber tief im Philisterthum kleinstädtischer Weltweisheit, die Stadt vorherrschend protestantisch mit einer kleinen, erst im Lauf dieses Jahrhunderts angeschwemmten Gemeinde von Katholiken unter einem einzigen Seelsorger, welcher zugleich Professor der Theologie war. Der katholische Candidat der Theologie ist unter so ärmlichen Umständen in confessioneller Beziehung vom katholischen Gottesdienst, wie er in Kathedralen und anderen volksreichen Stadtgemeinden gefeiert wird, also von seinem eigentlichen Bildungselemente gänzlich abgeschnitten und mitten in's protestantische Leben gebannt, so daß er mit dem katholischen Kirchenwesen in praktischer Darstellung

ganz unbekannt bleibt und sich später nur mit Mühe hineinfinden kann. Wie viel diese einseitigen und unzusammenhängenden Verhältnisse auf die Verflachung und Verweltlichung des jugendlichen Mannes einwirkten, kann den wißbegierigen Lesern der nächste beste Priester erzählen, welcher noch oft mit Schmerzen der Zeit gedenkt, wo Alles zusammen zu wirken schien, den katholischen Studenten zu verderben.

Nebst Gießen ward damals auch die katholische Facultät von Tübingen von unseren Theologen mit Liebe begangen. Möhlers tiefe Gelehrsamkeit und die festkatholische Gesinnung der Professoren machten einige Zeit hindurch diese Hochschule zur fast einzigen in Deutschland, welcher die jugendlichen Hoffnungen mit Recht und unter Zustimmung der Kirche zufließen konnten. Aber leider kehrten hier die Gießener Mißstände wieder. Tübingen war und ist eine vorwiegend protestantische Landstadt, deren katholische Beimischung wegen ihres geringen Umfanges kein reiches, bildungskräftiges Kirchenleben aufweisen konnte, wie es für einen Zögling des katholischen Priesterthums nothwendig ist; ungerechnet alle die Mißverhältnisse kleiner Städte für die Bildung junger Männer. Man hat freilich schon oft mit Emphase auf diese Hochschulen in kleineren Städten aufmerksam gemacht, weil sie mehr Ruhe und Einkehr in sich selbst gewähren und viel Zeit zum Studiren übrig lassen. Abgesehen von diesem sehr zweifelhaften Vortheil, wird man die Kleinheit der bestehenden Verhältnisse stets auch als Lebensbeschränkung, somit als Mangel an Weltbildungsmitteln und großartigen Lebens-

erfahrungen betrachten müssen. Statt der Studien gedeiht nur allzuleicht die Burschenschaft und das Verlorensein in's eitle Sinnen und Trachten grillenstädtischer Jugend. Die merkwürdigsten Exemplare deutscher Pedanten mit ihrem Dünkel und Trennungsgelüst, mit ihrer sächsischen Bauerngrobheit und Klopffechterei sind in den Nestern dieser kleinstaatlichen Landhochschulen flügge geworden, wo der Schlafrock als Symbol der deutschen Gelehrsamkeit und Männertugend eine so naturalistische Rolle spielt. Für den Theologen kann überhaupt die beste Theorie wenig Ersprießliches eintragen, wenn sie nicht zugleich Leben und Uebung sein kann.

Die Hochschule zu Freiburg im Breisgau, welche in früherer Zeit auch von Studenten unserer Gegend gern besucht wurde, ist frühzeitig ihrem katholischen Charakter durch josephinische Tendenzen, später durch protestantische Einflüsse entfremdet worden, so daß die entscheidenden katholischen Kräfte dastehen, wie Bilder im Ahnensaal, Denkmäler eines ausgestorbenen Geschlechtes, deren Reliquien der Beamtenwelt verdächtig sind als kirchentreu und den Emporkömmlungen ohne Kirchensiegel wie Dornen im Auge verhaßt, weil Geistlose nichts so sehr verletzt, als Geist und Tiefe. Denkt man an Dannemayr, an Schreiber, an Freiherrn v. Meldegg, von der Regierung bis zum äußersten im Amte gehalten, und gegen die bischöfliche Einrede und den Angstschrei eidestreuer Katholiken in Schutz genommen, so begreift man, daß katholische Studenten daselbst nicht sehr gut aufgehoben waren. Bonn lag in seiner Thalerwährung für Aermere unerschwinglich an den

schönen Ufern des Rheins und die unseligen Wirren des Hermesianismus und ihrer staatsbesoldeten Sachwalter konnten auch nicht als Reizmittel für katholische Herzen gelten. München zog ebenfalls in seiner damaligen Entfernung nur Wohlhabende an. Würzburg, einst viel beliebt, wurde im Laufe der Zeit auf eine Weise antiquitirt, daß gegenwärtig nur Wenige daran denken, dort zu studiren. Philipps nahm die Ernennung zum Professor des Kirchenrechtes daselbst nicht an, weil die Facultät mit Verstärkung aus allen Nachbarzweigen dagegen eine erstaunliche Abneigung nicht verhehlte. Daraus konnte man den zeitgemäßen Abscheu gegen Ultramontane hinlänglich ermessen.

Nach diesen kritischen Zeitläufen der Universitätsstudien nahm die Arche des Seminars die Geretteten auf, keineswegs überall lockend, an vielen Orten sogar ärmlich ausgestattet in zeitlicher Begabung mit Geld und Gut, und in Bezug auf geistige Bildungskraft, auch vielfach von eifrigen Beamten beaufsichtigt und gemaßregelt ohne besonderen Vortheil für die Freiheit und Unabhängigkeit katholischer Priesterbildung. Für manche Studenten gehörte deshalb das Seminarbildungsjahr zu den betrübtesten Erinnerungen des Jugendlebens mit entscheidenden Folgen für Leib und Seele. Sogar die Kleinheit des Personals dieser Anstalten erstickte alle großartige Ausweitung des Menschengeistes durch Leben und Unterricht, welche nur in der Vielheit und Mannigfaltigkeit gedeihen kann. Unter solchen Auspicien trat der junge Priester in's Amtsleben ein, zunächst als Caplan mit hundert Gulden Lohn und freier Ver-

pflegung im Pfarrhause für die Zeit eines Kirchenjahres. Man hätte hiemit wenigstens allen protestantischen Einfluß auf die Stellung des katholischen Priesters als beendigt annehmen können. Aber mit nichten. Hier fing er erst recht an. In jedem dieser mittel- und westdeutschen Ländchen mit gemischter Bevölkerung gibt es bis auf diese Stunde (21. Nov. 1855) eine sogenannte weltliche Kirchenbehörde, in Nassau eine Abtheilung des Ministeriums, in Frankfnrt eine Kirchen- und Schnlcommission, in Baden und Würtemberg einen Oberkirchenrath und in beiden Hessen Ministerialsectionen für die Handhabung der Kirchenangelegenheiten, welche, im factischen Besitze vieler Episcopalrechte, es in ihrer Hand hatte, das Interesse des jungen Mannes vom katholischen Bischof auf ihre eigene weltliche Machtvollkommenheit in der Beförderung zu Kirchenstellen und auf den sogenanrtten, von ihr ausgehenden Staatsschutz gegen hierarchische Uebergriffe hinzulenken.

Dadurch entstand eine Doppelstellung für den Priester, welche vielen unerfahrenen Herzen verderblich geworden ist. Hielt er nämlich an seiner Kirche fest um jeden Preis, so wurde er bei der weltlichen Kirchenbehörde schwarz notirt. Zeitungen, Amtleute, Bürgermeistereien mit demokratischem Nachgeruche lispelten gegen ihn als bekannten Ultramontanen und Jesuiten, der sich in blinder Hingabe an die römische Priesterherrschaft Eingriffe in's Gebiet der weltlichen Macht erlaube, den confessionellen Frieden störe und sich für jede Beförderung unmöglich mache. An Spionen und Verläumdern hat es bei solchen Gelegenheiten zu keiner

Zeit gefehlt. In neuester Zeit übernahmen das Geschäft eines Sykophanten hier und da sogar die Gensd'armen protestantischer Confession. Auffallendere Priesterkleidung, Bruchstücke aus Predigten, vom Munde schlechter Gesellen im Wirthshause aufgelesen, Dichtungen über Führung des Beichtgeschäftes und Geltendmachung canonischer Vorschriften bei confessionellen Gegensätzen werden mit frecher Unverschämtheit in Umlauf gesetzt, von officiösen und demokratischen Blättern verbreitet und keine Lüge und Entstellung gespart, um den treuen Priester bei der Menge in Verruf zu bringen. Hatte sich der gewandte Geist durch diese Klemme längere Zeit hindurch geschmogen und gebogen, ohne auf der einen oder der anderen Seite anzustoßen, so blieb doch ein Schade nicht aus: der Meister erschien dem Volke als ein Zweideutiger und ließ sich leider im unglücklichen Augenblicke Manches gefallen, was der strenge Katholik seinem Seelsorger nie verzeiht. Im gleichen Maße, wie er die schillernden Farben vorwalten ließ, verfolgte ihn der Beifall der schlechten Journalistik, die Lobhudelei glaubensloser Kirchenfeinde, die Schmeichelei glattzüngiger Bureaukraten über seine zeitgemäßen Fortschritte und richtigen Verständnisse unerläßlicher Zeitbedürfnisse. Das war einerseits ganz geeignet, den Gelobhudelten bei seiner katholischen Gemeinde als Bundbrüchigen vor der Kirche zu verdächtigen, andererseits sein armes Herz für die Einflüsse der Kirchenpragmatik empfänglich zu machen. Um ihn vollends zu Grunde zu richten, bringen die „Mittelrheinische Zeitung“, das „Frankfurter Journal“ und der „Schwä-

bische Merkur« ihr tägliches Mitleid über seine unverdiente untergeordnete Stellung, über seine von den Bischöfen stets hintertriebene Beförderung, deren er vor Anderen würdig sei, über hierarchischen Druck, welcher von der oberhirtlichen Herrschsucht gegen die Untergebenen geübt werde, mit Zusprüchen, auf der betretenen Bahn muthig fortzuwandeln im festen Vertrauen auf den ihm stets bereiten Schutz der Regierungsgewalt, welche ihre Souveränetätsrechte gegen den Bischof immer nachdrücklich wahren werde.

Diese Taktik ist um so verfänglicher; da diese Blätter mit einer ganz eigenen Spürkraft begabt sind, wenn es gilt, die faule Stelle im Menschen und in der Gesellschaft herausfinden. Es gehört in solchen Verhältnissen immer viel dazu, daß sich ein armes Menschenherz gegen solche oft Jahre lang geübte Künste fest und unbesiegt erhalte. Zeigt der Geistliche, diesem Unkengeheule gegenüber, nur die geringste Schwäche, so ist er bei der Gemeinde, so weit sie katholisch ist, und bei der bischöflichen Behörde zugleich verdorben. Der Regierungsschutz läuft gewöhnlich dahinaus, daß der Doppelgänger wie ein Ranzionirter behandelt wird, ohne viel Entgegenkommen von Seiten der Kanzlei. Und in der That kommt man gegen den Bischof die Länge nicht auf, wenn er seine Pflicht thut, und die Staatsgewalt hat weder die Mittel, noch stets die Lust, ein verdorbenes Werkzeug in ihren Gnadensold zu nehmen. Selbst in Baden, wo diese Art der Versorgung mißglückter Opfer eine gewisse Berühmtheit errungen hat, kommt am Ende nicht viel heraus, man muß eben

früher oder später capituliren (vela retrorsum dare et cursus iterare relictos). Wenn also Fälle dieser Art sich auch nicht zu häufig zur vollen Abgestandenheit entwickeln, so kann doch die katholische Kirche unter solchen Umständen stets ihres Schadens sicher sein. Es gibt eine Unzahl furchtsamer Naturen, welche, weit entfernt, irgend einem bischöflichen Befehle zu widerstehen, jedoch denselben stets so ausführen, daß keine bleibende, tiefer gehende Wirkung davon übrig bleibt, um ja bei der protestantischen Regierung nicht anzustoßen. Sie haben die honigtriefende Zunge des pylischen Nestors nach beiden Seiten, wobei der Bischof allein verlieren kann, weil die Staatsregierung den Vortheil für sich hat, daß gegen ihre Kirchenbeherrschung nie etwas mit Energie unternommen wird. Diese ehrwürdigen Häupter priesterlicher Doppelgängerei stehen bei den Meistern vom Stuhl in so ungetheilter Achtung, daß sie nach ihrem seligen Verscheiden von jüdischen und deutschkatholischen Journalen mit Nekrologen gefeiert werden, wie Smetana, der Apostat aus Böhmen, und Andere dieses Gelichters, so daß man meinen möchte, ihr vielerprobter Honigmund fließe noch im Tode über in die Feder des Schreibers dieser ekelhaftesten aller Leichenreden.

Damit ist aber das Maß der weltlichen Einwirkungen auf den Priester zu Gunsten protestantischer Lebensanschauung keineswegs voll. Man hat noch darüber hinaus einen äußerst wirksamen Mechanismus erfunden, um die Spitzen der Seelsorgsgeistlichkeit unschädlich zu machen. Die katholischen Geistlichen werden

auch in die weltliche Kirchenregierung gezogen, wo ihnen die seltsame Ehre zu Theil wird, mit Birett und Stola die amtliche Wagenburg gegen Bischof und Papst zu formiren unter dem zärtlichsten Händedruck des weltlichen Präsidenten, welchem die schöne Aufgabe geworden ist, dem vielbeschäftigten Bischof einen guten Theil seiner Amtspflichten auf die artigste Weise von der Welt abzunehmen und im Namen des Staates ohne Weihe und Kraft selbst nach Vermögen zu erfüllen. Dem Geistlichen, welcher solchergestalt als weltlicher Beamter in Kirchensachen arbeitet, ist natürlich zur Pflicht gemacht, die Verordnungen der Staatsbehörden bei allen kirchlichen Angelegenheiten in seinem College als oberste Norm in herzlicher Eintracht mit seinen regierungsfreundlichen Genossen in Anwendung zu bringen oder in seiner Mitanwesenheit bringen zu lassen, nicht bloß gegen Kirche und Bischof, sondern auch gegen sich selbst als Pfarrer und Seelenhirten. Denn diese Doppelhaftigkeit seiner Stellung bringt ihn in jeder Beziehung in sichere Verlegenheit. Ist er mit den Beschlüssen des Collegs einverstanden, so bürdet er die Last der Untreue selbst auf seine Schultern; stimmt er dagegen, so steht er als Minorität wie die Pfalz im Rheine, von den Wogen umstrudelt und verspottet. Kein Mensch kümmert sich um die Ruine; fröhlich segelt die „Lorelei" des Beschlusses durch's Bingerloch der Expedition. Der letztere erscheint nicht im Namen der einverstandenen, sondern der Körperschaft, und der Geistliche dient als Firniß auf jeden kirchenwidrigen Erlaß, um das Volk zu blenden. Denn jede Einrede desselben

wird durch die Bemerkung niedergeschlagen, daß ja auch der Geistliche bei der Fassung des Beschlusses mitgewirkt habe nach der Verfassung, welche für Alle maßgebend sei. Ja in vielen Dingen ist ihm geradezu die Ausführung dieser Beschlüsse, besonders in confessionellen Schulsachen, aufgetragen, eine Art seidener Schnur, welche die Bruderliebe für die katholischen Priester im Uebermaße von Toleranz gewirkt hat. Es fällt gar keinem Menschen auf der Gegenseite ein, daß diese Janusgesichter mit drehbarer Doppelnase nach rechts und links in einer Person monströse Bildungen sind, wie das Geschlecht der Drachen und Greifen in einer Figur an den Säulenknäufen eines gothischen Portals, deren sich die theilnahmsvolle protestantische Welt, die Erfinderin dieser Mißgestalten, herzlich schämen sollte.

21.

Ein Wort über die Jesuiten
aus Anlaß ihrer Mission in Frankfurt am Main.

——— Ging man in der Prüfung näher auf sie ein, so fand man bei ihnen viel Gelehrsamkeit ohne Pedanterie, tiefe Kenntniß des kirchlichen Alterthums ohne Geruch halbverfaulter Akten, aufrichtige Demuth und Frömmigkeit ohne Grimasse und Kopfhängerei, Geschmeidigkeit im Weltverkehr ohne das Klappern hohler Formen, gründliche Einsicht in alle Geschäfte des Lebens ohne das Beigewicht philisterhafter Dummheit, das bei uns unverdienter Weise in so hohen Ehren steht. Sie fingen in Deutschland zu predigen und Missionen zu halten an, und siehe! es ging ihnen besser von Statten, als den meisten Verkündigern des „reinen Evangeliums“. Ja selbst die Gewiegtesten von dieser Seite, deren ausschließliche Aufgabe das Predigen ist, können den Jesuiten hierin kein Wasser reichen, wie mich ein deutscher Staatsminister selbst versichert hat, eine Auctorität, welche alle andere in Deutschland überflüssig macht. Die Jesuiten wenden sich nicht an's Gefühl der Erregbaren im Sturm einer kecken Phantasie ohne Grund und Beweis. Ihr Vortrag ist ein Muster von ruhiger Darstellung, wo zuerst der Verstand, sodann das Herz für das Christen-

thum gewonnen wird. Kein Mensch bekömmt bei ihren Predigten Anfälle von Ohnmacht, Niemand wird aus Höllenfurcht wahnsinnig, Keiner untauglich fürs irdische Geschäftsleben. Keine Spur von Methodistenunfug, wie ihn Touristen in Genf und Nordamerika schildern, der alle Quellen gesunder Andacht vertrocknet. Sie predigen die alten längst bekannten Lehren des katholischen Kirchenlebens, und diese allein ohne Aufruf zur Sonderandacht und zum Winkelkapellenthum; ja nicht einmal die Art des Vortrages und Ausdruckes ist ganz neu. Der unermeßliche Reichthum des katholischen Kirchenschatzes in Lehre und Praxis heiliger Seelen, die Schriften der lateinischen und griechischen Kirchenväter, die Gedankenblüthen berühmter katholischer Prediger, und besonders die gefeierten Geistesübungen ihres frommen Stifters Ignatius bilden die Grundlage ihrer Missionsvorträge. Das ist auch der eigenthümliche Reiz derselben für christlich gesinnte Gemüther. Man will nicht wissen, was Halms, Reinhard und Veit in unseren Tagen gepredigt haben, so achtbar die Arbeiten dieser Männer auch immer sind. Von den Missionären erwartet man den Weltton der allgemeinen katholischen Kirche aus allen Völkern und Zeiten, den Gesammtausdruck katholischer Ueberzeugungen vom Apostel Petrus bis auf Pius den Neunten, die unbeschreiblich erschütternde Schlacht des heiligen Geistes gegen Irrthum und Lüge seit achtzehnhundert Jahren, die nicht verwechselt werden kann mit der Schlacht von Victoria im Tongemälde des weltberühmten Meisters. Sie sind in dieser Eigenschaft die Repräsentanten der katholischen Tradition,

die aus dem Leben von Millionen herausgewachsen ist als einzig richtige Auslegung der Bibel durch unbestrittene Thatsachen der Geschichte, die Verfechter des „reinen Evangeliums", das zu keinem Menschen in die Schule geht und von den Launen des thörichten Herzens unabhängig ist, die markirten Träger der katholischen Einheit, die als lebendiger Zaun aus dem Mittelpunkte zu Rom hinausgrünt und ihre frischen Zweige um alle gläubigen Seelen des Erdkreises schlingt. Man sieht keinen gesticulirenden Dramaturgen, keinen schöngeistigen Feuerwerker, keinen entflammten Spiritusfabrikanten, sondern einfache Männer in der unscheinbarsten Kleidung, um trotz der modernen Unnatur, trotz des Geschreies gegen Mittelalter und mittelalterliche Versteinerung im Gesammtgeiste der Kirche ganz Das zu sein, was ein katholischer Missionär sein soll, Wahrheit und Leben!

Es ist ganz richtig, was mir ein Pfarrer von den Vorhügeln des Taunus bei dieser Gelegenheit gesagt hat: „Wenn wir auch besser predigten, als die Jesuiten, eines wird uns in den Augen des Volkes allzeit fehlen, die Kraft und Weihe der besonderen Mission aus dem Herzen der Kirche!" Weil sie von innen heraus und nie von außen hineinpredigen, so werden sie in ihren Vorträgen auch nie polemisch zum Aergernisse Andersgläubiger. Juden und Christen ohne Unterschied der Confession hören ihnen mit größter Theilnahme zu, und selbst eingerostete Vorurtheile redlicher Menschen halten nicht lange gegen ihre herzbewältigende Beredsamkeit aus. Diese Weise der Mission hatten

sie bereits in Mainz, in Wiesbaden, in Heidelberg und Worms rühmlich geltend gemacht ungeachtet der hartnäckigen Katzenmusik unchristlicher Journale, die von Haus aus revolutionärer Natur, das arme Volk nicht sicher wissen in den Händen der Jesuiten, welche nach einem specifisch protestantischen Ausspruche in der Kammer zu Berlin nur von "Demokraten und Socialisten" gehaßt werden. Das Volk schlug sich in seiner unermeßlichen Mehrheit ganz auf ihre Seite, und die widerwärtigen Schreier dagegen trugen durch ihre Lügen und Uebertreibungen wesentlich bei, die Missionäre interessant zu machen.

IV.

Charakterzeichnungen und Lebensbilder.

Die Blätter des Herbstes fallen vom Baum, aber eine treue Seele vergißt nicht, was ihr durch's Leben geholfen hat.

Charakterbilder: der Sonderling von der Etsch.

Hofers Verklärung.

Begeistrung hat mich dir gesandt,
Vernimm dein Hochlied, Vaterland!
Vom Ortler laß die Flamme lodern,
Dein Hofer kann die Flamme fodern,
Die Knechte, die im Staube modern,
Im Siegessturme hingerafft,
Sie zeugen dir von Hofers Kraft!

Der Hirt auf deiner Felsenwand
Sitzt liederlos, o Vaterland!
Verstummet ist dein Alpenreigen
Die Wind' auf deinen Bergen schweigen,
Denn Hofer will im Tode zeugen,
Auf Fremdlingsfluren hingebannt
Zeugt er im Tod für's Vaterland!

Der Freie fürchtet keinen Tod,
Ihm glänzt er auf wie Morgenroth.
Der Held auf seinem letzten Gange,
Der freie Mann im Fesselzwange,
Er geht zum Tod. Im Preisgesange
Voll Jubel sei er dir genannt,
Dein Hofer stirbt, o Vaterland!

Der Erdenhülle Dämm'rung reißt,
Entbunden jauchzet Hofers Geist,
Begleitet von des Volkes Segen,
Fliegt er auf lichten Sternenwegen
Der Geisterfreiheit froh entgegen,
Und schaut noch oft mit hellem Blick
Auf's heimathliche Thal zurück.

Die schußbewährte Jägerschaar,
Die treu im Tod erfunden war,
Die schon mit heißem Blutverlangen,
Wo siegend deutsche Schwerter rangen,
In's Lichtreich ihm vorangegangen,
Sie singet, vor Entzücken bang,
Den donnernden Triumphgesang:

„Ihr Sterne! grüßt mit Sphärenton
Von eurer Bahn den Alpensohn!
Ihr seid, den Irdischen gewogen,
Den ewigrunden Himmelsbogen
Jahrtausend schon im Sturm geflogen,
Doch keinen saht ihr noch so kühn,
So edel auf den Kampfplatz zieh'n.“

Er schwebt empor, dem Staub entwandt,
Dein Schirm und Hort, o Vaterland!
Vollauf genährt in deinen Thalen,
Blitzt' er im Fluge Wetterstrahlen,
Die Schmach Europa's zu bezahlen,
Mit deutschem Eichenkranz umlaubt,
Auf schreckenstarrer Feinde Haupt.

Und feiernd von den Gemsenhöh'n,
Wie Himmelslichter frei und schön,
Entloderten die Bergesflammen,
Gesänge, die vom Herzen stammen,
Erschollen lautgestimmt zusammen,
Von edler Bardengluth entbrannt,
Zu deinem Ruhm, o Vaterland!

Entwölke dich, o Schützenchor!
Und hebe stolz das Haupt empor!
Nicht ewig kann der Korse hausen,
Miß süßem, wollustvollem Grausen
Vernehm' ich schon des Heerzugs Brausen,
Im dumpfgebroch'nen Wiederhall
Zerschmetternd kracht der Riesenfall.

Und aus des Morgens lichtem Thor
Bricht dir der Freiheit Roth hervor,
Des Völkerkrieges Donner schweigen,
Mir schallt entgegen Sennerreigen
Und Isel darf den Sieg bezeugen
Und Hofer schwebt im Haingetön
Verklärt auf seinen Felsenhöh'n!

Er hebt mit Thränen seine Hand,
Um dich zu segnen, Vaterland!
Und deine Urgebirge beben,
Die heißerfochtnen Sieg' umschweben
Sein Haupt mit ihrem blut'gen Leben
Und tausend Stimmen werden wach
Und jubeln deinem Sieger nach:

„Wie strahlst du im Verklärungsglanz,
O Märtyrer des Alpenlands!
Du hast um deiner Heimathhütten,
Ein Löwenherz im Kampf gestritten
Und für das Recht den Tod erlitten,
Deß preiset dich, o starker Held!
Im Wonnerausch die Hirtenwelt.“

Der lebenswarme Jünglingschor
Fliegt rauschend aus dem Thal empor,
Voll kühner heimathlicher Schöne,
Im Lustgebraus der Freudentöne
Begrüßen dich die Roblersöhne,
Der Säugling selber stimmet ein:
„Der starke Held muß Hofer sein!“

Und stolzer singt der deutsche Mann
Voll Kraft zu dir den Fels hinan:
„Um unsrer Enkel Friedenshütten
Hast du den Opfertod gelitten,
Den Brautkranz ihnen rein erstritten,
Im stimmenvollen Männerklang
Verherrlicht dich der Brautgesang!“

Ein Greis erhebt aus alter Zeit
Die Bundesfahne, Gott geweiht,
Und voller brausen Schützenlieder,
Die hochentflammten Landesbrüder,
Sie sinken alle dankend nieder,
Begeistert schwebt den Inn entlang
Im Adlerflug der Festgesang:

„Wie bist du auf den Felsenhöh'n,
O Märtyrer! so blutig schön!
Der freie Kampf ist ausgerungen,
Die Heimath keiner Schmach verdungen,
Der Friede hat sie eingesungen,
Deß preiset dich, o starker Held!
Im Wonnerausch die Hirtenwelt!“

22.

Andreas Hofer.

Aus seinem Leben.

1) Jugend, Persönlichkeit.

Andreas Hofer wurde am 22. November 1767 gegen Mitternacht geboren, und wurde am folgenden Tage zu St. Leonhard getauft. Seine Hebamme sah in der Nacht, in welcher er zur Welt kam, ob der Platterspitze einen Stern in der Gestalt eines Jagdgewehrs, der gerade auf das Sandwirthshaus herabstrahlte. Auch Andere bemerkten diese Lichterscheinung, und es fehlte nicht an Versuchen, dieselbe auf Hofers Zukunft auszudeuten. Andreas war der jüngste unter vier Kindern, wovon drei Mädchen. Er verlor seine Mutter frühzeitig durch den Tod, und erhielt durch die abermalige Vermählung seines Vaters eine Stiefmutter in der Anna Frick, welche ihm ebenfalls eine Halbschwester gebar. Diese wirthschaftete schlecht, so daß sie in wenigen Jahren 1700 Gulden den Kindern ihres Mannes zum Nachtheile verhauste. Als sein Vater 1779 starb, heirathete seine älteste Schwester Anna

den Joseph Griner, und übernahm auf eigene Rechnung das Wirthshaus, während ihre Stiefmutter die Hofwirthschaft fortführte. Leider wuchsen durch diese Trennung die Schulden auf dem Anwesen nur noch mehr an. Andreas fing in einem Alter von sieben Jahren den Schulbesuch an. Er lernte langsam, aber fleißig. Seine Ordnungsliebe und Folgsamkeit machte ihn bei Allen beliebt. Er wanderte hierauf in's Wälschland und lernte so viel Italienisch, daß er sich zwar nicht nach der Schriftsprache, aber in der Volksmundart fertig ausdrücken konnte. Und dieser Umstand verschaffte ihm später viel Einfluß auf die wälschen Südtiroler, welche auf diese Sprachfertigkeit ihrer deutschen Nachbarn Gewicht legen. Nach seiner Zurückkunft lebte er unter seinem Schwager, und fing nach Art der Passeirer zu handeln und zu markten an. Beim schlechten Gange der Wirthschaft ward er schon in einem Alter von 22 Jahren für volljährig erklärt. Sein Schwager Griner trat vom Sandwirthshause zurück, zog als Wirth nach St. Martin und starb daselbst im Jahre 1799. Andreas Hofer heirathete am 21. Juli 1789 Anna Ladurner, eine Tochter des Peter Ladurner und der Maria Tschöll von Allgund aus einem weitverbreiteten Bauerngeschlechte im Vintschgau, dessen Stammhof Ladurn im tieferen Eingange des Schnalserthales an einem Lindenhaine liegt. Sie war eine verständige treue Frau von wenig Worten, aber desto tieferem Gefühle. Mit der größten Zärtlichkeit hing sie an ihrem Manne. Seine Frau gebar ihm sieben Kinder, wovon zwei in der Jugend starben.

Seine äußere Gestalt gewann ihm das Herz der Menschen, und eine gewisse Treuherzigkeit öffnete ihm die Gedanken selbst solcher, die sich auf ihre Gewandtheit und Verschlossenheit viel zu gute thaten. Er war ein schöner Mann, nur wenig über die gewöhnliche mittlere Länge hinaus, im besten Ebenmaße zu seinen Formen, die breiter ausgingen, als es sonst in Passeier der Fall ist, mit mächtigen Schultern auf festen Knochen. Er hatte ein volles rundes Gesicht, breite Nase, lebhafte braune Augen, schwärzliche Haare, und trug in Folge einer Wette seit dem Eintritt der bayerischen Herrschaft im Jahre 1805 einen langen schwarzen Bart, der ihm viel Ehrwürdigkeit verlieh. Sein Gang war gemessen und würdevoll, seine Stimme weich und hell, sein Auge voll Friede und Heiterkeit, sein ganzes äußeres Wesen harmonisch und einnehmend. Er kleidete sich nach der Tracht seines Heimaththales. Eine grüne Jacke, ein rother Brust-Fleck, ein schwarzer Ledergurt mit den Anfangsbuchstaben seines Namens, schaflederne schwarze Hosen, ein schwarzer Seidenflor um den Hemdkragen, ein schwarzer breitkrämpiger Hut auf der Seite aufgestülpt, mit dem Bildnisse der Mutter Gottes, Blumen und Wildfedern geziert, blaue Strümpfe und weit ausgeschnittene Schuhe waren im spätern Alter seine Kleidungsstücke.

2) Aufstand der Bauern im Pusterthale; Kampf bei Sterzing.

Während der Landsturm aus Pusterthal und der Eisackregion ihm auf dem Fuße folgte, hatte Andreas

Hofer seine Schaaren aus Passeier und dem Burggrafenamte Tirols bereits gegen Sterzing vorgeschoben. Merkwürdig war sein Aufruf an die Passeirer. Er lautete mündlich vor dem Sandwirthshause: „Morgen am 9. April wird für Gott, Kaiser und Vaterland ausgezogen, und Jedermann ermahnt, brav d'reinzuschlagen.“ So schaarten sich 4500 Mann aus eigenem Antrieb um seine Person, versuchte Schützen, nachdem sie gebeichtet und communicirt hatten. Auf der Brücke von St. Leonhard fragte ein Passeirer den Sandwirth, ob er auch mitgehen müsse. „Nein!“ gab Hofer gutmüthig zur Antwort, „wer halt just will.“ „Ja, dann ist es recht,“ fiel der Passeirer rasch ein, „dann gehe ich auch mit.“ Damit war Hofers Macht über seine Landleute deutlich gezeichnet. Er befahl nicht, sondern legte den freien Willen jedes Einzelnen seiner Anwerbung zu Grunde. Und dadurch war er stark, denn der Gebirgsbewohner läßt sich nicht gerne befehlen, erfüllt aber jedes Zutrauen zu seinem freien Entschlusse stets doppelt und dreifach.

3) Hofer rückt gegen Innsbruck. — Waffenstillstand von Znaim. — Lefebre in Tirol.

Hofer trat ohne Hehl mit unzweideutigen Briefen von Erzherzog Johann hervor, in denen er als Ober-Commandant von Tirol im Namen des Kaisers bezeichnet war, und die Anerkennung dieser Würde im Sandwirthe durch alle Volksführer in Nord- und Süd-Tirol ließ keinen Augenblick auf sich warten. War er doch

nur der einfache, ehrliche Ausdruck des bessern Volksgeistes der verschiedenartigen Stämme im Lande. Und dieses Bild schmeichelte allen Volkskönigen mehr als man glaubt. Es ist dabei nicht einmal die Frage, ob diese Versinnlichung des Gesammtwillens im schlichten Sandwirth aller Schwächen bar und ledig gewesen. Das Volk war auf seine eigene Kraft gestellt, und es ist verzeihlich, daß es nur von sich selbst Rath annehmen wollte. So sehr und so viel daher Schriftgelehrte und Pharisäer an Sandwirths Geist und Gemüth auszusetzen haben mögen, das war eben das Eigenthümliche der damaligen Weltlage, daß alle Weisheit der Welt schal, und aller Verstand der Verständigen rathlos geworden, und nur im tiefinnersten Gemüth des Bergvolks noch Abscheu genug vorhanden war gegen die Corruption der Zeit. —

Hofer erhielt die Bekräftigung des Waffenstillstandes (von Znaim) durch Peter Wieland, den er eigens an Erzherzog Johann abgesendet hatte. Er und Kolb beschlossen, denselben einzuhalten, wofern es die Feinde auch thäten, wonach zwar der bedungene Abzug der Oesterreicher erfolgen, aber kein Franzose oder Bayer in's Land rücken sollte, da dies nicht ausdrücklich festgesetzt war. In der That ließ der Waffenstillstandsvertrag diese Auslegung zu. Als daher zu Hofers Ohren drang, daß der Feind überall vordringe, rief er Kärnthen und Tirol wegen der Verletzung der Bedingungen des Waffenstillstandes zur Abwehr auf. Sein Aufruf lautet im Auszuge wie folgt: „Setzet euer ganzes Vertrauen auf! Wir haben ja schon Dinge zum Erstaunen des

Auslandes gethan, nicht durch Menschenhülfe, sondern durch die unverkennbare Macht von Oben. Tugend gibt wahre Kraft und macht den Schwachen zum Helden. Es gilt jetzt nicht bloß die Rettung unserer Habe, nein! augenscheinliche Gefahr droht unserer heiligsten Religion. Für diese haben wir das Werk begonnen, jetzt handelt es sich um die Vollendung desselben. Halbgethan ist nichts gethan! Wohldenkende Brüder und Nachbarn! Stehet auf, ergreifet die Waffen gegen den allgemeinen Feind Himmels und der Erde. Keiner bleibe vom Kampfe weg! Das einzige, das letzte Loos von uns Allen sei. „Für Gott und den Kaiser Franz entweder siegen oder sterben!“ — —

Hofer erließ aus seiner Schlucht am Schneeberge am 4. August Morgens folgendes Schreiben: „Herzallerliebste Tiroler! absonderlich aufrichtige Passeirer! Seid von der Güte, versehet alle jene Punkte, welche ich euch vorschrieb. Berichtet alle Gemeinden im Lande, und dies mit eilfertigen Staffetten, daß mein Herz nicht untreu sei, man möchte mir verzeihen. Indem ich vogelfrei bin, und eine größere Summe Geldes auf mich gesetzt worden, so bin ich dermalen in einem abgelegenen Ort, und werde nicht sichtbar werden, bis ich nicht einsehe, daß sich die wahren Patrioten von Tirol hervorthun, die Gegenliebe einander erzeigen und sagen werden: „Wegen Gott, Religion und Vaterland wollen wir streiten und kämpfen!“ Dann werde ich den ersten Augenblick sichtbar sein und sie anführen und commandiren, so viel mein Verstand vermag. Die Botschaften sind aber eiligst auszuschicken von einem

einem Gerichte zum andern an wahre Bundesvertraute. Munition liegt bei Bozen, und die Bradlwirthin weiß davon. Hütet Euch vor Teimer. Euer treues Herz, Andreas Hofer, Obercommandant von Passeier, dermalen, wo ich bin.“ — — —

Der Reichsmarschall (Lefebre) in Innsbruck lebte der stolzen Hoffnung, daß ihm die Beruhigung des Landes Tirol schnell und völlig gelingen werde. Er achtete unruhige Zeichen im Unterinnthale nicht, und sandte eine starke Abtheilung seiner Krieger nach dem Weerberge, um die Gefangenen zurückzufordern, welche von dortigen Bauern in früheren Kämpfen eingebracht worden waren. — — —

Gar zu gern wäre der Marschall über Pens und Schalders den Tirolern in den Rücken gekommen. Aber Speckbacher hatte auf dieser Seite so gute Anstalten getroffen, daß der Versuch mit blutigen Köpfen ausgezahlt und vereitelt wurde, besonders nachdem Hofer die feigen und unverläßlichen Vintschgauer entlassen und 7 Meraner Kompagnien vorgeschoben hatte. Ein schmählicher Rückzug des Marschalls schien unvermeidlich. Deshalb sandte Hofer über die Gebirge nach Ober- und Unter-Innthal Befehle, daß sich alles mannbare Volk waffne. „Sobald ihr unser Anrücken merkt,“ hieß es darin, „säumt keinen Augenblck, die Waffen zu ergreifen. Es ist eine Sache, wo es um Religion und Christenthum zu thun ist. Lasset euch von den Spitzbuben nicht irre machen. Wir werden sie gewiß antreffen und ihnen den Lohn geben, den sie schon lange verdient haben. Also, liebe Brüder, lasset uns

nur einig sein. Ich werde euch die Lumpenstücke unserer Feinde erst dann sagen, wenn wir zusammenkommen. Nun gutes Muthes! Die Sache kommt alle von Gott!«

——— Nach dem Abzuge der Bayern und Franzosen aus der Stadt (Innsbruck) regte sich daselbst sogleich das Gesindel, zu welchem sich herrenloses Volk und österreichische Soldaten schlugen, welche sich selbst aus der österreichischen Gefangenschaft befreit hatten. Es wurde den Herren viel gedroht, Lust zum Plündern zeigte sich, man wünschte eine Hausdurchsuchung, angeblich alles Anhängsel der Feinde wegzuräumen, in der That aber begierig nach freiem Gute.... Hofer kam um 10 Uhr in offner Kalesche an und stieg beim Herrn von Stadler in der Neustadt ab. Eine Deputation der Stadt erschien vor ihm und bat um Schutz gegen alle Verletzung der Ordnung und des Eigenthums. Er versprach und leistete ihn auf das kräftigste.

Hofer nahm das Mittagsmahl bei Stadler ein. Während desselben erfüllte sich die Neustadt mit ungeheuren Massen von Bauern, welche einen unbändigen Lärm erregten, die Bewohner Innsbrucks bedrohten und in wüsten Geberden höhnten. Da öffnete sich auf einmal ein Fenster am Hause des Herrn Stadler, Hofer zeigte sich an demselben und rief mit einer Donnerstimme: "Zwui seyt ös do? Deper zum Raben und Leut z'peinigen? Wöllt's es den Boarn nachmachen? Schamt ös enk nit? Was hab's no in der Stadt z' thuen? Zwui geaht's nit dem Feind noch, der no gor nit weit von hier ist? Holaus in's Unterland, glei! sog's enk, geaht's alle fort und holaus! I will kain

mehr hier sächen, und wenns mir nit folgt, so will i enker Anführer nimmer sein.« Diese Worte, hier wörtlich nach einem Ohrenzeugen gegeben, und leider durch Anekdotenkrämer vielfach entstellt, aber bezeichnend genug für Hofer und seine Stellung für's Volk, fanden gegen alle Erwartung schulgerechter Leute guten Anklang und größere Folgsamkeit. Viele gingen nach Unterinnthal, wohin Hofer ebenfalls aufbrach, andere kehrten nach Hause. Männer von starren Begriffen kriegerischer Zucht und willenlosen Zusammenwirkens mußten dieses scheinbare Auseinander der Volkskräfte und Hofers Verhalten dabei seltsam finden. Aber nur wo die Zügel so locker gehalten werden, ist unser Bergvolk im Augenblick der Noth zu haben und thatkräftig für volksthümliche Angelegenheiten. Hofer als Mann des Volkes verstand recht gut, daß seine Macht nicht weiter ginge, als die Kraft und der Wille des Volkes selbst. Durch diese weise Mäßigung verhinderte er den Ausbruch roher Volksleidenschaften, und drückte dem Aufstande vom Jahre 1809 einen Charakter von Milde und Selbstachtung auf, den jeder Unparteiische rühmend anerkennen mußte. Nur das allzu sichtbare Hervortreten des Uebergewichtes an Macht und Willen im Befehlenden und die würdige Allbefehlshaberei verleiten die Volkskräfte zur Ausschweifung. In solchen Fällen empören sich auch die Guten, deren unermeßliche Ueberzahl sonst leicht allem Unwesen steuert.

4) Hofers Regierung in Tirol als Obercommandant im Namen von Oesterreich.

Nach Innsbruck zurückgekehrt, stand er durch die Meinung des Volkes und die Macht der Umstände nicht bloß an der Spitze der Landesvertheidigung, sondern auch der Landesverwaltung. Die Schriftgelehrten, welche verhältnißmäßig mit einem solchen Oberhaupte am mindesten zufrieden waren, mußten sich den Mann gefallen lassen, der die heilsamste Gewalt über die Bauern übte, welche jetzt herrschend geworden waren. Er bezog eine Wohnung in der Hofburg, die schlechtesten Gemächer, welche dort zu finden waren, und nahm seine Vertrauten und Adjutanten in seine Nähe an den nämlichen Tisch, und oft sogar in's nämliche Zimmer zu schlafen. Im Speisezimmer ließ er sogleich ein Crucifix und ein Madonnenbild aufhängen, mit den schlichten Worten: „A bißl a christliches Zeichen kann nicht schaden!“ Er aß und trank mäßig. Die tägliche Kost ward aus dem nächsten Kaffeehause gebracht und er zahlte für seine Person nicht mehr, als 45 Kreuzer. Zum Frühstück genoß er Käse und Brod, von ersterem den sogenannten Magenputzer, eine Art gemeinen Bauernkäses aus Pusterthal, besonders gern. Der Wein ward ihm aus dem Etschlande nachgeführt, und er hatte stets ein Fäßlein in seinem Zimmer stehen, aus dem er selbst sein Bedürfniß holte.

— — — Garbini (Anführer von Südtirolern) sammelte eine verworfene Schaar aus Banditen, Räubern, Mördern und fahnenflüchtigen Franzosen. Die

Mannschaft Dalponte's, welcher sich dem Hofer gegenüber als Commandant der wälschen Tiroler geltend machte, war nicht viel besser, wohl auch durch den Umstand, daß das Schützenwesen bei angesessenen Leuten im Südtirol nie den Antheil gefunden hatte, wie im deutschen Landestheile. Daher überall Klage über Unfüge aller Art, die von denen ausgingen, die zur Aufrechthaltung der Ordnung die Waffen in die Hand bekommen hatten. Auf die Klagen, welche deßhalb bei Hofer einliefen, erließ er folgendes Schreiben:

„Herzliebste, wälsche Südtiroler! Mein aufrichtiges Herz, welches mit Euch es ehrlich meint, verabscheut Räuberbanden und Plünderungen, verabscheut jede Gewalt im Abverlangen von was immer für Gegenständen, alle Arten von Bedrückungen und unbilligen Forderungen an quartiertragende Parteien. Keine dieser niederträchtigen Handlungen findet in meinem vaterländischen Herzen Platz. Ein jeder rechtschaffene Landesvertheidiger hat sich wohl in Acht zu nehmen, seine Ehre und Nächstenliebe nicht zu besudeln; denn wo das nicht geschehe, müßte Gottes Mißfallen über uns kommen, der uns so augenscheinlich beschützt.“ — — —

Bekanntlich war mit Buol ein Theil der tirolischen Volksführer nach Oesterreich ausgewandert. Darunter befanden sich der Unterinnthaler Sieberer und Eisenstecken. Diese erhielten um die Mitte September von Erzherzog Johann den Auftrag, für Andreas Hofer das Kaisergeschenk der großen goldenen Ehrenmünze und 3000 Stück Speciesdukaten zu überbringen... Hofer war

unmäßig erfreut über diese Kaisergnade und bestimmte den Namenstag seines fürstlichen Wohlthäters, den 4. Oktober, zum feierlichen Dankfeste dafür. Er war nun durch ausdrückliches Wort des Kaisers als Obercommandant von Tirol feierlich anerkannt. Die Hoffnung, daß Tirol mit Oesterreich vereinigt bleiben würde, wie auch immer die Loose des Krieges oder Friedens fielen, setzte sich von Neuem in den gläubigen Gemüthern fest, und erhielt am 4. Oktober in der Hofkirche zu Innsbruck eine Art feierlicher Sanction. Alle Behörden geleiteten den Obercommandanten im Feierzuge nach der Kirche, in ihrer Mitte der Abt von Wilten, welcher den Mann des Tages auf einen sammetrothen Betstuhl am Altare führte. Eine starke Compagnie gleichförmig gekleideter Bauern stellte sich in Reih und Glied im Kirchenschiff auf. Hierauf hielt der Exjesuite Tschiderer eine rührende Predigt von der Gnade Gottes, der man alle Siege in Tirol und alles Gute zuschreiben müsse. Nach derselben feierte der Abt Marcus das Hochamt und ein stürmendes „Gott dich loben wir!", worauf er Münze und Kette weihte und dem Hofer um den Hals hängte. Dem letzteren sah man es an, daß er von Andacht ganz durchdrungen war, und in der Kindlichkeit seines frommen Gemüthes an nichts Irdisches dachte. Auf dem Heimwege konnte er sich kaum durch die jubelnde Volksmenge in die Burg durchdrängen, wo er in der anspruchslosesten Weise die Glückwünsche aller Stände empfing. — Dieses war der schönste und leider auch der letzte gute Tag seiner Obercommandantschaft, wie die bekannte Ironie des Glückes nur zu oft

mit menschlichen Schicksalen spielt. Abends liefen schlechte Nachrichten aus Südtirol ein.

5) Friede zu Wien mit Preisgebung Tirols. — Drouet in Nord-Tirol. — Hofers Kampf auf dem Berge Isel mißlingt. — Sein Schwanken. — Unterwerfung des Landes.

Oesterreich verlor nach dem Wortlaute des Wiener Friedens 1952 Quadratmeilen mit 3,282,200 Seelen. Tirol fiel an Bayern und erhielt nur die Rücksicht allgemeiner Amnestie. Daß ein solcher Friede von Kraft und Dauer sein könne, begriffen viele Tiroler nicht, und am allerwenigsten Andreas Hofers nächste Umgebung. Als daher Thurnwalder mit der Nachricht zurückkam, Drouet habe die Forderung des Waffenstillstandes zwar in Ueberlegung zu nehmen versprochen, zunächst aber eine abschlägige Antwort gegeben, so setzte Hofer den Angriff auf den 1. November Morgens fest mit den Worten. „Wir sind am äußersten, wir wollen Alles wagen, Gott wird uns helfen. So können wir's nicht mehr haben, hin sind wir auf alle Fälle.“ Den Gegnern dieser Maßregel rief er kurzweg abschlägig entgegen. „Nein! das Volk will sich wehren um alle Kosten!“ Haspinger zerriß auf dem Iselberge die bayerischen Proclamationen, die von Frieden redeten, und donnerte jede Einsprache nieder. Unstreitig lag dieser Entrüstung die allgemeinere des Volkes zu Grunde über die Nothwendigkeit, dem französischen Kaiser die heiligsten Güter deutscher Freiheit zum Opfer bringen zu müssen. Insofern war diese zwecklose blinde Schilderhebung tausendmal achtungswerther als die feigen

Zeitungen deutscher Nation, die um diese Zeit dem Sieger über die Deutschen Loblieder anstimmten. Und selbst der klägliche Ausgang der Unternehmung darf der Theilnahme aller Zeiten gewiß sein, wenn auch das Blut der Tiroler nicht zu seinen Gunsten redet. So verdammenswerth die rathlose Wuth des Individuums, das Ganze hatte einen tiefen Sinn, der bloß um drei Jahre zu früh in's Bewußtsein des deutschen Volkes mit blutiger Schrift eingegraben ward. Es war in der That ein Trauerspiel in Tirol, wie es Immermann genannt, aber auch ein Vorspiel zum Siege von Leipzig 1813.

— — Hofer war bereits nach Steinach aufgebrochen, und erließ von dort aus ein Schreiben nach Meran folgenden Inhalts: „Liebe Brüder! wenn auch die Schlacht auf dem Berge Isel verloren ging, so ist doch noch nicht zu verzagen, noch ist nicht Alles verloren. Es lebt noch der alte gerechte Gott; vertraut auf ihn, und wir werden mit der Hülfe Gottes wieder siegen.“

— — Man kann sich leicht das Erstaunen denken, das Donai und Sieberer empfanden, als sie am 7. Nov. Abends Bruneck erreichten. Der umsichtige General Baraguay d'Hilliers hatte sich hier den ganzen Tag mit den Aufständischen schlagen müssen; Alle beriefen sich auf Briefe von Hofer und wollten das Aeußerste wagen. So gelang es nur mit Mühe, die Stadt Bruneck zu halten... Die beiden Gesandten konnten sich nur durch die Hülfe des Majors Harrassar durch die erbitterte Volksmenge durcharbeiten. Sogar nach ihrem Wagen wurde geschossen. Um Mittag erreichten sie Sterzing.

Hier fanden sie Hofer, der nach der Friedensnachricht, die Lichtenthurn gebracht, in arger Verstörung und voll Zweifel über sein Benehmen von Steinach hieher gezogen war. Donai machte ihm die heftigsten Vorwürfe, daß er nach seinem Abzuge zum Vicekönige das feierliche Wort gebrochen und das Volk abermals zu den Waffen gerufen habe. Hofer entschuldigte sich durch den Umstand, daß er von den Bauern unter Todesdrohungen zum Kampfe gezwungen worden sei, und jetzt nach vollkommener Gewißheit des Wiener Friedens sich in's Passeier zurückziehe. Und in der That hatte er seit dem letztern Zeitpunkte sich nie mehr Obercommandant von Tirol genannt. — Er war ein Doppelwesen der ärgsten Art geworden, zu gleicher Zeit den Frieden und den Krieg wollend, und um so eifriger an Wunder zur Befreiung des Vaterlandes glaubend, je mehr sich der verhängnißvolle Ring französisch-bayerischer Gewalt um ihn zusammenschlang; auch noch in diesem kläglichen Zustande von unfolgerichtigem Hin- und Herwanken das treueste Spiegelbild der Volksgährung, welche in den Gemüthern versteckt wogte und brandete. Es machte sich an ihm immer mehr der dunkle Geist des Schicksals geltend, welches seine Opfer, wollend und nicht wollend, in's Verderben reißt, und die traurige Wahrheit rückte unaufhaltsam näher, daß es besser sei, Ein Mann sterbe, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe. Während er heimlich Andere zu den Waffen rief, diktirte Donai in seinem Namen mehreren Schreibern den letzten Abschied des Obercommandanten vom 8. November. Darin wurde der Friede

bestätigt und das Schreiben des Vicekönigs mitgetheilt, mit folgenden Schlußworten: „Ich kann Euch ferner nicht mehr gebieten, so wie ich nicht für weiteres Unglück und unvermeidliche Brandstätten gut stehen kann. Wir wollen uns nun durch Ergebung in den göttlichen Willen der fernern Himmelsgnade, und durch aufrichtige Unterwerfung der Huld Napoleons würdig machen.“

— — Dagegen spann er sich immer tiefer in die wunderlichsten Zukunftsträume ein, und erfüllte von sich als Mittelpunkt der ganzen Bewegung aus das Volk mit seinen Nachrichten, welche sämmtlich dahin lauteten, daß Oesterreich den Tirolern zu Hülfe zöge. Alle seine Berichte und Erlasse schielten, waren selbst im Ausdrucke schwankend, und man sah ihnen keine sonst bei ihm gewöhnliche Seelenruhe an. Alle Irrthümer des verführten Volksgeistes sammelten sich in seinem Gemüthe, und so angelernt sie waren, trugen sie doch ganz den Charakter von Hartnäckigkeit, die jede von Außen gegen die bessere Ueberzeugung eingetränkte Meinung in dem Menschen zu entwickeln pflegt.

6) Hofers Gefangenschaft und Tod.

Dem General Baraguay d' Hilliers gebührt der Ruhm, daß sein edler, menschenfreundlicher Sinn beim gutmüthigen aber verführten Bergvolke mehr zur Beruhigung beigetragen hat, als alle Gewalt der Waffen, und daß er Alles aufbot, den unglücklichen Sandwirth zu retten, trotz aller Uebertretungen, die er sich gegen sein

Wort und den Wiener Frieden hatte zu Schulden kommen lassen. Als er nämlich im November in Meran erschien, um die Bauernunruhen ganz zu beschwichtigen, ließ er im größten Geheimniß den Stroblwirth Johann Holzknecht, den wir als Hofers Kassirer und Geheimrath kennen, zu sich kommen und erklärte ihm, daß, wenn Hofer sich sogleich in seine Arme werfe, ihm kein Haar gekrümmt werden sollte. Er schwöre dies beim Liebsten was er habe, bei seiner militärischen Ehre als General der französischen Armee. Donai, weit entfernt den Hofer zu verrathen, dessen Aufenthalt jedes Kind wußte, und der General selbst am besten, rührte den letzteren durch seine beredte Schilderung von Hofers kindlichem Sinne, den schlechte Gesellen verführt und zum äußersten getrieben hätten. „Auch auf die Gefahr einiger Ungnade,“ schloß Baraguay d' Hilliers, „will ich ihn retten, aber er muß sogleich zu mir kommen. Bei längerer Zögerung von Hofers Seite muß ich von Amtswegen handeln, und dann steht die Rettung desselben nicht mehr in meiner Gewalt.“ Sowohl Holzknecht als Donai thaten mündlich und schriftlich Alles, um Hofer zu diesem Schritte zu bewegen, aber umsonst! Das Verhängniß hatte sein Opfer bereits zu eng umstrickt. — — — In Hofers Gemüth war es auf einmal ruhig und sicher geworden. Eine gänzliche Hingabe in den Willen Gottes machte ihm alle menschliche Vorsicht überflüssig. Sein früheres Schwanken war nun selige Gewißheit, daß er die rechte Sache ergriffen habe und dafür leben und sterben müsse. Seine Anhänglichkeit an Oesterreich, und seine tiefe Hoffnung auf den Sieg

desselben gegen Frankreich verwandelte sich bei ihm in eine Art religiösen Cultus, der selbst Uneinverstandenen ehrwürdig sein mußte. Daher kein Gedanke an Flucht nach Oesterreich, so sehr auch geschäftige Freunde ihm dieselbe annehmbar zu machen suchten... Es bedarf kaum der Bemerkung, daß der Landrichter Andreas Auer in St. Leonhard über Hofers Aufenthalt als Privatmann längst unterrichtet war. Da er von Amtswegen aufgefordert worden, darüber zu berichten, so befand er sich in einiger Verlegenheit. Den Franzosen kam in dieser Beziehung ein Passeirer, Namens Joseph Raffel, trefflich zu Statten. Dieser Mensch, keineswegs ein Verwandter Hofers, wie irrig behauptet worden, kam eines Tages wie durch Zufall, ohne einleuchtende Gründe in die hochgelegene Alphütte hinauf, und machte Hofer gleich besorgt.... Um so dringender wurde er angegangen, diesen Ort zu verlassen. — Er blieb gegen Alles taub. Die Zärtlichkeit zu seinem Weibe, zu seinen Kindern legte sich wie ein unübersteigliches Hinderniß in seine Füße. Zugleich konnte er nicht glauben, daß Oesterreich der Macht ermangle, ihn aus den Händen der Franzosen zu befreien.

In Meran befehligte damals der General Huard. Dieser sandte am 27. Jänner eine Schaar italienischer Soldaten mit dem Wegweiser Raffel nach Passeier. Sie wanderten die ganze Nacht und langten um 4 Uhr Morgens an einem Sonntag im Hochgebirge an, nach einer anstrengenden Bergfahrt durch große Schneemassen. Der Verräher zeigte ihnen die Sennhütte, worin Hofer mit Weib und Kind schlief... Die Soldaten gebehrdeten

sich und thaten wie Henkersknechte. Sie schränkten ihm die Hände mit Stricken gewaltsam auf den Rücken, schlugen ihn, warfen ihm einen Strick um den Hals und rupften ihm dergestalt den Bart aus, daß von allen Seiten Blut floß. Hofer stand muthig, als wenn er nichts empfände, ohne Anflug von Zorn oder Verzagtheit. . . . Hofer und dessen Schreiber wurden in einer Kutsche unter anständiger Begleitung nach Mantua geliefert.

Am 5. Februar langte Hofer in Mantua an. Der Festungskommandant General Bisson bildete unter seinem Vorsitze ein Kiegsgericht, das ihn mit sehr getheilter Stimmenmehrheit zum Tode verurtheilte. Bisson wurde gerührt durch die außerordentliche Klarheit, Festigkeit und Gemüthlichkeit des Mannes. Er wollte ihn vom Tode retten und rieth ihm zu diesem Ende in französische Kriegsdienste zu treten. Aber Hofer wollte Oesterreich treu bleiben und wies den Antrag zurück. Er war in seiner Seele so ruhig und heiter geworden, daß kein leiser Schmerz über sein Schicksal aufsteigen konnte. Er machte seine letzten Anordnungen mit der größten Fassung und Besonnenheit, und wendete sein Gemüth mit der kindlichsten Hingabe an seinen Gott und Erlöser Jesus Christus, auf den er sein unbedingtes Vertrauen setzte. In dieser andächtigen Stimmung schrieb er an Herrn Püchler in Neumarkt seinen letzten Willen, nach welchem sein Weib ihm einen Todtengottesdienst in St. Martin und Bittgebete in beiden Pfarren St. Martin und St. Leonhard in Passeier halten lassen sollte, wobei jeder seiner Freunde

Suppe und Fleisch beim Unterwirth mit einer halben Wein zu bekommen habe. Er erklärte ferner, das Sterben käme ihm so leicht an, als wenn er zu was Anderem ausgeführt würde; es würden ihm nicht einmal die Augen naß, weil es der göttliche Wille gewesen, daß er zu Mantua das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschen sollte. Die Wirthin auf dem Sande solle sich nicht zu sehr um ihn bekümmern, er werde für sie bei Gott bitten, und hoffe alle seine Freunde und Bekannten im Himmel wieder zu sehen und mit ihnen Gott zu loben ohne Ende. Diesen Brief schrieb er um 5 Uhr Morgens am 20. Februar 1810, wenige Stunden vor seinem Tode.

23.

Aus dem Leben eines Sonderlings.

1) Die Hoheit des Ackerbaues.

Er hielt, nachdem er zur Einsicht in die Heilsamkeit des Ackerbaues gekommen war, gegen sieben Pferde, die er ausschließlich für den Zweck der Landwirthschaft verwendete. Der Luxus, welcher gewöhnlich mit Pferden getrieben wird, war ihm ein Gräuel. Deshalb durften die Seinigen diese Pferde nicht zu Lustfahrten benutzen, um nicht in die Schlingen der Hoffart zu fallen. Sie sollten entweder zu Fuße gehen, was Gott bereits im Paradiese als das Natürlichste eingeführt hatte, oder sich der Lohnpferde bedienen, welche in der Regel gut geeignet sind, alle weltliche Eitelkeit niederzuschlagen. Er selbst saß zur Verherrlichung des Ackerbaues nie in einer Kutsche, wenn eine Fahrt auf seine entlegenen Felder nöthig war, sondern auf dem gewöhnlichen Leiterwagen, der für die Landwirthschaft eingerichtet war, und konnte die Süßigkeit einer solchen Landfahrt nicht genug rühmen, als äußerst wohlthätiges Gefühl durch Mark und Bein über die Erfüllung des göttlichen Willens. Dagegen war er jeden Augenblick bereit, mit seinen schönsten Pferden die Feldfuhren armer Leute

unentgeldlich zu bestellen, da der Schöpfer Himmels und der Erde diese Aushilfe als Grundlage heiliger Ackerbaugesinnung schon beim Austriebe der ersten Menschen aus dem Paradiese zum Trost armer Sünder angeordnet hatte. Dabei verlangte er aber das strengste Geheimniß, daß seine Pferde diese Armendienste geleistet hätten und pries die Thiere selig, daß sie gewürdigt worden seien, der Armuth die schuldige Ehre zu erweisen und die Zeit der paradiesischen Unschuld in's Gedächtniß der Menschen zurückzurufen. Er wollte auch gefunden haben, daß die Pferde bei solchen Landfuhren für arme Leute am herrlichsten einherschritten, weil ihnen Gott das süße Gefühl einathme, theilzunehmen an dem Berufe der landwirthschaftlichen Brüderlichkeit und Gleichheit — gewiß ein Socialismus, dem man seine Hochachtung nicht versagen kann. Wollten seine Knechte brummen, daß durch diese Fuhren ihre eigenen Feldarbeiten wenig gefördert würden, so sagte er mit großem Ernst: „Ihr versteht Nichts! Alle Garben sind mein, die ich führe aus Liebe zu Gott und den Menschen, und was nicht in meine Scheune kommt, haben die Engel Gottes für die liebe Armuth in Pflege und Aufsicht genommen.“

Nach dieser Ansicht vom Ackerbau, als dem Urgrund alles gesunden Lebens auf Erden, bildeten sich in ihm eigene politische und religiöse Grundsätze aus für das Leben und Gedeihen der staatlichen Gesellschaften. Ihm galt nur diejenige Einrichtung für natürlich und richtig, welche auf die Verehrung und Selbsthandhabung des

Ackerbaues gegründet war. „Unser modernes Beamtenwesen“, behauptete er einst, „wird nie zur gesunden Blüthe kommen, weil man es vom Ackerbau und vom unmittelbaren Interesse für denselben getrennt hat. Dadurch ist es ein Kunstprodrukt geworden, mit Lehmfüßen, ohne lebendige Wurzel im Volk, isolirt vom wahren Leben gegen den Willen Gottes. Gott hat Niemanden ausschließlich zum Schreiber erschaffen, und was die Welt davon macht, schlägt der nächste beste Zufall als schlechtes Gefäß in Scherben. Der einfältig-kindliche Glaube ist aus dieser verunglückten Gemächte entwichen, keine wahrhafte Begeisterung für die überirdischen Güter will darin wurzeln, ein leichter Weltsinn hat es wie ein entnervendes Schwammgewächs überzogen. Daher die Erscheinung, daß man in den meisten deutschen Ländern die Ungläubigen, Schwachgläubigen und Irrgläubigen vorzugsweise unter den Beamten suchen muß, die das Unglück ihrer Lage als esprit de corps gegen die Freiheit und Unabhängigkeit der katholischen Kirche ebenso sehr treibt als gegen die älteren, aus den ackerbaulichen Besitzverhältnissen hervorgegangenen Landstände. Kein Wunder, daß in aufgeregten und aufregenden Zeiten die ganze bureaukratische Heerschaar nicht bloß den Muth, sondern sogar den Verstand verliert zur Bewältigung der revolutionären Zeitströmungen, die sie durch ihre papierne Stellung oft gegen alle Voraussicht hervorruft, nährt und begünstigt.“ Er ging hierin so weit, daß er, als seine beiden Söhne, wackere junge Leute, sich dem Beamtenstande zuwendeten, den tiefen Schmerz dieser Verirrung vom Ackerbau und

gesunden Menschenverstande nicht verhehlen konnte. „Sogar bezahlen wollen sie sich lassen“, klagte er mir sichtbar bewegt, „während doch nur die rechte, von Gott geheiligte Arbeit des Ackerbaues und der um ihn fließenden Gewerbe eines Lohnes werth ist. Mit solchem Gelde möchte ich nicht haushalten. Mir erbarmt der gute Kaiser, daß er solche unerfahrne Jugend zu Reichsdiensten haben soll. Der jüngere Sohn nennt sich sogar Collegialrath; ach! wieder einer von jenen Räthen, die Niemanden rathen können, und von allen Verständigen auf dem Boden des Lebens und der Erfahrung Rath annehmen sollen.

Diese unnatürliche Stellung der modernen Beamten läuft folgerichtig in die Schmarotzerpflanze des doctrinären Constitutionalismus aus, den man am besten in den deutschen Kleinstaaten studiren kann. Die letztern werden nie zur Ruhe kommen, so lange das constitutionelle Geschwätz Tausende aus dem Säckel des armen Volkes nutzlos verschlingt. Da kein überwiegendes Ackerbauinteresse einigermassen heilkräftig dagegen einwirkt, so gedeihen nur die Mistbeete mit den ephemern Pilzen parlamentarischer Wühlerei ohne möglichen Sauerstoff, um die geschmacklose Teigmasse der Professoren-, Advokaten- und Beamten-Weisheit zu durchdringen. Der Bauer verliert unter solchen Umständen alle Freiheit des Urtheils und des Bestandes, ein kläglich mißbrauchtes Mittel, um die Schwatzhaftigkeit des unackerbaulichen Drohnenvolkes zu remuneriren. Auf seine Kosten wird das eckelhafte Parteispielen ausgebildet,

betrieben und in die Bierkneipen eingeführt, wodurch allmählig die beste Bauernatur entackerbaut und verkannegießert wird. Da ist es aus mit aller Ruhe in jedem Lande, mit allem Fleiße der beharrlichen Arbeit, mit aller Sparsamkeit und Einfalt angeerbter Tüchtigkeit. Menschen, die ich nicht nennen will, tauchen als Volksführer auf, welche die künstliche Aufreizung zum täglichen Geschäfte machen und Alles vergessen können, nur sich selber nicht, bloß möglich in Kreisen, wo maulfertige Redekniffe an die Stelle des Pfluges treten, und die patriarchalische Weise des Landlebens im rumorenden Schnapps- und Bierkneipenthum untergegangen ist. Aus dieser Quelle stammen die Kräfte, mit denen in Deutschland Geschrei gegen die rechtmäßige Obrigkeit und in glückligen Märztagen Revolution gemacht wird; Lumpen, die man von der Arbeit des Feldes in's politische Nichtsthun verlockt hat, Gesellen des Blaumontags, die auf Kosten des Ackerbaues unhältigen Gewerben und Fabriken zugesteuert sind, liederliche Wanderseelen ohne Geschicklichkeit und Arbeitslust, ohne Heimath und Liebe zu derselben. Diese nennen sich mit großer Zuversicht das Volk, den Ausdruck der öffentlichen Meinung, Recht und Landesverfassung, ungefähr mit der gleichen Berechtigung, wie die Raupe am Baume spricht: „Ich bin die Blüthe und die Bürgschaft für reiche Früchte im Lande!“ Freilich werfen mir die Doctrinäre ein: „Schau auf England!“ „Das ist es aber gerade, was meine Meinung bestätigt. Dort liegt die gesunde Volkskraft im Zug und in der Liebe zum Landbau, zur Natürlichkeit des Landlebens, zur Unschuld in Wald

und Wiese, in Berg und Thal. Dieser Grundzug englischen Wesens durchdringt sieghaft alle Klassen der Gesellschaft mit solcher Macht, daß demselben die Fabriken gehorchen, die Professoren und Beamten huldigen, die Phrasenmänner des Parlaments nachgeben müssen. Nicht das Parlament erhält den Staat aufrecht, sondern das Parlament ist nicht im Stande, die Gesundheit des englischen Volkes auf der festen Heimathscholle zu zerstören, wie in Frankreich, wo das unnatürliche Vorwalten des Stadtlebens die Oberhand hat, und der Ackerbau ohne nationale Geltung ist.«

24.

Aus dem Leben eines Sonderlings.

2) Studium und Geistesinteressen.

Unser Freund von der Etsch war den Ordensgeistlichen und ihren Instituten auch deßhalb gewogen und herzlich dankbar, weil sie zur Zeit ihrer höchsten Blüthe und Sittenreinheit durch ihre emsige Arbeit die klassische Literatur aus dem Strudel der Völkerstürme gerettet und dadurch der allgemeinen Menschenbildung einen unermeßlichen Dienst geleistet hätten. Er liebte überhaupt das Studium der lateinischen und griechischen Klassiker und lernte noch in seiner zweiten Lebenshälfte mit Mühe und Anstrengung die griechische Sprache, um den Homer im Original zu lesen, und verband mit dieser klassischen Geistesrichtung seine wunderbaren Vorstellungen vom Ackerbau als Lebensgrund der menschlichen Gesellschaft. „Was der Mensch ohne Ackerbau und Liebe zum Landleben ist,“ äußerte er lebhaft, „ein lotterhafter Gesell ohne Halt und Tüchtigkeit, das ist der Geist ohne klassische Bildung, marktschreierisch vielleicht und prahlhaft, aber nie gründlich und gediegen, nie ein Muster in jener Anmuth und Lieblichkeit, die man nur aus den Schriften der Griechen und Römer sich anbildet. Es kann keinem Denker entgangen sein, daß gerade diejenigen Kirchenväter am nachhaltigsten in

ihren Schriften für die Kirche gewirkt haben, welche ihre Jugend mit den Geistesblitzen der klassischen Welt bewaffnet und kampffertig gemacht hatten. Nehmet den Ackerbau und die klassische Literatur aus der Welt, dann ist für Deutschland die Zeit der Wilden gekommen, die freche Raubübermacht der thüringischen Schlösser in der kaiserlosen, in der entsetzlichen Zeit. Selbst das Christenthum kann ohne diesen Doppelboden der Menschenbildung keine tiefe Wurzeln fassen. Einzelne mögen davon beseligt werden, aber das Ganze bleibt in der Barbarei zurück. Das lehrt der Geist der Weltgeschichte, welcher das ackerbauliche und klassische Element vorausgehen ließ, um auf beiden die ewige Wurzel der Sitte und Lebensbildung durch Christus einzusenken. Wo diese geschichtliche Wahrheit für das Studium der Klassiker verkannt wird, wuchert auf der einen Seite die ungeschlachte Rohheit, wovon uns die Demokraten in den deutschen Kammern und Volksversammlungen so treffliche Beispiele liefern, auf der andern Seite der oberflächliche romantische Geist, welcher die deutschen Niederungen unter Wasser gesetzt und alle Unnatur des Lasters und der verbuhlten Phantasie in Romanen des In- und Auslandes zusammenschlemmt. Das lesende Publikum verfällt in dieser Ueberfluthung dem Müßiggange der schlechtesten Art, wo die guten Kräfte des Menschen ausarten, und sich in die Fäulniß fremdartiger Zustände hineinbohren wie der Käfer in den Koth der Straße“.

Und was er Anderen vortrug, übte er an sich mit nachhaltigem Eifer. Viele Jahre studirte er nicht bloß

die Mathematik als einen vom Vater geerbten Lieblingsgegenstand für seine Thätigkeit, sondern auch die alten klassischen Schriftsteller, von denen er auf die großen Geister der Franzosen, Italiener und Engländer überging und interessante Vergleichungen anstellte. Er trieb diese weltdurchgreifenden Studien mit größter Gewissenhaftigkeit in öfterer Wiederholung des nämlichen Buchs als entschiedener Feind aller Schnellleserei. „Diese verschlingende Schnellleserei“, pflegte er zu sagen, „macht weichlich, phantasiekrank, weltunzufrieden und verzehrt das beste Oel des Geistes in kläglicher Einbildung und Eitelkeit. Denn diese allein ziehen Nutzen daraus, und das beste Buch, weltflüchtig gelesen und schlecht verdaut, setzt uns den Teufel in die Seele.“

— — — — — — — — — — —

Als ich ihm einst meine Verwunderung ausdrückte, wie er um neue Bücher habe nach London reisen können, trotz der ihm angeborenen Sparsamkeit in ein so theures Land, fiel er lebhaft ein: „England ist das wohlfeilste Land, das ich bisher angetroffen habe. Ach! noch denke ich mit Sehnsucht an das vortreffliche Bier, das schmackhafte Brod, den duftigen Käs und das allerliebste Dachstübchen, nirgends so wohlfeil und so comfortabel zu haben als gerade bei John Bull. Dabei habe ich im Lernen die besten Fortschritte gemacht. Im Parlamentshause wurde mir erst ganz klar, daß der vielgerühmte Constitutionalismus eitel Geschwätz und glücklicher Weise nicht im Stande ist, den vortrefflichen englischen Ackerbau zu Grunde zu richten, wie in machtlosen Duodezstaaten bei uns. Der mit Gartensorgfalt gepflegte

Ackerbau ist der Grund altenglischer Freiheit und Constitution, auf die Freiheit und Unabhängigkeit der Person und der Familie begründet, allein stark genug, daß sechshundert Schwätzer in der Hauptstadt nicht vermögen, das „Mark der Männer und die Stärke des Herzens“ vom Felde des Ackerbaues aufzufressen, oder in die Taschen der nachgeborenen Söhne zu stecken. Der König von England ist das Symbol dieses Ackerbaues, unangreifbar und unüberwindlich, um alle Advokaten zu demüthigen, die Parlamentsschwätzer unschädlich zu machen, und die Intriguanten zum verdienten Selbstmorde zu bringen.“

Von seinen Bücherkäufen zu Frankfurt kam er weit früher zurück, als er ursprünglich festgesetzt hatte. Auf unsere Verwunderung darüber sagte er, sichtbar aufgeregt: „Ich hatte nicht überlegt, daß sobald Frohnleichnam wäre. Deshalb bin ich schnell umgekehrt, damit ich daheim die Prozession des allerheiligsten Leibes und Blutes Christi begleiten konnte. Und dann hat eine richtige Seele bald genug an den berühmten Vorhügeln des Taunus. In vielen Ortschaften besteht gar keine katholische Kirche, wo ein ordentlicher Gottesdienst stattfände, und als ich einst in eine protestantische ging, ach, Gott sei mir armen Sünder gnädig! Eine Hand voll Zuhörer, der herzzerreißende Gesang von abgelebten Matronenstimmlein, und der Prediger, ein Papier in der Hand, und herauslesend, daß alle guten Werke nichtig und der Glaube allein seligmachend seien. Größere Langweile kann ich mir keine denken. Gott Lob, daß ich wieder zu Hause bin!“

Als bei dieser Rede einer der Anwesenden geringschätzig über Frankfurt urtheilte, fiel er ihm ernsthaft in die Rede. „Freund! Ein langweiliger Gottesdienst hat mit der guten Stadt Frankfurt Nichts gemein. Frankfurt, die kaiserliche Stadt am Main, geht im Psalmgesange nicht unter. Da sind alle Tugenden und guten Bücher zu finden, wenn man sie von den schlechten abzusondern weiß. Da ist der Mittel- und Schwerpunkt der deutschen Welt von Karl des Großen Zeiten her; der verschüttete Quell aller Ordnung für das deutsche Leben. Ich erleb' es nicht mehr, aber die fröhliche Jugend wird einst jauchzen über den herrlichen Kaiser, welcher von der Eider bis an die Vogesen und den Po, von den Quellen des Rheines bis an die Weichsel und an's schwarze Meer unangreifbar gebietet. Zu Frankfurt am Main hat er sich seine Krone im Römer auf's Haupt gesetzt und war mächtig genug, einerseits die verlorenen deutschen Marken wieder zu gewinnen, andererseits alle Bruchtheile fremder Nationalität in eine einige große deutsche Nation von hundert Millionen Menschen zu verschmelzen. Gewiß der schönste Beruf, den eine deutsche Stadt haben kann, diesen mächtigen Kaiser der deutschen Nation in ihrer Mitte zu verehren und zu lieben."

Die tiefe Religiosität unseres Freundes hatte in der Regel eine ganz eigne Stille, Demuth und Bescheidenheit. Alles Auffallende der Andacht, alle gesuchte Ostentation mit den heiligen Gefühlen der Gottesverehrung war ihm zuwider, alle Außenseite ohne lebendige, liebever-

klärte, die Frömmigkeit des Herzens darstellende That ein Gräuel. „Das wahrhaft innerliche Tiefe“, lehrte er uns eines Tages, „ist seiner Natur nach in himmlischer Güte und Gottesnähe viel zu selig, als daß es äußerlich rumoren und gleißen könnte. Es flieht die menschliche Akklamation als Störung des Friedens und der verschämten Liebe, der reinen Lust und Treue vor Gott. Was von dieser innerlichen Erhebung aller Seelenkräfte in Gott zum Vorschein kommt, ist still und unscheinbar wie der Keim des Saatkorns, der über Nacht sich grün aus der Erde spitzt und thaubenetzt in's Morgenroth betet“.

25.

Zur Charakteristik von Möhler.*)

Mit Vergnügen sah er überall das Aufleben der älteren religiösen Orden, drang aber ebenso entschieden auf neue, der Zeit angepaßte, in Wissenschaft und Tugend festgestellte Grundlagen, ohne welche die Form nie genügen werde, den Geist zu beleben, der Gegenwart zu leisten, was Noth thue und die Aussicht auf ihren gesicherten Fortbestand in der gebesserten Zukunft zu begründen. Von den barmherzigen Schwestern sagte er, er sei in seinem ganzen Leben durch Nichts so sehr gerührt worden als durch die Aufopferung und Liebe dieser heldenmüthigen Jungfrauen am Rheine. Der Lehrberuf stand so reizend und segenreich vor seiner Seele, so zusagend seiner Neigung, daß er auch dann nicht den Muth hatte, an's Aufgeben seiner Stelle zu

*) Joh. Adam Möhler, einer der ausgezeichnetsten Männer der neueren Zeit auf dem Gebiete der kathol. Wissenschaft und des religiösen Lebens, der unsterbliche Verfasser der „Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnißschriften," geboren am 6 Mai 1796, gestorben am 12. April 1838 in München, nachdem er eben zum Dom-Dekan in Würzburg ernannt worden, befand sich im Hochsommer 1836 zu Meran.

denken, als wohlmeinende Freunde die Nothwendigkeit dieses Schrittes aus gesundheitlichen Rücksichten von ferne durchschimmern ließen. Uns entging nicht, daß seine Gesundheit im Lehrberufe zu München in einem ihm unzusagenden Klima nicht Stand halten könne. Deshalb wendeten wir auch Alles an, ihn wenigstens auf längeren Urlaub in Südtirol festzuhalten. Er hörte uns stets liebevoll an, oft mit einer Thräne im Blick, aber er war nicht zu bewegen, auf einen solchen Vorschlag einzugehen. Sein Gesicht bekam dabei ein schmerzlich lächelndes Ansehen, es war wie ein Hinausschauen auf den Kreis junger Leute, seiner Zuhörer, die er von seinem Wesen, von seinem Glücke nicht trennen konnte, ein Veteranenabschied von den Lieben seines Hauses, weil es galt, das Leben einzusetzen für die Kirche als Lehrer der deutschen Jugend. Er nahm daher auch bei uns an Allem den lebhaftesten Antheil, was auf die Erziehung Bezug hatte. Besondere Liebe und Aufmerksamkeit schenkte er dem Gymnasium und der Schulanstalt der englischen Fräulein in unserer Stadt, so daß er mit der edelsten Humanität alle ihm zu Ohren kommenden Urtheile über beide Anstalten sammelte und denjenigen mittheilte, von deren Mitwirkung er die Handhabung des Guten und Wahren erwarten zu müssen glaubte. Als ich ihn eines Tages in's englische Fräuleininstitut begleitete, fiel ihm die Hauptlehrerin des Mädchenpensionates auf, eine hochragende Gestalt in den besten Jahren, die unbefangen wie ein Kind vor ihm stand und lächelnd die nöthigen Auskünfte gab. Beim Fortgehen nahm er mich auf

die Seite und sagte ernst: „Können Sie mir bürgen, daß diese Dame aus eigenem Trieb, aus Liebe Gottes diesen Stand gewählt hat?“ Und als ich die Frage bejahen konnte mit Gründen, die ihn in große Verwunderung setzten, sagte er gerührt: „Solche Seelen sind Bräute Christi!“ Seine innige Frömmigkeit, besonders in der Kirche bei der heiligen Messe, gab nicht bloß seinen Worten und Handlungen, sondern seinem bloßen Erscheinen, seinem Auftreten eine unwiderstehliche Kraft, die ihm Aller Herzen gewann und anzog. Man erinnert sich jetzt noch mit Freuden an seine hehre, menschenfreundliche Erscheinung, und diese Erinnerung lebt in moralischen Folgen segenwirkend fort. Daher hat sein Tod hier um so tieferen Eindruck gemacht, je tiefer das Bild des milden, weisen Lehrers vor unserer Seele stand. Möge sein Andenken lange unter uns fortleben als der beste Commentar zu seinen geistreichen Schriften, segnend und belebend, was der Verklärte auf Erden vertreten, Wahrheit und Tugend der katholischen Kirche.

So weit schrieb ich bald nach seinem Tode 1837 in Südtirol, und da der Aufsatz für einen engeren Leserkreis bestimmt war, so mußte Manches wegbleiben, was zur Ergänzung des Bildes jetzt wohl nachgeliefert werden mag. Möhler war nicht bloß von einer unheilbaren Krankheit angezehrt, sondern auch von seinen gesellschaftlichen Verhältnissen in München krankhaft gereizt. Nicht nur vermißte er dort überall die blühenden Hügel des herrlichen Neckarthales, den unvergeß-

lichen Frieden des heimathlichen Waldes, an dem seine Wiege gestanden, die leichte, oft anmuthige Natur der treuherzigen Schwaben und Hessen, die einen scharfen Gegensatz zur Schwerfälligkeit anderer deutscher Volksstämme bilden. Er konnte sich selbst in die physische Lebensart der Bayern nicht finden und mußte, wie ein reisender Prinz, die rheinländische Küche mit sich nehmen, ohne damit unter ganz anderen Umständen stets die nämlichen Resultate zu erzielen. Bier vertrug er nicht; Wein stimmte zum Münchener Klima und der Reizbarkeit seiner Natur wenig. Und je zarter er gebaut war, desto mehr fand er sich unwohl in der ihm aufgenöthigten Lebensweise. Ueberdies hat wohl jeder gutorganisirte Geist die Erfahrung gemacht, daß zur Begründung einer innigen, allein genußreichen Freundschaft jugendliches Alter am meisten geeignet ist. Wer plötzlich, bereits über die Dreißig hinaus, die Heimath verläßt, um seine Hütte im fremden Lande aufzuschlagen, findet dort wohl gute Bekannte, aber keine eigentlichen Freunde, mit denen man leben und sterben möchte. Bei Möhler war dies noch mehr der Fall, da seine empfindliche Natur von Jugend auf nur mit großer Vorsicht und Auswahl sich dem Freundesherzen erschloß, und sein Krankheitsgefühl Manches ernsthafter nahm, als es gemeint war. So stand er nach seinem eigenen Bekenntniß in München fast allein, und dieses Alleinstehen nahm bald die Form einer absichtlichen Umpuppung vor fremden Einflüssen an. Was er mir hierüber mittheilte, darf ich wohl veröffentlichen, ohne Furcht, geachtete Männer im Kreise der bayerischen

Hauptstadt zu kränken, da es mir nothwendig scheint, um Möhlers Art in's gehörige Licht zu stellen: „Ich bin,“ sagte er mir auf einem Spaziergange nach Allgund, — „für die gelehrte Welt in München ein verpfuschter Mensch. Männer, wie Döllinger, Lassaulx, Sepp, Moy, die beiden Görres, Seyfried, Philipps und Andere werden stets ehrwürdig vor meiner Seele stehen, aber der Umgang mit ihnen wird mir in manchen Stunden schwer. Das Scharfmarkirte ihres Kirchenthums ist auch meine Ansicht und Ueberzeugung, aber die Art des Vortrages, die Verlautbarung der inneren Welt und die Stellung zur Gegenwart, welche diese Männer charakterisirt, greift mich oft an, es verletzt meine Nerven. Ein Witzwort meines Freundes Döllinger, ein strenger Kraftausdruck des Professors Görres, ein Aufsatz des Professors Moy in der neuen Würzburger Zeitung bringt mir schlaflose Nächte. Deshalb muß ich ihre Gesellschaften fast ganz meiden und auf mich allein gestellt bleiben. Diese unfreiwillige Einsamkeit hat ihre nachtheiligen Folgen für Körper und Geist zugleich, und anstatt meine Studien zu fördern, bin ich in Gefahr, einseitig und weltscheu zu werden.“ Diese Kluft riß immer tiefer, je mehr seine Kränklichkeit fortschritt und die empfindlichen Saiten straffer gespannt wurden. Besonders aus diesem Grunde gefiel es ihm in Südtirol so wohl, da er hier in der ersten Zeit nirgends an die Spitzen kämpfender Grundsätze gerieth und die friedlichen Neigungen seiner Seele gewähren lassen konnte, ungeachtet er wohl einsah, daß jene Kämpfer für die katholische Kirche oft ganz andere Waffen führen

müßten, als seine zartgebildete Seele gebrauchen und vertragen konnte.

— — — — — — — — — — — —

Ich sammelte damals an den Fragmenten „Tirol und die Reformation“, und äußerte ihm unverhohlen mein Bedenken über die Veröffentlichung mancher Theile jener Schrift. Er ging mit Liebe und seiner Gewohnheit nach gründlich auf jene Bedenken ein. „Sie haben Recht,“ sagte er, „nach verschiedenen Seiten hin werden Sie anstoßen. Ihre Nachweise über die verdorbenen Sitten Ihrer Heimath zur Zeit der Reformation werden alle Zöpfe in Bewegung bringen, die Nichts für gut finden, als was sie nie gesehen und nie gekannt haben. Aber Sie sind solchen Leuten keine Aufmerksamkeit schuldig, und wenn diese unwiderlegbaren Thatsachen nicht zum Vortheile der Kirche in's gehörige Licht gestellt werden, so wird sie der Haß gegen die Kirche ausbeuten und entstellen. Wenn Sie ferner nachweisen, daß in der Stunde der Gefahr der katholische Glaube vorzugsweise durch begeisterte Persönlichkeiten erhalten worden sei, so werden Ihnen alle Curien und Kanzleityrannen, alle geistlichen und weltlichen Bureaukraten, alle kleinlichen Seelen aus Neid und Eitelkeit grollen, ungeachtet die Weltgeschichte längst für Sie entschieden hat. Denn sie meinen in ihrer beispiellosen Unschuld, daß das Gute von ihnen ausgehe und daß ihre Nüchternheit die Welt erhalte. Ihr Unwille schlägt leicht in Haß über, machen Sie sich darauf gefaßt. Wenn wir diesen Menschen zu Gefallen schreiben wollen, so finden wir mit Recht keine Leser, denn Niemand hat

auf Erden Lust, sich von der Langweile tödten zu lassen, und ihre stolze Frage: „Was ist Wahrheit?“ beweist überhaupt, daß sie mit der Wahrheit nicht viel zu thun haben. Endlich werden manche schäferlichen Protestanten zornig sein über scharfe Ausdrücke gegen die Reformation, die Sie aus den Schriften der Reformationszeit auffrischen. Sie leben der harmlosen Meinung, daß damals Alles mit seidenen Handschuhen abgethan wurde, und die Reformatoren so breiweich und blasirt waren, wie das moderne Geschlecht, ihre Kinder und Kindeskinder. Das war doch anders und ich finde es lehrreich, daß sie einander so bengelhaft-derbe, so bäurisch-schimpfhaft, so zornig-rasend begegneten in Schriften, die wir alle nachlesen können. Es war dies weit redlicher, als der Versuch es ist, den Stand der Sache abzuläugnen, und an gleichartiger Gegenrede von Seiten der Katholiken konnte es nicht fehlen. Uns kann und soll kein solches Geschrei irre machen. Was am meisten angefeindet wird, kann wohl nur Wahrheit sein, denn die Welt verträgt Alles, nur die Wahrheit und das Recht nicht, und wo am lautesten gebrüllt wird, da kann unser Unrecht nicht groß sein.“

Er schied von uns in tiefster Ergriffenheit, die er gar nicht zu verbergen suchte. Daß er mit sichtbarer Vorliebe und fast ausschließlich mit uns Benediktinern, Professoren am dortigen Gymnasium, umgegangen, war bei ihm nicht so fast persönliche Hinneigung gewesen, sondern in Folge einer historischen Richtung seines Lebens. Sie sind Sproßen einer ganzen Familie,“ sagte er zu uns, „die durch Jahrhunderte den Anbau des

Landes und der Wissenschaft in Europa vertreten und die Vermittelung der alten Welt mit der neuen möglich gemacht hat. Deshalb muß ich sie vorzüglich lieben und achten. In Deutschland, wo man jetzt so hochmüthig die Mönche verachtet, haben fest diese verachteten Männer allein die Menschenbildung im Urwalde begründet und an vielen Orten, wo jetzt die Reformation die ehemals katholischen Einkünfte verzehrt und sich mit Kirche und Schule comfortabel fristet, hat die Maßhaltung, der Fleiß, die Abtödtung demüthiger Mönche die Mittel geschaffen für das moderne Kirchen- und Familienglück. An anderen Orten, wo die schwielige Hand der frommen Ordensbrüder die erste Rebe an den Fels gepflanzt, den ersten Kirschbaum aus Spalier gezogen, regieren und hausen jetzt die deutschen Herzoge und Könige in zierlichen Städtchen mit einer lustigen Bevölkerung, die den Bierkrug bis zur Neige leert, ohne an das Gerstenkorn zu denken, welches vor Jahrhunderten aus der Hand des Mönches in die Furche gefallen und von seinem Schweiße befruchtet worden ist. Und unsere Bibliotheken könnten wir jetzt mit Leichtigkeit zu Kasernen und Fabriken brauchen, wenn nicht fleißige Mönche das unermeßliche Material geliefert hätten, um zum Nutzen menschlicher Ausbildung und Gesittung die Fächer mit gelehrten Werken aller Art zu füllen. Darüber geht unser dankloser Zeitgeist nicht bloß hinaus, sondern er schafft noch zum Ueberfluß eine Lessingsche Hussitenkunst, wo die Karrikatur an die Stelle reiner Formen tritt, und die sächsische Grobheit der Reformationszeit sich eigenhändig mit grellen Farben

das Gesicht malt zum neuen Einbruch in's gesittete Leben. Da hat die Priester- und Mönchsverspottung ihren geeigneten Salon mit Zerrbildern, die unglücklicher Weise aus den Reihen der Spötter genommen und abconterfeit wurden und den grellen Gegensatz zum gesunden Leben der geistlichen Orden bilden. Aber wer Geschichte gelernt hat und ein treues Herz in der Seele trägt, der schaut mit Ehrfurcht zu jenen klaren einfachen Männern der klösterlichen Vorzeit und ihren Nachfolgern empor, denen wir die Bildung der Menschen in Europa verdanken. Der unnatürliche Haß gegen alle Ordensgenossenschaften kommt mir vor, wie böses Gewissen." Als ich mich mit tiefen Schmerze von ihm losriß, drückte er mir innig die Hand und sagte: "Unverzagt, lieber Freund! die Lüge der Zeit muß vergehen; die Wahrheit allein ist ewig!" Wenn ich jetzt nach Jahren den Gesammteindruck, den mir seine Persönlichkeit gemacht hat, zusammenfasse, so muß ich sagen: Möhler war kein Buchgelehrter, kein speziell theologischer Mann vom Fache, dem die übrige Welt unbekannt oder gleichgiltig war. Man konnte ihn in der Sprache mystischer Seelen mit einer zartbesaiteten Harfe vergleichen, an der jeder Hauch der Zeit, jedes politisch-kirchliche Ereigniß, jede Freude und jeder Schmerz scharf anklang, mehr oder minder leidenschaftlich, aber nie ohne den Adel einer feingebildeten Seele, die auch im Schmerze schön ist. Sein Weltschmerz um die Kirche und ihre Gefahren erinnerte mich stets an jene tiefen und doch maßvollen Klageseufzer der Helden in den Tragödien des Sophokles, worin ein höherer Geist den Ton der

Wehmuth anstimmt, nicht ohne Zuversicht, daß Tausende untergehen können, aber am Ende die Idee, der sie gedient, den Sieg behalten wird. Aus diesem Grunde haben auch Möhlers Schriften eine so tief einschneidende Kraft in die Zeit, weil sie auf einem Gefühle beruhen, das in der Gegenwart wurzelnd, prophetisch die siegreiche Zukunft für Gott und die Kirche begrüßt. Der menschlichen Charaktere gibt es unendlich viele und mannigfaltige. Keiner ist ganz von jedem Fehle frei. Das Gute, in allen Charakteren zusammengenommen, macht erst den wahren Menschenwerth aus.

26.

Zur Charakteristik von Michael Feichter.*)

Nebst der ausgebreiteten Kenntniß seines eigenen Fachs interessirte ihn Alles im weiten Gebiete des menschlichen Wissens. Sogar wo er Alters halber nicht mehr selbst Einsicht nehmen konnte, ließ er sich gerne erzählen, und eignete sich alles Wissenswürdige und Nützliche mit unglaublicher Findigkeit und eben so vieler Demuth an. „Zuviel weiß eigentlich bloß der Stolze," bemerkte er, „welcher das Wissen zum Verderben der Seele miß-

*) Der treffliche M. Feichter war Seminar-Regens und Professor der Theologie zu Brixen Geboren den 27. August 1766 zu Mühlen-im Pustertyale, ward er 1790 zum Priester geweihet und erhielt sogleich die Lehrkanzel des Bibelstudiums und der orientalischen Sprachen an der neuerrichteten theologischen Lehranstalt zu Brixen. Die bayerische Regierung hob dieses Institut i. J. 1807 auf und Feichter trat erst 1815 neuerdings als Subregens in das Priesterhaus 1820 wurde er Consistorialrath, 1827 Regens. Als solcher starb er am 6. Januar 1832 — ein unersetzlicher Verlust für die Diözese Brixen. Seine „Historia Evangelica ex verbis sanctorum quatuor evangelistarum concinnata et in ordinem redacta," 1802, ist Umarbeitung und Erweiterung eines älteren Werkes. Sein „Manuale Sacerdotum" 1811, 1827, 1839, ist ein überaus nützliches Werklein insbesondere für angehende Priester.

braucht.“ Es lag im Manne eine herrliche Einheit, ein allbeherrschtes Princip, welches das Verschiedenste gleich in das rechte Fach einzureihen und zum Gebrauche in der Seele herzurichten verstand. In diesem Sinne zu lernen, war er jeden Tag seines Lebens ernstlich bemüht; es war in ihm kein Drang, engherzig zwischen Geistlichem und Weltlichem zu unterscheiden; selbst das weltlichste Wissen wurde durch den Anflug in seiner schönen Seele veredelt, dem heiligsten Zwecke dienstbar gemacht, scharf ausgeschliffen zur Waffe für Recht und Wahrheit. Er war in diesem Sinne wahrhaft liberal, wenn ich mich dieses verbrauchten und gemißbrauchten Ausdruckes bedienen darf. Und ich muß auf diese Eigenschaft des edlen Mannes besonders in der jetzigen Zeit aufmerksam machen, wo vielfältig eine Einseitigkeit der priesterlichen Ausbildung überhand zu nehmen anfängt, die der priesterlichen Wirksamkeit besonders in den Kreisen der großen Welt sehr ungünstig werden muß. Wir dürfen nie vergessen, daß unser Einfluß auf die Welt anfangs nur dadurch Wurzel fassen kann, daß die noch unerleuchtete, im Rohen und Unklaren befangene Masse zur Fortbildung geweckt wird durch unser geistiges Uebergewicht, das erst die Empfänglichkeit herstellen soll für den Unterricht in der Tugend und Gottesfurcht. Leider müssen wir in gebildeten Kreisen zuerst imponiren, um wahrhaft erbauen zu können. Deshalb war Feichter'n alles menschliche Wissen achtungswerth. Ein Beispiel für meine Behauptung mag genügen. Er kannte unsere Vorliebe für die klassische Literatur der Griechen und vorzüglich für Homer. Er selbst hatte

davon nur das erste Buch der Iliade gelesen. Da fiel es einmal einem Prediger ein, gegen Homer zu eifern, und die Rohheit seiner Helden an's Licht zu setzen, um die Charaktere der Bibel zu erhöhen. Das Ungehörige dieser ganzen Zusammenstellung fiel uns auf; es entstand ein lebhaftes Eifern dafür und dawider, und nicht lange konnte Feichter der Sache selbst fremd bleiben. Er ließ den eifrigsten Verfechter der klassischen Literatur eines Abends rufen, und sagte: „Nicht wahr, die Helden des Homer sind wohl elende Wichte?“ „Es kommt Alles auf die Auffassung an,“ versetzte Jener. „Wie meinen Sie das?“ fiel er lebhaft ein. „Meine Meinung ist klar,“ fuhr der Humanist fort, „um über die klassische Literatur ein haltbares Urtheil zu fällen, muß man sie ganz kennen und vom klassischen Standpunkte aus beurtheilen. Dann erhält Alles seine eigenthümliche Farbe und seine von Gott angewiesene Stellung. Es ist ein bedauerlicher Irrthum, wenn man Homer für einen überflüssigen oder wohl gar schädlichen Nagel in dem Kopfe der Weltgeschichte hält.“ Hierauf setzte er ihm kurz den Plan der Odyssee auseinander, die feinen Bezüge der ewigen Moral, die selbst nach Paulus in jedem Menschenherzen anklingen, die Jeden erleuchten, der in diese Welt kommt, und die also im Homer nicht nur nicht fehlen, sondern ihn vorzüglich auszeichnen; und zum Beschlusse sagte er: „Der größte Fehlgriff besteht darin, daß man Homer mit der Bibel vergleicht. Es gibt verschiedene Bildungsstufen in der Weltgeschichte; das Christenthum wurde nach dem Plane der Vorsehung allmälig angebahnt, und dieses leise Athmen des ewigen

Geistes, das durch die ganze Geschichte geht, herauszufühlen, es historisch zu begründen, wie es der große Bossuet gethan hat, es zu einem Mittel zu machen für die Lehre Christi, wie es selbst Augustin für die Philosophie nicht verschmähte, ist jedenfalls frömmer und wissenschaftlicher, als rohes Schimpfen auf die Rohheit der homerischen Erscheinungen, die weit zarter sind, als selbstgefällige Querköpfe glauben.“ Er lächelte fein: „Deo sint laudes! man ist nie zu alt, um etwas Neues zu lernen. Der gute Prediger hat nur den ersten Gesang der Iliade gelesen, wie ich, und die Halbheit macht die betrübtesten und unbilligsten Fehlgriffe im Urtheil.“

Auf gleiche Weise hörte er eines Tages von den ungeheueren Fortschritten des Fabrikwesens, den Wirkungen des Dampfes und den Anfängen der Eisenbahn-Anlagen reden. Er faßte jedes Wort aufmerksamst in die Seele, ohne etwas zu sagen. Ein junger Feuergeist neben ihm fand in diesen Erscheinungen nur die Macht des Erdgeistes, um die Gemüther vom Heiligen abzuwenden und in's Irdische herabzuziehen. Feichters Gesicht verklärte sich langsam zur größten Heiterkeit; eine ungewöhnliche Röthe stieg auf seinen Wangen morgendlich auf, und mit der ihm eigenen Lieblichkeit sagte er: „Lieber Herr, wollen Sie Hausmeister des himmlischen Vaters werden, damit er sein Walten ein wenig sparsamer und ungroßartiger einrichte? Das Leben zieht an uns vorüber mit seinen wechselnden Gestalten; aber den Faden des ganzen Zettels hat der Herr in den Händen, um das Gespinnst auszuwirken, wie es

ihm gefällt. Nicht bloß in der Weltgeschichte," fuhr er mit einem Seitenblicke auf uns weiter, "selbst im gemeinsten Leben findet eine Stufenfolge Statt, um die Menschheit auf dem Wege der steigenden Ausbildung ihrem Zweck entgegen zu führen. Was das Individuum oft mit unsanfter Einwirkung berührt, löst sich im Ganzen und Großen in die ewige Harmonie auf, zu welcher alle unsterblichen Geister bewußt und unbewußt streben. Mißbrauchen kann der Mensch seine eigene Erfindung; aber er muß dadurch gefördert werden zum Ziele, das ihm Gott gestellt." Dabei dachte er, wie es sich von selbst versteht, auf dem Boden der Glaubenslehre und der Kirchlichkeit, nicht an die Perfectibilität des Christenthums bis zur Straußischen Mythe. Er glaubte redlich an den Fortschritt in allen menschlichen Angelegenheiten, ohne durch unbefugte Uebergriffe in's ewig unverletzte Gebiet das Kindlein mit dem Bade auszuschütten, weil er sich aufrichtig auf seine Kirche stützte. Das ist überhaupt ein nie genug zu schätzender Vortheil der katholischen Kirche, daß die Linien zwischen Göttlichem und Menschlichem klar und bestimmt gezogen sind, und deshalb auf der einen Seite das freieste Gewähren und Gewährenlassen gestatten, auf der andern Seite die Wesenheit der Offenbarung auf unverletzlichem Standpunkte unversehrt erhalten. Feichter nannte dies: "die wahre Freiheit der Kirche, wo die demokratischen Himmelsstürme nicht möglich seien."

27.

Zur Charakteristik von Joh. Friedr. Heinr. Schlosser.*)

Reine ursprüngliche Kindlichkeit des Gemüthes ist die Grundlage dieses reichen Geistes von Jugend auf gewesen und bis in's höchste Alter geblieben. Er hatte wie kein Anderer in der Welt gelebt, im Umgange mit den reichsten und raffinirtesten Geistern seiner Zeit; aber der Hauch dieses Weltlebens war nicht im Stande

*) Johann Friedrich Heinrich Schlosser, geboren zu Frankfurt a/M. am 30. Dez. 1780, gestorben daselbst am 2. Januar 1851, der letzte Sprößling einer in Frankfurt von alten Zeiten her angesehenen und in den beiden letzten Generationen durch edle Geistesbildung ausgezeichneten bürgerlichen Familie. Er ist der wahrhaft unvergleichliche Uebersetzer oder vielmehr Nachbildner der schönsten Blüthen katholischer Poesie, aus der klang- und sangreichen Zeit des Mittelalters sowohl (Lieder des heil. seraphischen Lehrers Franciscus von Assissi und des sel. Jacopone von Todi) wie aus dem Dichtergarten aller Jahrhunderte und Völker. Das innigste Verständniß und ein feingebildeter Geschmack kamen ihm dabei zu Hülfe. Durch den Besitz geistiger Eigenschaften und auch großer zeitlicher Güter bevorzugt, erhielt ihn sein tiefer religiöser Sinn, sein demüthiger Glaube stets von allem Dünkel fern. Schlosser war einer der edelsten, liebenswürdigsten Naturen.

gewesen, den Blüthenstaub von dieser unbefleckten Blume zu schütteln, auf welcher die Tropfen seliger Unbefangenheit und Unschuld leuchteten. Diese tiefinnerliche Güte des Mannes war ein verhängnißvoller Prüfstein für alles Halbe, Heuchlerische, Befleckte. Unbewußt zog dieser reine jungfräuliche Mensch Alles an, was noch unversehrt war, und was er abstieß, was sich von ihm abstoßen ließ, das hatte sein Urtheil von der selbsteigenen inneren Fäulniß empfangen, der es unwohl geworden war in solcher Nähe. Dieser Instinkt der Unschuld und Reinheit, wenn ich mich so ausdrücken darf, war bei ihm im höchsten Grad entwickelt, unbestechlich, fest. Nachsicht, mildes Urtheil, zuhüllende Zartheit für Freund und Feind war bei ihm im reichsten Maße vorhanden, aber nie ein Verzeihen der schlechten Sache, nie eine Zärtelei mit der Unschicklichkeit, Taktlosigkeit, Niederträchtigkeit. „Selbst die geistreichste Bosheit, der Humor, die Ironie muß den Anhauch reiner Lüfte aus der Welt des Idealen haben,“ sagte er einst und warf die „Briefe aus Paris“ unwillig in eine Ecke des Zimmers; „sonst ist es eckle Gemeinheit, deren sich nur ein befleckter Geist schuldig machen kann.“ Und wenn er ein solches Urtheil aussprach, nahmen seine Gesichtszüge den Ausdruck eines unbeschreiblichen Schmerzes an. Nicht bloß sein Mund sprach das Verdikt aus, sondern seine ganze Geberde, das Athmen und Tönen seiner Stimme aus der bewegten Brust, das Mitleiden seines Herzens, aufsteigend aus geheimnißvoller Tiefe, der ganze volle Mensch, aus keinerlei Menschenrücksicht, sondern einzig um des Guten willen. Er war in einem solchem Zu-

stande die beredteste Klage über den Fall eines großen Talents, eine lebendig ergreifende Theilnahme für herrliche Geistesgaben, der persönliche Nothruf zur Rückkehr auf die Bahn der Wahrheit und des Rechtes.

Diese Reinheit Schlossers war getragen von einem überaus innigen Gefühle des allgegenwärtigen Gottes, den er nie aus seinem Herzen verlor, der unsichtbar alle seine Gedanken und Empfindungen beherrschte. „In ihm leben und weben und sind wir", war bei ihm fast nicht so sehr Sache des Glaubens, sondern einer ursprünglichen unabweislichen Empfindung, die keinen Augenblick seines Lebens ihre Kraft verlor. Daraus floß bei ihm auf ganz natürlichem Wege seine tiefe Demuth vor dem höchsten Wesen, dem gegenüber er an sich nur Schwäche, Untugend, Flauheit des Willens zum Guten empfand. Es war tiefrührend, seine Klage zu hören, wie er, der allzeit Thätige, zu wenig Thätigkeit, der allzeit in Gott Betende, zu wenig Geist des Gebetes, der fleckenlos Reine, zu wenig Reinheit in sich entdeckte. „Wüßte ich nicht", sagte er einst, „das süße Wort der Schrift: Der Herr ist freundlich und seine Barmherzigkeit währet ewig! so würde ich im allseitigen Gefühle meiner Schwäche muthlos werden." Ihn in solchen Augenblicken zu sehen, wie er eine Thräne im Gesicht auf das Kreuz blickte, den Baum seiner Hoffnung und seines Trostes, das war eine unvergeßliche Erfahrung, ein Stoff höchster Erbauung für Alle, die mit seinem inneren Leben vertraut waren. Vor Gott, seinem unveräußerlichen und liebsten Ge-

danken, legte er alle Tage sein Inneres offen dar mit inniger Reue über jeden kleinsten Schritt, mit täglich wiederholten Vorsätzen des Ankämpfens gegen die natürliche Unvollkommenheit. „Der Herr soll wenigstens meinen guten Willen sehen,“ betete er unaufhörlich, „und mich segnen mit dem Hauche seiner Gnade, ohne die der Mensch nichts Gutes wirken kann.“

Seinem Arbeitszimmer gegenüber stand im Stifte Neuburg die schöne Hauskapelle in gothischer Form mit sinnvoll zusammengestellten älteren Glasgemälden, mit meisterhaften Bildnissen aus Steinle's Hand, so schmuck und rein gehalten, daß sie jedes Herz entzückte. Hier hörte er alle Tage, wo es seine vielen priesterlichen Freunde auf Besuch möglich machten, mit der größten Sammlung die heilige Messe, deren wesenhafte Bedeutung, lange geübt und durchdacht, in seiner aufmerksamen Seele lag. Selbst der Priester am Altare fühlte sich durch die tiefen Seufzer seiner Andacht gehoben. „Niemanden“, sagte er einst, „kann ich die unbegreifliche Fülle von Trost begreiflich machen, die ich täglich aus der heiligen Messe, dieser unblutigen Feier des Todes Jesu Christi, im gläubigen Herzen schöpfe. Alle irdischen Gedanken ziehen sich zurück, meine sittlichen Kräfte leben auf wie matte Blumen im Morgenthau, Christi Blut fühle ich geheimnißvoll und gnadenreich durch meine Seele rieseln. Nicht bloß alle Menschen, sondern alle Vögel des Himmels, alle Blätter an den Bäumen, alle Strahlen des Sonnenlichtes, Alles, was athmet, grünt, leuchtet, muß ich aufrufen, dem

gütigsten Gott zu danken, welcher mich durch seinen Kreuztod aus eigener Unkraft in die Freiheit der Kinder Gottes geführt hat. Und gerade das heilige Meßopfer der katholischen Kirche stellt unsere Anhänglichkeit an die apostolische Ueberlieferung der Christuslehre in's hellste Licht. Dadurch erhalte ich aus der Hand der Kirche die Gewißheit des leibhaftigen Gottes, der unter und in den Menschen wohnt.« Aus dieser innigen Vertrautheit mit Gott, dem Geist aller Wahrheit, floß auch sein gewissenhaftes, sorgsam abgewogenes, im innersten Kern wahrhaftes Wort, dem sich Niemand unberührt entziehen konnte. Man fühlte in demselben die Urquelle aller Wahrheit im Grunde seines gottdurchdrungenen Wesens, es blieb davon ein Stachel stecken im Guten und im Bösen, hier als Strafe und Pein, dort als Trost und Vertrauen zum Manne, der es gesprochen hatte, wenngleich stets in mildester Form.

Dieses unveräußerliche Gottesgefühl, welches den ganzen Menschen erfüllte, gab ihm auch die ganz eigene Heiterkeit und Fröhlichkeit, eine Art kindlicher Selbstvergessenheit, die er stets in die Gesellschaft brachte und in den besten Formen walten ließ zur Erheiterung und Belehrung der Besuchenden. Der innere Friede machte sich äußerlich geltend, und theilte sich Allen mit, welche mit ihm in Berührung kamen. Ja, ich wage es unverhohlen auszusprechen, auch seine gute Lebensart, die ihn nie verließ, auf die selbst sein entschiedener Feind und Gegner rechnen konnte, hatte ihren Grund in seiner Ehrfurcht vor Gott, den er überall fand und in jedem

Menschen demüthig anerkannte. Das ist das Eigenthümliche liebevoller Geister, daß sie unbewußt den Reichthum ihrer Seele ausstrahlen und denselben zum Eigenthum Aller machen, die mit ihnen zu verkehren das Glück haben. Mangel an Liebe und Zartheit fließt aus einem öden Herzen, worin der Urquell aller Liebe, der persönliche Gott, durch eigene Schuld vertrocknet ist. Und wo diese innerliche Liebe fehlt, da läßt alle Höflichkeit kalt, und diese Kälte ohne Gott macht die trostlose Herzzerrissenheit der modernen Welt so schmerzenreich.

28.

Die Trauerfeierlichkeit für Robert Blum

zu Frankfurt am Main im Dezember 1848.

Difficile est satiram non scribere. Die ernsthafteste Sache verliert sich heutzutage in einen so häßlichen Schweif, daß man zweifelhaft ist, ob man über die Fratze lachen oder weinen soll. Robert Blum, der angebliche Volksmann von Leipzig, erschien zu Frankfurt als Führer der Umwälzungspartei in den hoffnungsreichsten Umständen für sein Tribunat, das über alle faule Kräfte der mittleren und tiefsten Schichten der Gesellschaft verfügen konnte. Die Aktien standen so günstig, daß er es für überflüssig fand, einige Bescheidenheit zu beobachten. Er gab sich unverhohlen für den ersten Minister der nächsten deutschen Zukunft aus. Aber dieses offene Hervortreten unter den wachsamen Augen der ganzen Nation wurde ihm schnell verderblich. Gleich in den ersten parlamentarischen Gefechten war der Rest seiner Straßen-Beredsamkeit verpufft, die gemeinen Räusche des Essighauses zerstörten den Verklärungsschein, der ihn bisher in der sächsischen Bierwelt fern von den überzärtlichen süddeutschen Sittlichkeitsphantasten umflackert hatte. Die akademische Barricadenjugend Moritz Hartmann und Giskra mit dem doppelten Reiz der Keckheit und Liebesmacht, kraushaarige Docenten

und Physiologen mit dem Sturm ihrer schweizerischen Freischaarenberedsamkeit, ja selbst die Carrikaturen im lebendigen Zustande, Zitz, Schlöffel und Wiesner mit dem weiten Ringen der polypenartigen Verbrüderung machten ihn schnell alt, und nahmen ihm die goldene Frucht der Frauengunst vom Munde weg, die er einst, trotz faunhafter Umpuppung, so reichlich genossen hatte. Er zog sich mit grollender Resignation in die Reichstagszeitung zurück, wo er als lauernder Mops im Gnadenbrode nach Herzenslust geifern und bellen konnte.

Eine Sängerin des Frankfurter Stadttheaters, die vom Busche des Lebens auch bereits abgeschüttelt war, leistete dem Einsamen mitleidige Theilnahme, und ein Gassenwitz machte sich in den Tagen europäischer Trauer für den standrechtlich Erschossenen öffentlich in der Zeitung dahin geltend, daß die Verwaiste ein gutes Recht habe auf einen Theil der Sammelgelder zu Gunsten der Hinterbliebenen Blums, und zwar um so mehr, da er mit seiner Frau in Leipzig in einem Scheidungsprozesse begriffen gewesen sei. Mir schien dieser Zeitungsklatsch zur Geschichte des Tages, die überhaupt wenig Erbauliches bietet und selbst ihre Lieblinge verächtlich behandelt, eine charakteristische Zugabe als schneidender Gegensatz zur künstlich hervorgerufenen und gemißbrauchten Apotheose des Volksaufwieglers an allen Ecken Deutschlands. Blum fühlte das allmälige Erblassen seines Sterns, er trat nur selten mehr als Redner in der Paulskirche auf, von seiner eigenen Partei kaum noch geachtet. Daher sein Bildniß mit der Unterschrift: „Zur Reichsantiquitätensammlung gehörig als

antidiluvianisches Curiosum, aufgefunden in Köln und zur Schau ausgestellt in Auerbach's Keller zu Leipzig," das als geschickte Handzeichnung viele Heiterkeit erregte.

Da die höheren Stände den ehemaligen Prediger der Deutschkatholiken standhaft von sich wiesen und die gleichfalls aristokratisch-spröde Nationalversammlung alle seine Ministerhoffnungen vernichtete, so hatte Robert Blum, trotz seiner theilnehmenden Umgebung, viele trostlose Stunden, die nur bisweilen erheitert wurden durch angebliche Hilfsgelder aus Polen, von deren baaren Sendung die Zeitungen munkelten, und sein Zeltgenosse Schlöffel aus dem einfachen Grunde nichts in Erfahrung brachte, weil sie in guten Wechseln auf achtbare Bankhäuser ausgestellt waren. Dafür sollte auch Entsprechendes geleistet werden, namentlich die Fortsetzung der März- und Mairevolution, welche die Nationalversammlung zu Schaden des deutschen Volkes enden wollte. Drohungen, Schmähbriefe, schamlose Verdächtigungen in den Schmutzblättern, Spott und selbst thätliche Mißhandlung gegen die Mitglieder der Paulskirche fruchteten Nichts. Sie hatten sogar den Muth, zwei nach einander eingebrachte Anträge zu ihrem persönlichen Schutz kurzweg zu verwerfen. Es mußte zum Aeußersten geschritten werden. Der Frankfurter Putsch vom 18. Sept., den Blum, wie die Henne ihr Ei, in der Reichstagszeitung verkündet, eingeläutet und als Nothwendigkeit für die deutsche Freiheit empfohlen hatte, während er mit seiner tapfern Seele zur Stunde der Gefahr still im Generalstabsquartier des Deutschen Hofes gelegen, ging durch seine hitzigen Marodeurs und

den unerwarteten Muth des Reichsministers Schmerling schmählich zu Schanden, und der Belagerungszustand legte sich als ersehnte Wohlthat für die ruhigen Bürger auf die angezettelten Fäden, welche beim Gelingen dieses ersten Handstreichs Berlin, München, Wien und Mailand in Aufstand setzen und alle gesetzliche Macht hätten vernichten sollen.

Angesichts dieses gewaltsamen Angriffs auf Frankfurt und die Nationalversammlung unter der wenig versteckten Appellation an die Todesfurcht der Abgeordneten war es dem Reichsminister Robert Mohl möglich geworden, eine Gesetzvorlage zum Schutze der Mitglieder der verfassunggebenden Frankfurter Versammlung mit Aussicht auf Erfolg einzubringen. Die Reichstagszeitung richtete vom ersten Augenblick an ihr schweres Geschütz gegen das beantragte Gesetz als eine Verletzung der Rechtsgleichheit aller Deutschen, welche für Volksmänner das erste Augenmerk bleiben müsse. Durch standhaftes, macchiavellistisches Geschrei gelang es, die ehrlichen, aber schwachen und in wundersamer Hirtenunschuld befangenen Mitglieder der Mitte und der rechten Seite zu betäuben und mit Drohungen der Volksungnade einzuschüchtern. Mittermaier, den der Witz als altes Weib carrikirt und lavatrix parlamentaris genannt, übernahm für diesen Fall die schmutzige Wäsche, und wußte sie in seiner bekannten weitläufigen Schönfärbungsmanier dergestalt zu empfehlen, daß die Nationalversammlung die Beschränkungen des amerikanischen Gesetzes zum Schutze der Volksvertreter, welches Hochverrath, Felonie und Falschmünzerei auch an den letztern rück-

sichtslos gestraft wissen will, fallen ließ und unter fortwährendem, zum Theil rohestem Schimpfen der Linken alle vernünftigen Bestimmungen des ursprünglichen Vorschlags mit überwiegender Stimmenmehrheit beseitigte. Aber auch in dieser, für die linke Wühlerpartei höchst günstigen Fassung fand das Gesetz keine Gnade bei Herrn Vogt und seinen Freunden, welche von der Tribüne aus erklärten, daß nie ein schlechteres zu Tage gefördert worden sei, und daß sie ihrerseits desselben gar nicht bedürften als festbegründet im Vertrauen des deutschen Volkes.

So wurde das Gesetz zum Stricke geflochten, die Männer der Rechten zu geißeln nnd in der öffentlichen Meinung zu verdächtigen als solche, die das Vertrauen ihrer Wähler verloren hätten, und durch solche freiheitsmörderische Gesetze vor der Volkswuth sich schützen müßten. Die in solchem Sinne gegen das Gesetz geschleuderten Flüche und Verwünschungen der Reichstagszeitung, die Blum entweder in verhängnißvoller Wuth selbst geschrieben, oder doch wenigstens angestimmt hatte, übertreffen Alles, was politische Frenesie, Heuchelei und verbissene Schadenfreude in's Leben sprudeln, während die Männer der Linken mit unverkennbar wachsender Sicherheit ihre wohlbehagliche Seelenstimmung im Gefühle dieses Gesetzes nicht verbergen konnten und die süße Frucht ihres Doppelsieges auf die leckerhafteste Weise benaschten. Ja sie gingen so weit, öffentlich durchblicken zu lassen, daß die Ungunst dieser Ausnahmsstellung für die Mitglieder des Reichstags durch geschickte Kartenmischerei ganz und ungetheilt auf

die rechte Seite der Paulskirche falle und den ganzen Vortheil der schlangenklugen Linken zuwende.

Unter dem Schutze dieser unerwarteten Ministerialhilfe wurde nun ruhig getagt, um denjenigen Ort in Deutschland zu bestimmen, wo am meisten Aussicht wäre auf den glücklichen Erfolg einer kühnen Straßenemeute. Die Briefe der österreichischen Abgeordneten von der extremen Partei im Sinne Robert Blums flogen leider nicht brieftäublich, sondern geierhaft in die Kaiserstadt an der Donau, drängend, zum Straßenaufruhr treibend. So erzählten uns Augenzeugen und theilweise selbst die Zeitungen. Wäre, wie Polen, Wälsche, Ungarn, Juden und jüdelnde Literaten, abgesetzte Militärs und Rongeaner gewiß versicherten, die Stadt Wien durch vermeintlich leichten Angriff in die Hände der Demagogen gefallen, die österreichische Monarchie von Grund aus durchwühlt, und der Convent mit seinen neuerfundenen Guillotinen, mit seinen niedermalmenden Schrecken, mit der frechen Gottlosigkeit eines wild stürmenden Gassenpöbels eingesetzt, so hätte der Aufruhr und die Ruchlosigkeit vermittels der Dampfwagen eiligst nach Berlin zu brausen und auch hier alle Ordnung, alle gesetzliche Freiheit, alle höhere Menschenbildung aufzuräumen. Es verstand sich von selbst, daß die purgirten Nationalversammlungen in Wien und Berlin mit den geilsten Bildern ihrer Amtsvollmacht berauscht, und nach der Beseitigung aller widerstrebenden Kräfte als Hebel der neuen republikanischen Staatsanstalt in Mitteleuropa gebraucht werden müßten. Daß die linke Seite dieser Volksvertreter zu Wien und Berlin

so leidenschaftlich und selbstmörderisch in die umfassenden Pläne der Wühler eingingen, zeigt einerseits, welche tiefgreifende Fäulniß unsere gesellschaftlichen Zustände durchfressen hat, andererseits, wie sicher und unermüdlich die revolutionäre Demokratenzunft ihr Terrain zu bearbeiten und zu benützen verstand. Ueberhaupt habe ich seit langer Zeit weit mehr Achtung vor der concentrirten, entschlossenen Thätigkeit der Volksaufwiegler, als vor dem politischen Verstand und Muthe der Minister in den genannten Staaten aufbringen können. In Wien entwickelte Doblhoff insbesondere eine so unverschämte Koketterie mit dem Pöbel, der Preßzügellosigkeit und ihren Führern, eine so schmähliche Nachgiebigkeit gegen das frechste Laster, einen so unerhörten Stumpfsinn gegen alle Zeichen des nahenden Sturmes, daß, wer die Untüchtigkeit und Inhaltlosigkeit dieses Mannes nicht näher kannte, nothgedrungen auf bewußten, vor Aller Augen ausgeführten Verrath an Kaiser und Reich hätte schließen müssen. Die furchtbare Bestechlichkeit und Genußsucht, bis herab in die untersten Lagen des Volkes schrankenlos betrieben und geübt, in der Wurzel leider ein längst wucherndes Uebel, öffneten der politischen Corruption mit lombardischen Zwanzigern, mit ungarischen Banknoten und russischen Rubeln alle Thore der Herzen, aus denen Zucht, Scham und Maß entwichen.

Das gelang dem Straßenaufruhr vom 6. Oktober mit überraschender Schnelligkeit, mit noch nie erhörtem Glück. Die jüdische Lügenpresse strengte alle Kraft an, die Augen der Welt über den wahren Sachverhalt zu

blenden, die rohen Leidenschaften für die schlechte Sache aufzureizen und alle Gemüther, selbst die redlichsten, zu verwirren. Will man auch nicht wie Eisenmann behaupten, daß die deutschen Zeitungen sämmtlich bestochen waren, so kann sich doch der denkende Mensch bei Durchlesung der Correspondenzen aus jener Zeit kaum ein andres Urtheil bilden, als daß die geheime Macht des Geldes wenigstens die Correspondenten zu dieser wundersamen Uebereinstimmung für das Schlechte gebracht haben müsse. Daß in Frankfurt solche Motive nicht unthätig gewesen sind, unterliegt keinem Zweifel.

Es lag etwas Gräßliches in der Freude über das Glück der sogenannten patriotischen Erhebung des Wiener Pöbels und den gelungenen Meuchelmord am Kriegsminister, wie sie mit gespreizten Armen, fliegenden Locken, lauten Räuschen und vollen Backen gegen alles Recht und Gesetz auf den Straßen zu Frankfurt einherfuhr, wie sie aus den revolutionären Clubs brüllte und selbst auf den Bänken der Paulskirche ihre Lache aufschlug. Mir wird der Tag ewig denkwürdig bleiben, als der neugebackene Wiener Advokat Berger, ein dünnes, straff emporgerecktes Männlein, auf die Tribüne stieg mit dem dringlichen Antrage, daß die Nationalversammlung eine Lob- und Dankaddresse mit unverhohlenem Beifall an die tapferen Freiheitshelden in Wien erlassen sollte. Sein bleiches Angesicht blieb in seiner grausenhaften Farblosigkeit unbewegt stehen, und die unverhältnißmäßig großen Augen waren wo möglich noch tiefer und lückenhafter für ein erträgliches Conterfei. Keine Wimper zuckte, kein Ton der Stimme versagte,

die linke Hand grub nach Gewohnheit in der Hosentasche und der schmächtige Leib ruhte auf das Pult gestützt; der rechten Seite zugekehrt, als gälte es in der nachlässigsten Stimmung von der Welt eine Charade der Illustrirten Leipziger Zeitung zur Beförderuug der Verdauung aufzulösen, während die besseren Oesterreicher schamroth wurden für den kleinen Mann, dem es selbst zum Verrathe seines Landes und seines Kaisers am Gewichte fehlte. Der Antrag wurde nicht für dringlich erkannt. Berger sprang noch einmal wie ein Bedienter des theuersten Gasthauses zu Köln leichtfüßig auf die Rednerstätte und erklärte mit einem Versuche zum Zorn, der jedoch mißlang, daß er seinen Antrag nun ganz zurücknehme und die genannte Lob- und Dankadresse von der Linken „auf eigene Wag' und Gefahr" nach Wien zu befördern bestrebt sein werde.

Noch am nämlichen Tage wurden in den drei verschiedenen Clubs der Linken Adressen im genannten Sinne entworfen und berathen, aber mit einiger Zaghaftigkeit und mit dem unbewußten Gefühle des bevorstehenden Verhängnisses. Aus diesem Grunde fand auch nur das in den mäßigsten, wenn gleich noch immer für den Wiener Aufruhr höchst schmeichelhaften Ausdrücken abgefaßte Aktenstück die nöthigen Unterschriften, und zu dessen Ueberbringung nach Wien wurde mit fast schweigender Uebereinstimmung Blum erkiesen, der diese Sendung auch mit beiden Händen ergriff als Rettungsanker aus völliger Verschollenheit. Denn, wenn man ihn auch jetzt noch immer das Haupt einer Partei nannte, so war er dieses in der That schon

länger nicht mehr. Er trat den Vorsitz lieber an Herrn Vogt und andere kräftige Mitglieder der Linken ab, und erheiterte sich in Wein- und Bierhäusern unter Metzgern, Fuhrleuten und Soldaten, die allein noch von den Ueberbleibseln seiner abgenutzten Redfertigkeit zehrten und in seinen Grundsätzen gegen Besitz und Macht zu Gunsten des sogenannten Volkes den Muth fanden, ihn als großen Mann zu bewundern.

Die Rechnung für diesen Schritt war nach dem Zeugnisse eines gut Unterrichteten ungefähr so angesetzt: „Sitzest du noch länger ruhmlos in den Kneipen zu Frankfurt, so denkt in wenigen Monaten keine Seele mehr an dich. Die Geldbeiträge für deine hiesige Wirthschaft werden in andere Säckel fließen, und du stehst an Leib und Seele, an Geld und Gut gebrochen da. Der Wiener Aufruhr allein mit seiner jungfräulichen Glorie kann die Blüthe deiner weltgebietenden Männerherrschaft wieder zur Bewunderung der Nationen in's Leben treiben und zwar auf die wohlfeilste Art von der Welt. Die Resurrection deiner alten, hier leider begrabenen Rednersouverainetät im Osten, wo sie noch nie mit ausgiebigem Eifer erklungen ist, ein gewandtes Mitspielen unter den Bärten der akademischen Legion, und deine bewährte Klugheit, aus der Thorheit Anderer allen Vortheil an dich zu ziehen, werden dir zum Siege verhelfen, und die jetzige österreichische Regierung soll hoffentlich durch ihre Feigheit selbst mithelfen zu deiner Wiederbelebung für's deutsche Volk und eine ehrenreiche republikanische Zukunft. Auf dem Heimwege steckst du auch in Berlin, wo der Schwall

schöner Worte die preußischen Adler gelähmt hat, die Feder des Trutzes auf den Hut, und mit diesem Doppelzeichen deiner Revolutionsreise kehre nach Frankfurt wieder. Wir wollen dich als Kaiser in Sachsenhausen empfangen und dir die rechte Seite der Nationalversammlung zum Opfer bringen! Der Diktator für Deutschland ist gefunden, Robert Blum soll hochleben!" Alle Proletarier kredenzten ihren Aepfelwein und nahmen ihre Mützen ab im Gefühle ihrer baldigen Erlösung; die Wiener Reise war beschlossen! Herrn Blum zur Seite traten Fröbel, ein schlauer Mann von mehr Kenntniß und wissenschaftlicher Bildung, welcher in der Schweiz ein Erziehungsinstitut geleitet und die Revolutionsgelüste der Schweizerradikalen mit dem ansprechenden Scheine von Maßhaltung und logischer Begründung überdeckt hatte, für diese Sendung vom Club der Linken im Donnersberge gewählt, und für eine dritte Fraction der Linken Trampusch, Moriz Hartmann, der Poet, und noch ein Fünfter, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnern kann.

Als sich eines Abends die Nachricht von der plötzlichen Abreise des Robert Blum und seiner Reisegefährten in den Kreisen der Abgeordneten verbreitete, war Jedermann erstaunt über diesen unerwarteten Muth, und Viele konnten kaum an die Wahrheit dieser Thatsachen glauben. Aber der Wunsch schien allgemein bei den meisten Abgeordneten, bei den angesessenen Bürgern und der Garnison, daß Robert Blum einmal in die eigene Grube fallen und seine Strafe finden möge; denn Jedermann war der unaufhörlichen Wühlerei müde.

Ja, als man erzählte, Vogt habe dem Herrn Blum bei der Abreise auf dem Bahnhofe die Hand gedrückt und scherzend gesagt: „Gib Acht, daß sie dich nicht aufhängen, verdient hättest du es längst,“ erhob sich allenthalben Heiterkeit, die aussah wie Hoffnung, welche keinen Zweifel zuließ über die allgemeine Volksstimmung. Da Blum und seine Genossen plötzlich und ohne ordentlchen Urlaub abgereist waren, interpellirte Jahn die Minister und das Bureau, ob sie Kenntniß hätten von der Wiener Reise der genannten Abgeordneten und ob hinlängliche Sicherheit für ihre persönliche Unversehrtheit getroffen worden sei in einer belagerten Stadt, wo Fürst Windischgrätz vielleicht weniger Spaß verstünde, als die Mitglieder der Nationalversammlung. Ein schallendes Gelächter der Linken schlug dem Interpellanten entgegen; die Männer der Rechten lächelten zum Theil oder senkten züchtig verlegen ihre glänzenden Augen. Der Präsident und seine Bureaugehilfen schwiegen mit unbegreiflicher, fast koketten Andacht und der Reichsminister Schmerling sagte einfach: „Das hohe Haus wird mir erlauben, auf die Interpellation des Herrn Jahn gar nichts zu antworten!“ Dagegen protestirte Vogt von der Tribüne und forderte ihn auf, die Gründe seines Schweigens anzugeben, welche Forderung jedoch die Versammlung verwarf. So sicher war die linke Seite der Paulskirche, daß sie selbst aus dieser Sache einigen Vortheil gegen das Ministerium zu erlangen hoffte.

Diese halb spaßhafte, halb tragische Stimmung dauerte längere Zeit fort, und als man erfuhr, daß

Blum wirklich in Wien angekommen und bei der akademischen Legion als Kämpfer eingetreten sei, erschienen sogleich Carrikaturen, welche denselben in der Waffenrüstung des Elitencorps lächerlich machten. Das Wohlbehagen, welches durch den Genuß dieser leichtfertigen Witze entstand, ließ durchaus keine Besorgniß für das theuere Haupt aufkommen und die Reichstagszeitung veröffentlichte fortwährend Briefe der verreisten Herren, welche keinen andern Zweck hatten, als die hiesige Nationalversammlung todt zu schlagen durch die Einflüsterung, daß man in allen Ländern, wo deutsche Zunge walte, ihre zu conservative Richtung verdamme. „Wenn solcher Cynismus straflos durchgeht, so ist keine Gerechtigkeit mehr im Himmel und auf Erden!“ sagte ein Frankfurter Bürger im Casino, und warf die Reichstagszeitung zornig auf den Tisch. Das Holz, woran das Blatt befestigt war, sprang auf, einem österreichischen Abgeordneten von der Linken in's Gesicht, der am Tische saß. Er stand auf und ging mit seinem Regenschirme schweigend von dannen. Als sich der bekanntlich falsche Ruf verbreitete, Blum sei nach Berlin entwischt, ergoß sich von Neuem eine Fluth von Carrikaturen über Robert Blum, dessen Muth nie großes Vertrauen eingeflößt hatte, und erheiterte die Frankfurter Gesellschaft, welche trotz der bewegten ereignißreichen Zeit von der Langweile viel auszustehen hat. Männer und Frauen füllten nebenbei ihre Theestunden und Unterhaltungslücken bei der täglichen Mahlzeit mit schmerzlichen Klagen aus, daß der Volksibun von Leipzig entkommen, daß er nicht von

Windischgrätz ertappt und aufgehängt sei. Diese Stimmung fand ich in meiner bekannten aufrichtigen Auffassungsweise der Ereignisse so allgemein, so entschieden, so derb ausgedrückt, daß sie mir nicht als ganz anständig einleuchten wollte, weil ich oft wunderliche, ja fast christliche Bedenken gegen diese Aeußerungen der gebildeten Kaufmannswelt hatte.

Die Zeitungen klärten jedoch bald den Irrthum auf, die Maus war wirklich in der Falle. Kein leiser Gedanke von Zweifel stieg bei der Linken auf über die Gültigkeit des Gesetzes zum Schutze der Abgeordneten, selbst die Oesterreicher hielten im Allgemeinen eine Hinrichtung Blums für politisch unmöglich. Der gute Reichsjustizminister, von den Wiener Zuständen vielleicht besser unterrichtet, ohne realen Boden unter seinen Amtstisch in nicht geringer Verlegenheit, machte jedoch ein sichtbar bekümmertes Gesicht und blieb in seinen Antworten auf die gemachten Interpellationen öfter stecken, als es für seine Würde gut war. Da kommt eines schönen Morgens ein Brief an den Reichsverweser, zwar nur aus seiner Verwaltungskanzlei in Wien, aber von zuverlässiger Hand, mit der bestimmten Nachricht, daß Robert Blum erschossen worden sei. Die Minister und das Bureau der Nationalversammlung werden noch vor der Sitzung rechtzeitig von diesem Fall unterrichtet. Sie erscheinen ernsthaft, fast betrübt, v. Gagern mit etwas gebrochener, jedenfalls von tiefer Erschütterung zeugender Stimme und feierlichen Haltung, die seinen Schmerz nur desto interessanter macht. Kein Wort verlautet, die Rechte steht in Gruppen

flüsternd, die Linke zerstreut, wie nach einer verlorenen Schlacht, unstät trippelnd, als brennte ein unheimlich Feuer unter den Sohlen. Ich trat etwas verspätet ein, ohne von der Sache das Mindeste zu wissen. Auch die Gallerie war ganz lautlos, wie festgebannt, und flüchtige Züge wie des Schreckens spielten um die zitternden Lippen. Den Frauen waren die Stecknadeln aus den Haaren gefallen, die Locken rollten auf die Schultern, und in einigen Augenblicken glühte es wie Thränenglanz. Ich fragte einen Nachbar um die Ursache dieser Erscheinung, er gab mir keine Antwort, den Blick starr auf die Tribüne gerichtet.

Die Glocke des Präsidenten läutete, athemlose Stille herrschte im ganzen Hause. v. Gagern verlas mit unsicherer Stimme ein Schreiben aus Wien an den Abgeordneten Bauernschmied, worin Robert Blum's Tod ausgesprochen war. Ein anderer Brief, der später anlangte und aus Präsidium eingereicht wurde, erzählte die Einzelheiten der Hinrichtung, noch immer fehlte indeß der Bericht eines Amtes oder eines Augenzeugen. Aber der Justizminister Mohl, als er die Absendung der zwei Commissäre Paur und Pötzl zum Schutze der Abgeordneten und zur Beilegung des Kampfes und seiner Folgen in Wien verkündete, ließ über Blums Ende keinen Zweifel mehr übrig. Sie können sich bei dieser Gewißheit das zermalmende Gefühl, welches sich auf die Linke legte, nicht vorstellen, ich habe noch nie eine schrecklichere Wirkung auf menschliche Gemüther gesehen. Sie saß vernichtet und rathlos auf ihren Bänken, denn die Verletzlichkeit der Volks-

aufwiegler war mit blutigen Lettern geschrieben. Daß man solches noch auf Erden wagen würde, hatte keiner von ihnen geträumt. „Die Volksmajestät ist auf immer im Blute Robert Blums ertränkt,“ stotterte einer unter ihnen und wurde leichenblaß. Besonders bemitleidenswerth erschienen die österreichischen Abgeordneten auf der linken Seite. Die Träume auf schnelle Beförderung im Vaterlande waren mit einem Male wie Morgennebel zerronnen. Sie wiederholten bloß den Refrain des zweiten, vom Präsidenten vorgelesenen Briefes zwischen den halgeöffneten Lippen: „Ein Rächer wird für Robert Blum aus dem deutschen Volk erstehen,“ bei dessen Lesung v. Gagerns Stimme erschrocken im tiefen Baß herunterfiel wie eine Lerche, die der Jäger unter den Wolken aus ihrem Liedeswirbel geschossen hat. War dieser Beisatz der Wiener Correspondenten für die Linke ein schwacher Trost, so wirkte er nur desto erschreckender auf die rechte Seite, besonders auf die Oesterreicher, die der Todesfurcht offenen Zutritt in ihre unerfahrenen Herzen gestatteten.

Der Vortheil ward auf der Gegenseite schnell bemerkt und schamlos ausgebeutet. Man sprach von zehn Oesterreichern, die von hundert Rächern in Frankfurt dem Andenken des Robert Blum zum Opfer gebracht werden müßten — inferias Jugurthae. Selbst aus Norddeutschen wollte man einige Schlachtopfer bezeichnen. Diesen Ton schlugen alle liberalen Zeitungen an. Die Meute der demokratischen Vereine erhob ein furchtbares Gebell und Geheul, jeder Lotterbube des deutschen Reiches fand seine Volkssouveränetät

gekränkt und seine künftige Barricadenwirksamkeit gefährdet. Die sogenannte öffentliche Meinung, d. h. das Gejohle der Gasse und der Bierhäuser, vor dem sich die vernünftigen und gutgesinnten Deutschen in unbeschreiblicher Blindheit und Muthlosigkeit entweder zurückziehen, oder halb und halb aus Furcht mitheulen, schlug zu Frankfurt in eine gräuliche Katzenmusik ein, die jeden edleren Sinn verletzte, und alle Hoffnung auf wahre Freiheit in Deutschland niederschlug. Die hausirenden oder gastirenden Literaten, wovon eine Unzahl sich in Frankfurt herumtreibt, theils als Zeitungscorrespondenten für schmutzige Volksblätter, theils als Fabrikanten von Placaten, die sie von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf colportiren und colportiren lassen, krochen wie das Gewürm nach einem lauen Regen aus ihren Schlupfwinkeln und schrieen die Ermordung des deutschen Freiheitshelden Blum, die nothwendige Erhebung des deutschen Volkes gegen den Vaterlandsverräther Windischgrätz und die mörderliche Untreue der Kamarillen in Deutschland so laut in den Wald, daß der fortwährende Wiederhall selbst die klugsten Leute wankend machte und Manche um allen Verstand brachte. Niemand wollte sich selbst sagen, daß diese plötzliche Umstimmung im geraden Widerspruche mit der vorigen Denkweise stehe, der brausende Strom riß Alles mit sich fort.

Was ich nun in dieser Richtung gesehen, das wird mir ein unerschöpflicher Stoff bleiben, um mir das allzugroße Vertrauen auf die Menschen zeitlebens aus dem Kopf zu schlagen. Männer, die sich früher als Säulen des Staats und der Kirche geberdet hatten,

redeten ganz irre und aßen ihr Brod in der Bitterkeit ihres Herzens, das oft aus Eitelkeit, oft aus Furcht, bisweilen auch aus Haß gegen das katholische Oesterreich zu allen Lästerungen gegen Windischgrätz mitplapperte. Frauen, welche vor zwei Tagen schmerzlich bedauert, daß Blum dem verdienten Tode entronnen, trugen jetzt verstörte Gesichtszüge, Anwandlungen von Ohnmacht, jedenfalls Spuren schlafloser Nächte durch die Gassen der Stadt. Die farbigen Kleider wichen bei Vielen dem tiefsten Schwarz, um das deutsche Herz vor der Welt zu rechtfertigen. Verkaufsgewölbe, früher dem heitersten Weiß an Leinwand und Sommerzeugen gewidmet, stellten mit unverkennbar deutschem Mitgefühle den ganzen Zauber des weiblichen Trauerstaates in der eckelsten Ausführlichkeit, und den größten Reichthum an Flor und Schwarzwollenzeug für Männer zur Schau, und es gehörte zur Galanterie des Tages, sich wechselseitig Stücke dieses koketten Trauerschatzes zu verehren, galt auch das Geschenk einer sehr lebensfrischen Hoffnung. Knaben trugen ganze Schachteln voll Trauercocarden, das Stück um neun Kreuzer, in den Wirthshäusern umher, um alle Hüte loyaler Wein- und Biertrinker auf dem kürzesten Wege mit diesem nothwendigen Zeichen einer deutschen Gesinnung zu versehen. — Der gesunde Menschenverstand flüchtete aus dieser schmachvollen Heuchelei des neunzehnten Jahrhunderts in die Knabenschulen, wo überhaupt mehr Sinn und Ordnung ist, als die Gichtbrüchigen daheim glauben. Die conservativen ABCschützen rissen ihren radikalen Fibelinhabern die schwarzen Blumcocarden herunter, die ihnen die

Eltern angesteckt und traten sie mit Füßen, weil Robert Blum als Verbrecher gegen Kaiser und Reich gestorben sei. Sie gewannen auch die Oberhand über ihre Mitschüler von der Linken, und ich küßte in diesen Tagen allen deutschen Schülern die rechte Wange für ihre tapfere Gesinnung, wenn sie mir auf den Gassen entgegenkamen mit dem Ausrufe: „Macte virtute puer, sic itur ad Astra!" In den Aushängekästen der Buch- und Bilderherren war Blums Bildniß auf einmal in allen Formen zu haben, groß, klein, farbig, Stahlstich, Gemälde, wie man's haben wollte, und in den Handwerkshäusern, bei Metzgern, Auflegern und Polizeiprofosen nimmt es wirklich jenen Platz im Zimmer ein, wo man sonst die Porträte des Vaters und der Mutter aufzuhängen pflegt.

Die Sachsenhäuser, Straßenarbeiter, Tischler und Nadelfabrikanten steckten eine große schwarze Fahne am Brückenkopf vor dem deutschen Hause auf, und ich habe Leute gesehen, die mit entblößtem Haupte an derselben vorbeigingen. Die größeren Bilderläden an der Zeil hatten das Porträt des Hingerichteten mit Trauerflören umhangen und viele weichherzige Kaufherren gaben es zum Frommen deutscher Einheit um einige Kreuzer wohlfeiler, um selbst den Minderbemittelten die Anschaffung desselben möglich zu machen. Andere Schildereien zeigten den Robert Blum auf der Gerichtsstätte. Er hat sich bereits der Kleider bis auf Hemd und Hosen entledigt, ein Jesuite mit einem Crucifix macht ihm die letzte Angst, über ihm erscheint im Gebirge von Tirol Andreas Hofer, der Gemeuchelte, der Leidens-

genosse für deutsche Freiheit. Auf anderen Bildern sinkt er, von drei Schüssen durchbohrt, zur Erde, rothe Blutströme färben die Erde, für dich, du unterdrücktes Volk von Sklaven in den deutschen Gauen, gegen dich, du Natterngezücht deutscher Fürsten und Henker in seidnen Westen! Der Platz, wo diese Mordspektakelgeschichten aushängen, wird den ganzen Tag nie leer von Menschen, man kauft sie nicht, man verschlingt sie mit den Augen, die Stirne runzelt sich, Flüche murren, brüllen, zischen, und spät Abends werden die gesehenen Scenen bei den Speisewirthen und in der Judengasse erläutert, eingetränkt wie Gifttropfen gegen die Gesellschaft und die Obrigkeit.

Ein Placat aus Offenbach, das zur Todtenfeier einladet, zeichnet das Ende mit dem Beisatze: „Im Jahre der tiefsten Schmach Deutschlands!“ wobei der Schreiber den Doppelsinn nicht wahrgenommen und die Zeit treffend charakterisirt hat, wie ein berühmter Esel in der Bibel ebenfalls ohne Verdienst und Bewußtsein. Zu gleicher Zeit erschien eine gedruckte Aufforderung zur Geldsammlung für die Hinterbliebenen des Robert Blum, und das Comité, welches dieselbe unterzeichnete, enthält das bunteste Gemisch von anrüchigen Personen, Literaten, Doctoren und Handwerkern, die gleichwohl gute Geschäfte machen. Die eingehenden Geldbeiträge werden mit Devisen an Vogt eingeliefert, der sie in der Reichstagszeitung abdrucken läßt. Da hieß denn eine Devise: „Erhebe dich, Rächer Deutschlands! und rette uns vor Windischgrätz!“ eine andere: „Blums Tod komme über sie und ihre Kinder!“ eine dritte:

„Tod den Tyrannen, Tod der Nationalversammlung!“ während die Zeitung selbst sich überbietet an furchtbaren Ergüssen gegen die Männer der Ordnung und Gesetzlichkeit. Und unter diesen Umständen wanken selbst die Reichsminister. Nur Schmerling, über die Sache interpellirt, hat den Muth zu sagen: „Das Blut fällt auf die Partei, die ihn mit dem Minoritätsgutachten nach Wien geschickt hat. Wer sich in die Gefahr begibt, geht darin zu Grunde“ — leider nur ein Lichtblick in dieser Verfinsterung der Gemüther.

Das Heimweh.

Land! das ich als zarter Knabe
Schon im Geist geahnet habe,
Süße Heimath! sei gegrüßt!
Ach! mit heißem Gluthverlangen
Seh' ich deine Rosen prangen,
Und des Heimweh's Zähre fließt!

Rings umkränzt mit Ruhm und Siegen
Seh' ich schon die Kämpfer liegen
Dort im kühlen Palmenhain,
Und das höchste Liebesleben
Flammend um die Sieger schweben
Im verklärten neuen Sein.

Wie der Frühling strahlt am Throne
Dulderthräne! deine Krone
Für den Kampf im Erdenthal,
Jede Zähre ist gewogen,
Bricht sich wie ein Regenbogen
In des Urlichts Sonnenstrahl!

Heil euch, Sel'ge, dort im Schatten
Auf den ewig grünen Matten
Lächelt euch der schönste Mai,
Sicher vor des Todes Hiebe
Seid ihr, Märtyrer der Liebe!
Ewig jung und ewig frei.

Aber ich im Thal hienieden
Weine Land! nach deinem Frieden,
Wo kein Erdenjammer stöhnt,
Wo die Geistersonne leuchtet,
Und der Strom des Lebens feuchtet,
Und Triumph der Sieger tönt!

Land! wo keine Sensen mähen,
Ernter ohne Sichel stehen
Und das Ernten ewig währt;
Wo die Garbe selbst sich bindet
Und der Hunger Speise findet,
Die sich durch Genuß vermehrt!

Land! wo Liebe nicht mehr bleichet,
Und Genuß den Becher reichet,
Der von Himmelswonne schäumt,
Wo die adlerkühne Tugend
Aus der Wurzel ew'ger Jugend
Wie die Zeder Gottes keimt;

Wo die Freunde sich umarmen,
Um vom Froste zu erwarmen,
Der im Thal die Herzen eist,
Und auf obstgekrönten Auen
Sich der Freundschaft Hütten bauen,
Die kein Windstrom niederreißt!

Ach! wie lange muß ich weinen
Nach der Luft in deinen Hainen,
Heißersehntes Friedensland!
Ach! wie lange einsam wallen,
Wo im Herbst die Blätter fallen,
Tief in Grabesluft verbannt!

Sieh! wir sä'n mit krankem Herzen,
Hoffen Freude, ernten Schmerzen,
Unsre Myrte sengt der Frost,
Grabeszahn durchnagt Gebeine
Und der Tropfen höhlt die Steine
Und den Stahl umleckt der Rost.

Du nur Land der ew'gen Klarheit,
Land des Lebens und der Wahrheit,
Heil'st des Pilgrims kranke Brust!
O so nimm mich aus dem Dunkeln
In das heitre Lenzesfunkeln
Deiner süßen Liebeslust!

Heil! ich seufze nicht vergebens,
Das Gefühl des bessern Lebens
Schauert sanft durch mein Gebein,
Und vom Auge fällt die Hülle,
Mich umathmet Geisterstille
Und umglänzet Morgenschein!

Meiner Heimath gold'ne Auen
Kann ich in der Nähe schauen,
Und der Lüfte Frühlingsweh'n
Darf ich athmen, voll Entzücken
In den Plan der Welten blicken,
Und am Thron der Gottheit steh'n!

Doch ich träume! Noch im Staube
Ringt und zagt und weint der Glaube,
Späht durch eine dunkle Kluft,
Bangt und harrt der letzten Stunde,
Die ihn fort zum Geisterbunde
Aus des Thales Nächten ruft!

Komm o Tod, und reiche milde
Mir zum Gang in's Lichtgefilde
Den bekränzten Pilgerstab!
Singend will ich zieh'n und wallen
Aus der Erde morschen Hallen,
Voll Triumph durch Tod und Grab!

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Nachruf an Beda Weber V

Beda Weber. Sein Leben und Wirken . . VII

I. Predigten.

Dichterpredigt 3

Die fünf an die Spitze jeden Abschnittes und an den Schluß des Ganzen gestellten Gedichte sind den „Liedern aus Tirol“, Stuttgart und Tübingen 1842, entnommen.

1. Am Rosenkranz-Sonntage zu Lienz im Pusterthale 1824. Primizpredigt 7
2. Vor Wallfahrtern zu Trefoy, hart am Ortler an der Straße über das Stilfser Joch in einem einsamen Marienkirchlein. 1828 10
3. Am vierten Fasten-Freitage zu Agums. 1826 . 15
4. Am Herz Jesu-Feste zu Burgeis. 1826 . . 18
5. Am Feste des heil. Joseph zu Meran. 1832 . 24

Vollständig. Die Predigten sind aus „Predigten an's Tiroler Volk.“ Frankfurt a. M. 1851.

II. Geschichtliches und Landschaftliches.

Die Sterbeglocke an den Jüngling 33

6. Fra Vito, der stille Laienbruder in Trient . . 35

Aus: „Tirol und die Reformation in historischen Bildern und Fragmenten.“ Ein katholischer Beitrag zur näheren Charakterisirung der Folgen des dreißigjährigen Krieges vom Tiroler Standpunkte aus. Innsbruck 1841.

Seite

7. Aus dem Jugendleben der Johanna Maria vom Kreuze 42

Aus: „Giovanna Maria della Croce und ihre Zeit.“ Ein Lebensgemälde aus dem siebenzehnten Jahrhunderte. Regensburg 1846.

8. Aus dem Leben des Oswald von Wolkenstein . 76

Aus: „Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche.“ Innsbruck 1850.

9. Zum österreichischen Concordate 101

Aus: „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben“ — Mainz 1858 — und der Abhandlung: „das österreichische Concordat in Deutschland“ entnommen.

10. Das Thal Passeier 106

Aus: „das Thal Passeier und seine Bewohner.“ Mit besonderer Rücksicht auf Andreas Hofer und das Jahr 1809. Innsbruck 1852.

11. Gebräuche und Sitten im Thal Passeier . . 108

Desgleichen.

III. Laufendes zur Geschichte und Signatur der Gegenwart.

Der Verstockte 113

Dieser Abschnitt ist aus der nachgelassenen Schrift „Cartons aus dem deutschen Kirchenleben“ zusammengestellt.

12. Moderne Bildungszustände und das Verhältniß der Bibel in denselben 116

Aus der Abhandlung: „Bildungszustände in Mittel-Deutschland.“

13. Die Wurzel ungläubiger Polemik der Gegenwart 120

Aus: „Sprechsaal für Laufendes aus der Geschichte der Gegenwart.“

14. Katholische Volksverdummung 126

Aus: „die katholische Verdummung in Beispielen.“

15. Sonntagsfeier des deutschen Volkes . . . 136

Aus gleichbetitelter Abhandlung.

16. Zum Wesen der katholischen Kirchenandacht . 141

Aus: „die erste Communion, stilles Herzensgebet, Kirchengesang.“

Seite

17. Das räumliche Leben und das Seelenleben . . 144
Aus: die Wallfahrt der „Bergsträßler“ nach Weißenstein. (Diese liebliche Skizze ist unterzeichnet: An der Bergstraße, 6. Oktober 1855. G. B. M. Unverkennbar hat aber B. W. darin gewaltet.

18. Erfahrungen der Kirche in Deutschland an ihren Bauwerken verbildlicht 147
Aus: „Leiden der kath. Diaspora in Deutschland.“

19. Die klassischen Studien 157
Aus: „Sprechsaal.“

20. Stellung des katholischen Priesters in gemischten Religionszuständen 165
Aus gleichbetitelter Abhandlung.

21. Ein Wort über die Jesuiten aus Anlaß ihrer Mission in Frankfurt a. M. 175
Aus: „die Jesuitenmission in Frankfurt a. M.“

IV. Charakterzeichnungen und Lebensbilder.

Hofers Verklärung 181

22. Andreas Hofer

1) Jugend und Persönlichkeit 187

2) Aufstand der Bauern im Pusterthale. Kampf bei Sterzing 189

3) Hofer rückt gegen Innsbruck. Waffenstillstand von Znaim. Lefebre in Tirol . . . 190

4) Hofers Regierung in Tirol als Obercommandant im Namen von Oesterreich . . 196

5) Friede zu Wien mit Preisgebung Tirols. Drouet in Nordtirol. Hofers Kampf auf dem Berge Isel mißlingt. Sein Schwanken. Unterwerfung des Landes 198

6) Hofers Gefangenschaft und Tod 202

Zusammengestellt aus: „das Thal Passeier.“ 2. Abtheilung: Andreas Hofer und das Jahr 1809, mit besonderer Rücksicht auf Passeiers Theilnahme am Kampfe.

Seite

23. Aus dem Leben eines Sonderlings
1) Die Hohheit des Ackerbaues 207
Aus: „Charakterbilder.“ Frankfurt a. M. 1853. Zum Theil sind die hier enthaltenen Aufsätze schon in Zeitschriften abgedruckt.

24. Aus dem Leben eines Sonderlings
2) Studium und Geistesinteressen 213
1. u. 2. Auszug aus der Skizze: „Der Sonderling von der Etsch.“ (1852.)

25. Zur Charakteristik von Möhler 219
Aus: „Charakterbilder: Möhler in Meran“ (1836).

26. Zur Charakteristik von Michael Feichter . . 229
Desgleichen. Michael Feichter, Regens im Priester-Seminar zu Brixen (1846). Ursprünglich minder vollständig unter dem Titel: Bemerkungen über Michael Feichter. Aus meinem Tagebuche von B. W., als erster Aufsatz des 1. Jahrgangs (1843) der Katholischen Blätter aus Tirol.

27. Zur Charakteristik von Joh. Fr. Heinr. Schlosser 234
Desgleichen. Joh. Fr. H. Schlosser (1851). Ursprünglich minder vollständig als Einleitung zu Schlossers „die Kirche in ihren Liedern aus allen Jahrhunderten.“

28. Die Trauerfeierlichkeit für Robert Blum zu Frankfurt a. M. im Dezember 1848 240
Desgleichen. Aus: „Umrisse aus der Paulskirche.“

Das Heimweh 261